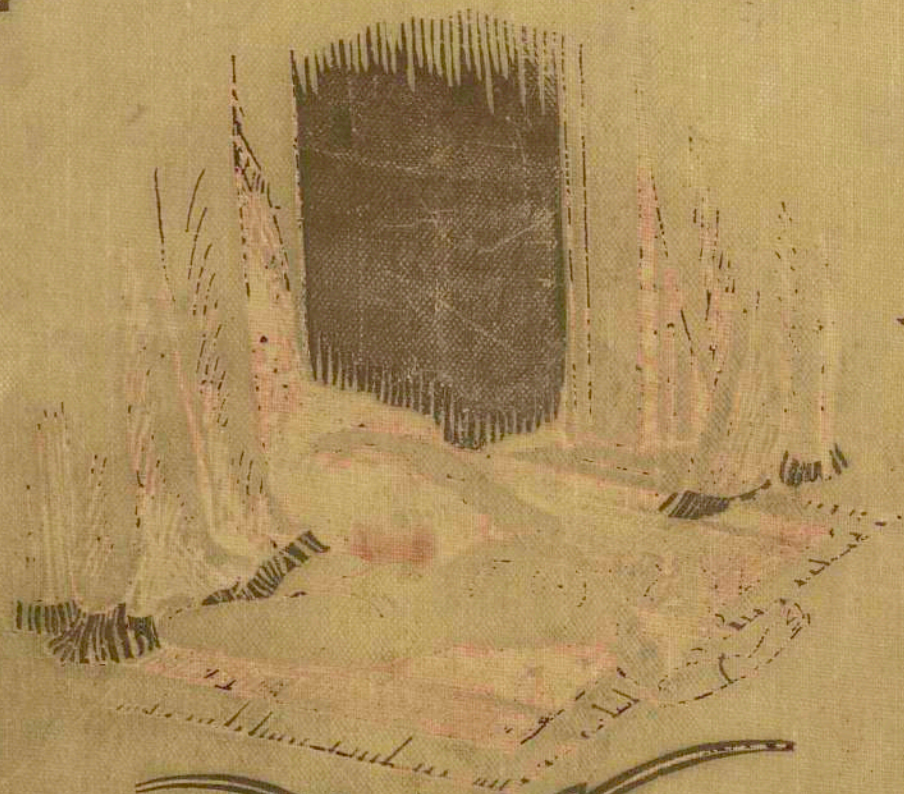


Die Reine Geschichte



Der
Leistung

SITTENGESCHICHTE DER
KULTURWELT UND IHRER
ENTWICKLUNG

IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

LEO SCHIDROWITZ

UNTER MITWIRKUNG VON

MAX BAUER / EBERHARD BUCHNER / GRAND-CARTERET / DR. HANS
FLOERKE / ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM / DR. OTTO
GOLDMANN / DR. OTTO GRAUTOFF / GUSTAV GUGITZ / DR.
THEODORHAMPE / JEAN HERVEZ / DR. MAGNUSHIRSCHFELD
MAX KEMMERICH / PROFESSOR FRIEDRICH S. KRAUSS
PROF. STELTON KYRIAKIDES / DR. RUDOLF LOTHAR
VICTOR MARGUERITTE / KURT MORECK / RUDOLF
QUANTER / FREIHERR VON REITZENSTEIN
DR. O. F. SCHEUER / PROF. V. SCHULTZE-
GALLERA / DR. GASTON VORBERG

VERLAG FÜR KULTURFORSCHUNG
WIEN / LEIPZIG

SITTENGESCHICHTE
DES
LASTERS

DIE
KULTUREPOCHEN UND IHRE LEIDENSCHAFTEN

MIT ZIRKA 200 EIN- UND MEHR-
FARBIGEN ILLUSTRATIONEN UND
EINEM BEILAGENWERK



VERLAG FÜR KULTURFORSCHUNG
WIEN / LEIPZIG

Von der ersten Auflage dieses Buches wurden 100 Exemplare in Halbleder gebunden / Der Abdruck des Werkes oder einzelner Teile ist nur mit Bewilligung des Verlegers gestattet / Übersetzungsrecht vorbehalten

Copyright 1927 by Verlag für Kulturforschung, Vienna
Druck L. Beck & Sohn, Wien VII
Einband der J. Strobl A. G., Wien

V O R W O R T

Der Begriff, der sich hinter dem Wort „Laster“ erhebt, ist eindeutig kaum zu bestimmen. Denn sein Sinn wechselt nicht nur von Epoche zu Epoche und Zone zu Zone, auch die auf nahem Raum vereinigte Gesellschaft einer Zeit vermag sich zu keiner gemeinsamen und übereinstimmenden Feststellung dessen zusammenzufinden, was ihr als Laster zu gelten hat.

Der Widerstreit der Meinungen über das Wesen des Lasters tritt am deutlichsten in der Auffassung zutage, die der Definition des Begriffes Laster durch die wissenschaftlichen Fakultäten zugrunde liegt. Für den Theologen ist der Rahmen des Lasters am weitesten gespannt; in ihn fügt sich jede fleischliche Lustbetätigung, die nicht dem Zweck gottgefälliger Vermehrung in legitimer Ehe dient. Jus und Medizin, beide vom Standpunkt der christlichen Moralthologie gleich weit entfernt, berühren sich — trotz mancher prinzipieller Gegensätze — weit eher, wenn ihnen als Laster gilt, was Leib und Seele des Nächsten oder die Gesundheit des eigenen und fremden Körpers schädigen kann.

Da selbst die Wissenschaft sich bei Verdammung des Lasters kein gemeinsames Postulat zu eigen zu machen vermochte und das zur Richtschnur für die Beurteilung so oft herangezogene „gesunde Normalempfinden des Bürgers“ — ganz abgesehen von der Verschiedenartigkeit der Auffassungen von Landstrich zu Landstrich — bei der Unzahl der so oft zur Diskussion stehenden Grenzfälle gleich starke Kampftruppen pro und contra ins Treffen führt, fiel eine Abgrenzung jener Themen, die in diesem ernsten Lesern an die Hand gegebenen, der Erforschung der Geschichte des Lasters gewidmeten Buch Platz zu finden hätten, ohne auf einer Seite Widerspruch auszulösen, schwer. Erfreulicherweise aber waren der Herausgeber und die Autoren der einzelnen Abhandlungen gar nicht genötigt, sich in das Dilemma einer Definition einzulassen. Denn es geht

in diesem Band nicht darum, irgendeiner Auffassung von dem, was Laster sei, Stimme zu leihen; die jeder Subjektivität enthebende Aufgabe dieses Buches ist es aufzuzeigen, was den einzelnen Zeiten als Laster galt, von ihnen als solches gebrandmarkt wurde oder im Gegensatz zu anderen Kulturepochen in die Normalauffassung und selbstverständliche Gebärde einer Zeit eingerückt war. Denn nur in diesem Sinn vermag die Darstellung des Lasters der einzelnen Kulturepochen einen Beitrag zur Sittengeschichte der Menschheit und Kulturwelt zu geben; dann freilich einen so bedeutsamen und gewichtigen, wie kaum ein anderes Kapitel der Menschheitsgeschichte.

Um des gestellten Themas willen ist es vielleicht auch nötig, vorweg zu betonen, daß die Mitarbeiter an diesem Werk sich bewußt waren, daß die hier gestellte Aufgabe vollsten wissenschaftlichen Ernst und doppelter sittlicher Verantwortlichkeit bedarf. Wenn auch der Zusammenhang mit dem Gesamtwerk und die bereits vorliegenden Bände dieser Sittengeschichte es kaum mehr nötig machen, auf die kulturgeschichtliche Seriosität dieser Publikation zu verweisen und jene Elemente vor der Lektüre zu warnen, die in ihr — vergeblich — Ausführungen erwarten, die einer lüsternen Aufklärungssucht dienen könnten, hat der Verlag doch schon bei der Autorenauswahl darauf Bedacht genommen, daß kein falscher Schein auf seine wissenschaftlich ernste Arbeit falle.

Deshalb wurde die Darstellung der Laster und Ausschweifungen der einzelnen Kulturepochen medizinischen und juristischen Autoritäten übertragen, deren Bedeutung über jede Anzweiflung erhaben ist. Die Geschichte der Rauschgifte verfaßte der als Sexualforscher anerkannte Wiener Spezialarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten Dr. O. F. Scheuer, früherer klinischer Vorstand am Rudolfs-Spital in Wien, der sein Spezialwissen bezüglich der behandelten Gebiete in wesentlich gedrängterer Form schon im „Handbuch für Sexualwissenschaften“ niederlegte. Die Darstellung der einzelnen Sexuallaster übernahm Dr. Otto Goldmann, der als Landgerichtsrat

und Untersuchungsrichter am Leipziger Strafgericht jahrzehntelang mit der Behandlung der einschlägigen Materie betraut ist, das Kapitel über Homosexualität verfaßte der in allen einschlägigen Prozessen als Sachverständiger herangezogene Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, Leiter des Instituts für Sexualwissenschaft in Berlin, und das Kapitel über Sektenwesen hat schließlich den verdienstvollen Kulturhistoriker Eberhard Buchner zum Autor, dessen zahlreiche ernste Buch-Publikationen über Kulturkuriosa und okkulte Probleme ihn zum berufensten Gestalter der von ihm behandelten Materie stempeln.

Dieselbe Bedachtnahme, die bei der Autorenauswahl obwaltete, um jede falsche Vermutung über den Inhalt und die Tendenz dieses Werkes hintanzuhalten — womit natürlich keineswegs gesagt sein soll, daß die Heranziehung der in diesem Band vereinigten Autoren aus Prestige-Erwägungen erfolgte, während sie in Wirklichkeit durch die Erkenntnis veranlaßt wurde, daß gerade diese Wissenschaftler die berufensten Autoritäten zur Darstellung der vorliegenden Gebiete sind —, wurde auch bei der Auswahl des Bildmaterials an den Tag gelegt. Zur Illustrierung dieses Bandes kamen von vornherein nur gegenständliche oder graphische Vorlagen in Betracht, die von besonderer und unanfechtbarer kulturhistorischer oder sexualwissenschaftlicher Bedeutung sind und die zur Illustrierung des Textes dadurch unentbehrlich werden, daß sie das Verständnis für die behandelten Probleme blitzartig erhellen.

Das Material, das in den Bildbeigaben wiedergegeben ist, entstammt ausschließlich ernstest wissenschaftlichen Instituten und repräsentativen Sammlungen und es erübrigt dem Herausgeber nur noch, auch in diesem Zusammenhang jenen Stellen den Dank auszusprechen, die ihn durch die Ueberlassung dieses Bildmaterials in die Lage versetzten, der Sittengeschichte des Lasters ihre seriöse instruktive und erzieherische Illustrierung zuteil werden zu lassen.

Dieser Dank gilt insbesondere dem Germanischen National-Museum in Nürnberg, dem Institut für Sexualwissenschaft in Berlin, dem Berliner Kunst-Antiquariat Hollstein & Puppel für die Reproduktionsbewilligung aus der Fürstlich Lippe - Detmoldschen Sammlung, der Albertina in Wien, National-Bibliothek, Paris, dem Besitzer der größten deutschen Gebrauchsgraphik-Sammlung Herrn Dr. Sachs, Berlin-Nikolassee, und der Leitung der Zigarettenfabrik Garbaty für die Ermöglichung der Bildwiedergaben aus der umfassenden historischen Tabaksammlung dieser Firma.

Der Herausgeber und Verlag.

EBERHARD BUCHNER:

MASSENVERIRRUNG UND MASSENVERZÜCKUNG
/GEISTIGE EPIDEMIE/

GEISTIGE EPIDEMIEN / DER FLAGELLANTISMUS

Als Laster pflegt man alle jene vom Normaltypus abweichenden Neigungen zu bezeichnen, die sich bei freier Entfaltungsmöglichkeit in schädlichem, verderblichem Sinne auf die Existenz des betreffenden Individuums oder die Volksgesamtheit auswirken müssen. Sie sind meist tief im Triebleben des einzelnen oder des Volksganzen, mitunter auch einer bestimmten Epoche verwurzelt, und es haftet ihnen daher von vornherein der Charakter einer gewissen inneren Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit an. Man kann über Laster klagen, aber man wird sie durch Klagen, Schelten und Räsionieren schwerlich abstellen. Denn ein Trieb ist Vernunftgründen niemals zugänglich, und wer ihm beikommen will, wird immer nur erfolgreich sein, wenn er selbst in die Regionen des Trieblebens hinabsteigt, Gegentriebe lebendig macht, die stärker sind als er.

Das Laster ist so alt wie der Mensch, und es wird auch vermutlich, so schmerzlich eine solche Feststellung den unentwegten Optimisten und Utopisten eingehen wird, niemals aus der Welt geschafft werden. Der Normalmensch ist bisher auf Erden noch nicht gesichtet worden, und die Linie der Menschheitsentwicklung sieht nicht danach aus, als wenn sie diesem Ziele zulaufen und in der Erreichung des Normaltypus ihren Endpunkt finden sollte. So spielt der Kampf gegen das Laster in allen Kulturepochen eine erhebliche Rolle, und die Maßnahmen zu seiner Unterdrückung oder doch Zurückdrängung haben jederzeit einen hohen Prozentsatz der zur Verfügung stehenden aktiven moralischen Energien beansprucht.

Auf den ersten Blick fällt der enge Zusammenhang des Lasters mit dem Sexualtrieb auf. Ein großer Teil aller uns bekannt gewordenen Laster ist schlechthin unter die Rubrik „Abirrungen des Sexualtriebes“ einzureihen, und auch dort, wo diese Kennzeichnung bei oberflächlicher Betrachtung nicht zuzutreffen scheint, entdeckt der tiefer schauende Psychologe sehr oft noch in dem Sexualtrieb den eigentlichen Urheber der

zunächst rätselhaft dünkenden Erscheinung. Die Verkleidungstechnik, die der sexuellen Libido zur Verfügung steht, wirkt auf harmlose Gemüter, die ihr zum erstenmal auf die Spur kommen, geradezu verblüffend, und das Raffinement, das sie bei der Inszenierung entfaltet, ist so groß, daß nicht nur einzelne an sich urteilsfähige und verständige Beobachter, sondern mitunter weite Kreise der Bevölkerung, ja ganze Völker und Epochen dadurch getäuscht werden. So kann es kommen, daß das Laster keineswegs mehr als Laster erscheint, sondern hoch zu Roß als Tugend durch die Lande zieht, Bewunderung weckend, Verehrung heischend. Wie traurig die Rolle des Kulturforschers, der — wie oft! — zu konstatieren hat, daß der vermeinte Heilige, als Mittler zwischen Erde und Himmel von sündigen Seelen mit Leidenschaft in Anspruch genommen, nichts anderes war als ein armer sexualkranker Narr, der es fertigbrachte, der Befriedigung seines Sexualtriebes den Schein selbstloser Frömmigkeit und Güte zu leihen. Freilich, um hier klar zu sehen, muß man eingeweiht sein in die Intimitäten dieses Maskenspiels, muß eine Ahnung haben von der Umwertung aller Werte, die der Sexualtrieb, wenn er auf dem Kriegspfad ist gegen Sitte und Gesetz, zustande bringt.

Damit ist schon gesagt, daß man das Laster keineswegs nur in übel beleumundeten Regionen, bei den Parias der Gesellschaft, den Geächteten und Verworfenen suchen darf. In jedem Boden kann es ins Kraut schießen und es scheint sogar, daß es sich mit einer gewissen Wohlanständigkeit und vor allem mit Religiosität und Frömmigkeit besonders gut trägt. Das mag an den außerordentlich engen Beziehungen liegen, die zwischen Religion und Sexus bestehen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diese Affinität in Worte zu fassen. Wenn Iwan Bloch feststellt, daß den Gipfelpunkt des sexuellen ebenso wie des religiösen Erlebens ein Akt der Hingabe, der Entäußerung der eigenen Persönlichkeit bildet, so hat er recht, ohne damit doch eine eigentliche Lösung des Problems geboten oder wenigstens für die Lösung eine letzte befriedigende Formel gefunden zu haben. Andererseits sind auch die Versuche, die Religion als eine Provinz des Sexual-

bereichs zu fassen, fehl am Ort. Nein, der Fall liegt anders: Zwei Urtriebe, die wie Zwillingschwestern einander ähneln. Wer kennt sie auseinander!

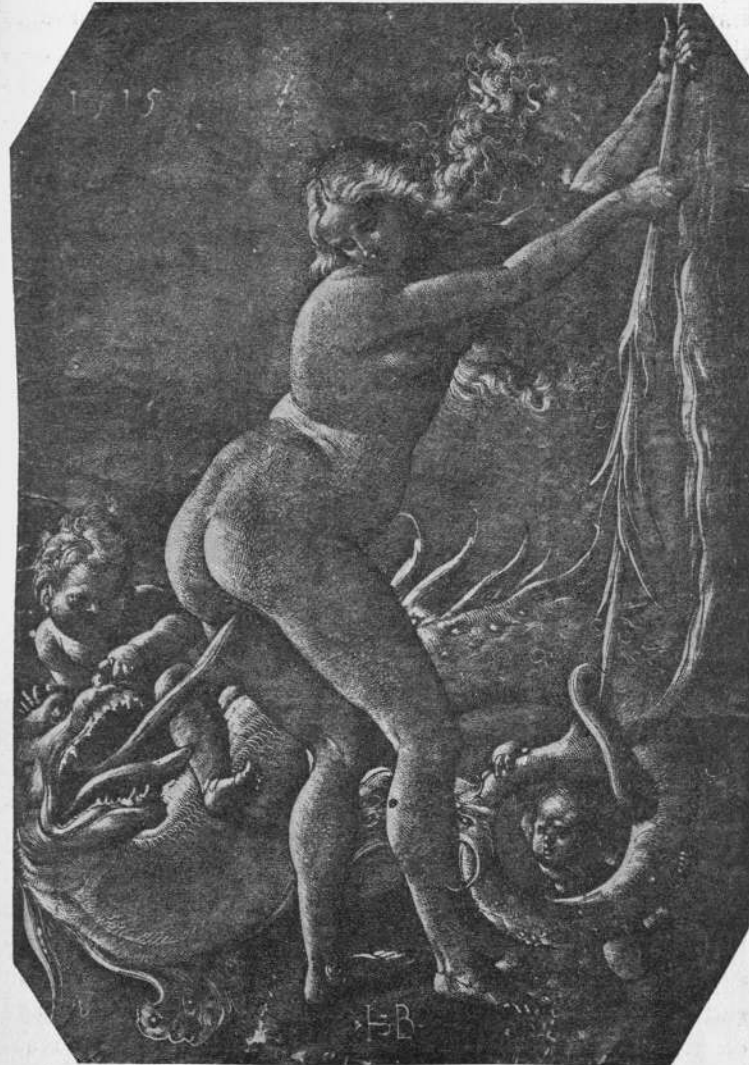


Francisco de Goya: Blodsberg (1798)

Das Spezialthema, das uns in diesem von den geistigen Epidemien handelnden Abschnitt beschäftigt, zwingt uns, noch eine weitere Eigenheit der anormalen Triebregungen genauer

ins Auge zu fassen: ihre ansteckende Wirkung. An sich geht diese Wirkung von jeder aktiven Triebäußerung aus, denn die Kraft der Suggestion ist eines der obersten Gesetze im psychischen Leben. Aber es ist da ähnlich wie auf körperlichem Gebiet. Wir sprechen so gut wie nie von der Ansteckung der Gesundheit, um so mehr aber von ansteckenden Krankheiten. Nur die ansteckende Kraft des Regelwidrigen, der Anomalie, tritt in so eindrucksvoller, sinnfälliger Form in Erscheinung, daß sie unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Selbstverständlich hat das Laster diese Fähigkeit von jeher gehabt. Psychische Epidemien gibt es in allen Kulturen, bei allen Völkern und in allen Breiten, bei den zivilisationsfremdesten Negern im Herzen Afrikas ebenso gut wie bei den Lappen (Lästadianismus) und im ewigen Schnee und Eis Grönlands (Geplante Ausreise der Bewohner Kivetuks in das „Land über den Sternen“ unter Führung des vom Großen Geist berufenen Neakutuk im Jahre 1924). Auch aus dem Altertum fehlt es uns nicht an derartigen Berichten, und sie würden zweifellos noch zahlreicher sein, wenn man diesen Phänomenen schon damals das psychologische Interesse entgegengebracht hätte, auf das sie heute rechnen können. Von verschiedenen griechischen und römischen Schriftstellern wird uns von Furcht- und Wahnsinnsepidemien erzählt, die in ihrem Verlauf und ihrer Heilung ähnlichen Vorgängen aus der jüngsten Vergangenheit genau entsprechen. Ich begnüge mich mit einem einzigen Beispiel. Bei Plutarch lesen wir folgendes: „Die milesischen Jungfrauen wurden einst von einem schrecklichen und sonderbaren Uebel befallen, ohne daß man irgendeinen Grund dafür auffinden konnte; man vermutete zunächst, daß die vergiftete und verpestete Luft diese Veränderung und Verrücktheit des Verstandes in ihnen hervorgebracht habe. Bei allen nämlich zeigte sich plötzlich ein Verlangen zu sterben und eine unsinnige Neigung, sich zu erhängen: viele erhängten sich auch heimlich. Die Worte und Tränen der Eltern und das Zureden der Freunde half nichts, sie täuschten sogar bei ihrem Selbstmorde alle Wachsamkeit und Schlaueit der Wächter.“ Und wie half man sich gegen das Uebel? Vermut-



Hans Baldung Grien: Hexendarstellung
(Federzeichnung 1515, Kunsthalle Karlsruhe)

lich war man eine ganze Zeitlang in beträchtlicher Verlegenheit. Dann aber verfiel ein kluger Kopf auf einen Ausweg, der seinem psychologischen Instinkt alle Ehre macht. Er beantragte ein Gesetz, nach dem die Leichen aller Mädchen, die sich durch Erhängen ums Leben gebracht, nackt über den Marktplatz getragen werden sollten. „Das Gesetz“, vermeldete Plutarch, „wurde genehmigt und tat nicht bloß dem Uebel Einhalt, sondern benahm auch den Jungfrauen jedes Verlangen nach dem Tode.“

Schade, daß der Milesier schon einige Jahrtausende im Grabe ruht, sonst wäre er vielleicht der Mann gewesen, auch der Chikagoer Selbstmordepidemie, von der die Zeitungen erst vor wenigen Wochen zu berichten wußten, Herr zu werden. Das Absonderliche an diesem modernen Gegenstück zu dem Fall von Milet besteht in der Tötungsmanie, zu der sich die Todeskandidaten entschlossen haben: Sie stürzen sich sämtlich aus dem Fenster eines Wolkenkratzers auf die Straße hinab, und jeder drückt in der Wahl des Stockwerks immer den Rekord seiner Vorgänger. Mit dem sechsten Stockwerk fing es an und steigerte sich allmählich bis zum zweiunddreißigsten hinauf.

Doch kehren wir zu der guten alten Zeit zurück, in der man von Wolkenkratzern noch nichts wußte! Wir haben da noch einer besonderen Form der psychischen Epidemien zu gedenken, der bacchantischen Orgien, die mit dem Kult verschiedener antiker Gottheiten verknüpft waren: Erscheinungen, die sich sozusagen im Rahmen eines vorgeschriebenen Programms vollzogen, trotzdem aber der Impulsivität nicht entbehrten und mindestens in ihren krassen Auswüchsen als Produkte einer jeden Widerstand niederzwingenden Massensuggestion einzuschätzen sind. Die für uns interessantesten Kulte betreffen die phrygische Cybele, der die Römer auf dem Mons Palatinus einen Tempel errichteten, und die sogenannte syrische Göttin, die offenbar mit Astarte identisch ist und ihr Hauptheiligtum in Hierapolis hatte. Beide gehen insofern über die orgiastischen Exzesse der von Euripides in seinen „Bacchantinnen“ besungenen und oft vom Griffel

des Künstlers und der Feder des Gelehrten wieder heraufbeschworenen Dionysien hinaus, als sie durchsetzt sind mit sadistischen Momenten. Die Jünger Cybeles, die Korybanten, drehten sich solange in wirbelndem Tanz, bis sie in eine Art sinnloser Raserei verfielen, in der sie sich mit den Schwertern die Arme blutig schlitzten; und bei den Festen der „syrischen Göttin“ pflegten die Priester, die eunuchisch ver-



Geißler
(Kolorierte Federzeichnung aus der Constanzer Chronik)

schnittenen „Gallen“, mit weit heraushängender Zunge aufzutreten. die sie sich im Verlauf der Festfeier dann ebenfalls blutig zu ritzen hatten. Dabei griff die heilige Wut oft auch auf die zunächst unbeteiligten Zuschauer über, und die begeisterten Jünglinge begnügten sich dann meistens nicht damit, sich mehr oder weniger schwere Wunden beizubringen, sondern entledigten sich in dem Wunsche, der Göttin ihre besondere Verehrung zu bezeigen, kurzerhand auch der Zeichen

ihrer männlichen Würde. Lucian hat uns diesen Vorgang plastisch beschrieben: „Ein Jüngling, den diese Tollheit erfaßt, wirft seine Kleider mit großem Geschrei ab, tritt in die Mitte und ergreift ein Schwert, welches, wie ich glaube, zu diesem Behuf viele Jahre daliegt. Mit diesem verschneidet er sich sogleich und dann läuft er durch die Stadt und trägt dabei, was er sich abgeschnitten hat, in den Händen. Aus demjenigen Hause, in welches er dies wirft, bekommt er ein Frauenkleid und einen weiblichen Schmuck. Dies geschieht bei der Entmannung.“

Diese Berichte sind deshalb von ganz besonderem Wert, weil sie uns vor dem Irrtum bewahren können, in der Askese, wie sie etwa tausend Jahre später in erschreckendster Form im Flagellantenwesen massenepidemisch auftritt, ein spezifisch christliches Gebilde zu sehen. Der Begriff des Opfers ist mit jeder uns bekannten Religion, ja man kann, wenn man das Wort sehr weit faßt, auch sagen, mit jeder noch so rudimentären Ethik irgendwie verbunden. Die Religion verlangt die selbstlose Hingabe an eine starke fremde Gewalt, die Ethik die Einordnung des Einzelnen in einen umfassenden großen Verband, und beides bedeutet die Darbringung eines persönlichen Opfers. Nun kann man freilich die verschiedensten Dinge opfern, aber der Gedanke, daß es sich dabei um Werte handeln muß, die der Opfernde selbst besonders hoch einschätzt, liegt natürlich sehr nahe. So erklärt es sich, daß alle Religionen auf einer gewissen Höhe ihrer Entwicklung dazu neigen, lebensfeindliche Tendenzen herauszukehren, der Abtötung des Fleisches das Wort zu reden, von ihren Anhängern die Abkehr von den Gütern dieser Welt, den Verzicht auf Freude und Glück zu fordern. Freilich erfolgt die Forderung in recht verschiedenem Tenor. Der Grieche, an sich ganz auf Sinnengenuß eingestellt, ein glückliches und noch verhältnismäßig unverdorbenes Kind der Natur, hätte sie in der herben Fassung, die ihr die phönizisch-jüdische Tradition und später das Christentum verlieh, niemals ertragen. Er hätte der berühmten Geschichte von der Opferung Isaaks, die noch für einen Kierkegaard ein Mysterium von unüber-

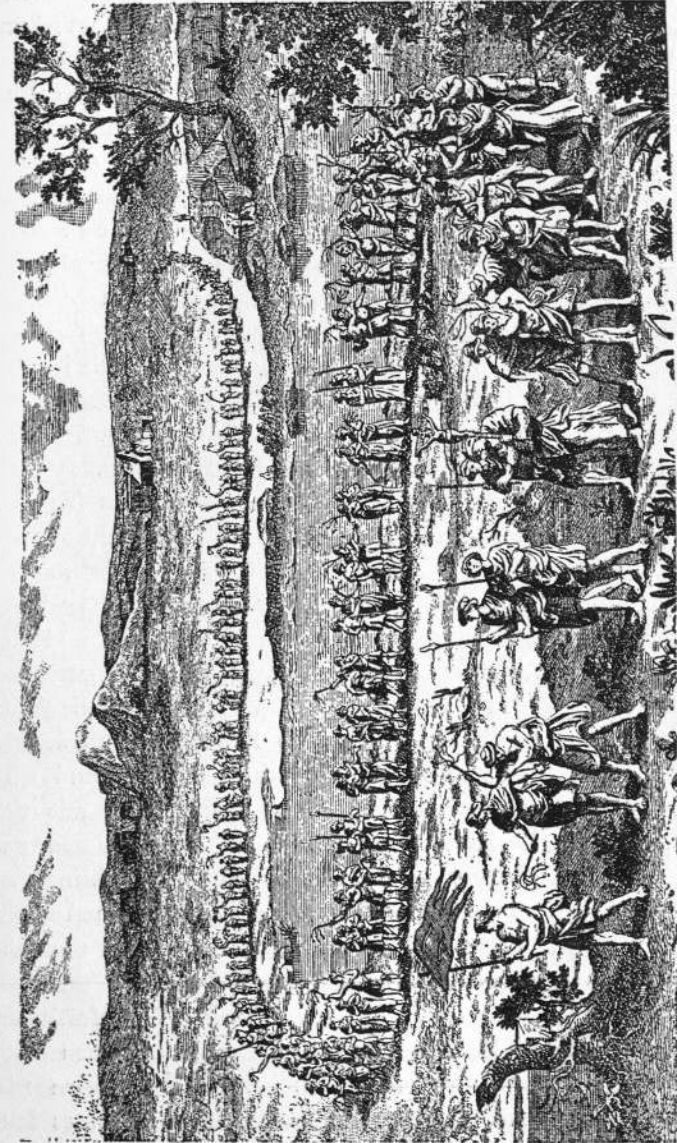


Francisco de Goya: Flagellanten-Prozession
(Madrid, Academia de San Fernando)

bietbarer heiliger Großartigkeit gewesen ist, ohne jedes Verständnis gegenüber gestanden. Trotzdem aber war er unter Umständen bereit, zu Cybeles Ehren die Mannheit zu opfern, deren Wert er sicherlich nicht gering anschlug.

Im Christentum potenziert sich die Opferidee in denkbar höchstem Ausmaß. Denn im Mittelpunkt der ganzen christlichen Lehre steht ja ein Akt blutiger Selbstopferung, der Kreuzestod Jesu. Es tritt also als neues zur Askese anreizendes Motiv der Wunsch des Christen hinzu, es seinem Meister gleich zu tun, ihm auf dem Wege der Selbsterniedrigung, der Qualen und Schmerzen, der Selbsthingabe zu folgen. Die Askese spielte mithin von vornherein eine Rolle im Christentum und die schweren Religionsverfolgungen, denen sich die Christgläubigen in den ersten Jahrhunderten ausgesetzt sahen, haben das ihre dazu getan, Theorie und Praxis der Askese zu immer üppigerer Entfaltung zu treiben. Das Martyrium verlor seine Schrecken und erschien dem Christen als ein Geschenk be-seeligender himmlischer Gnade, und wer ihrer nicht gewürdigt wurde, versuchte wenigstens, sich körperlich und seelisch bereitzuhalten für den Moment, da auch an ihn der Opferruf ergehen würde.

So kam das Training der Askese auf. Die Anachoreten inaugurierten es, indem sie sich in die Höhlen und Klüfte der Wüsten zurückzogen und in erbarmungsloser Einsamkeit, fern den Lockungen der Welt, ihr Leben unter Gebet und Entbehrung hinschleppten. (Der erste dieses Standes, Paulus von Theben, der das stattliche Alter von 113 Jahren erreichte, soll nicht weniger als 90 Jahre in der Wildnis gehaust und in dieser Zeit niemals ein menschliches Wesen zu Gesicht bekommen haben.) Die Säulenheiligen setzten es fort, lobten Gott durch Jahrzehnte hindurch, darbdend und unter Frost und Hitze leidend, von ihrem einsamen, unendlich unbequemen und dem Körper kaum zum Sitzen genug Raum bietenden Säulengipfel aus, ein Vergnügen, das wohl nur noch von dem Wahnsinn indischer Büsser und Fakire überboten wird, die sich darin gefallen, ihr Dasein auf einem Nagelbett liegend oder auf einem Beine stehend zu verbringen.



Der Zug der Flagellanten
(Nach einem Kupferstich des XVIII. Jahrhunderts)

Selbstverständlich waren die Anachoreten und die Styliten in der Meinung des Volkes heilige Leute, und das Gleiche galt für die Männer, die zuerst die heilbringende Wirkung der Geißelung proklamierten. Es geschah dies übrigens in größerem Stil erst im 11. Jahrhundert, aber als die Entdeckung von dem Zusammenhang zwischen Geißelhieben und ewigem Seelenheil einmal gemacht war, wurde ihr auch alsbald ein Erfolg zuteil, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. In den meisten Klöstern — Mönchs- und Nonnenklöstern — begann man mit Leidenschaft zu prügeln und sich prügeln zu lassen, und diese selbstgewählten Züchtigungen wurden mehr und mehr als ein wichtiger Teil des klösterlichen Ritus betrachtet. Man unterschied dabei zwischen der oberen und der unteren Disziplin, der oberen, die auf Schulter und Rücken, bisweilen auch auf Brust, Oberarm, Hals und Kopf, der unteren, die auf Lenden, Hüften und Schenkel erfolgte. Die letztere wurde besonders bei den Frauen angewendet, „da ihre schwächere Natur durch die obere Disziplin allzusehr angegriffen wurde und die unteren Teile das ihnen zugedachte Los besser auszuhalten geeignet schienen“ (Giovanni Frusta: „Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte“). Oft erfolgte die Disziplin in der geschlossenen Kammer, öfter aber noch in voller Öffentlichkeit; denn man war der Meinung, daß die Betrachtung derartiger fleischabtötender Uebungen nur erbaulich und erhebend wirken könne. Es gab wahre Helden der Geißel, und was uns von Dominicus Loricatus, von Petrus de Damiani und anderen Heiligen gleichen Schlages berichtet wird, klingt so blutrünstig und scheußlich, daß es für alle Zeiten ein Anrecht auf einen bevorzugten Platz in der Schreckenskammer menschlichen Wahnwitzes geltend machen kann.

Wenn man Petrus de Damiani um eine Rechtfertigung seiner körperlichen Maximen anging, pflegte er auf den 150. Psalm zu verweisen. Dort heißt es: „Lobet den Herrn mit Pauken.“ Die Pauke, sagt er, ist eine trockene Haut; es lobt also derjenige den Herrn wahrhaft mit Pauken, der seinen durch Fasten ausgetrockneten Körper mit der Geißel schlägt.

Auch andere hübsche Geschichtchen wurden ersonnen, um die Popularität der neuen Lehre im großen Publikum noch fester zu begründen. So soll es in St. Victor in Paris im 12. Jahrhundert einen sehr angesehenen Kanonikus gegeben haben, der sich seiner zarten Haut wegen stets geweigert hatte, sich die Geißel geben zu lassen. Nach seinem Tode erschien er



Francisco de Goya: Flagellantszene
(Ölgemälde 1800—10)

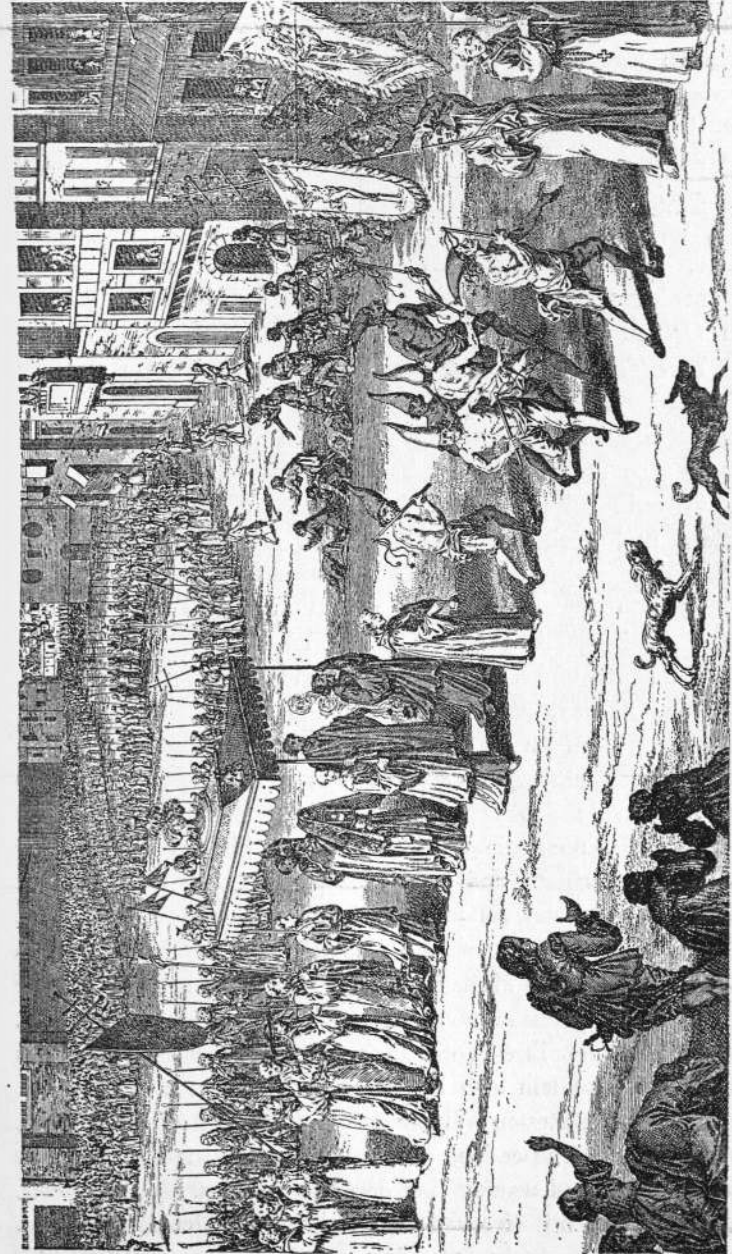
einem Freunde, versicherte ihm auf Befragen, daß es ihm im Jenseits wohl gehe, fügte aber hinzu: „Weil ich mich bei meinem Leben nicht habe geißeln lassen, so blieb beinahe kein einziger Teufel in der Hölle zurück, der mir nicht, als ich ins Feuer überging, einen tüchtigen Schlag gegeben hätte.“ Der Erfolg solcher Mätzchen: daß die Geißelung in breitester Öffentlichkeit als eine selbstverständliche Pflicht jedes Christenmenschen angesehen wurde, der man sich unter keinen

Umständen entziehen durfte, wenn man nicht als Ketzer und Satansjünger gelten wollte.

Genug! Es kam mir nur darauf an, in wenigen Strichen die Formen der im Mittelalter gebräuchlichen Bußzeremonien anzudeuten, um das kulturhistorisch äußerst merkwürdige Phänomen der Flagellantenzüge, mit dem wir uns nun zu beschäftigen haben, dadurch verständlicher zu machen.

Mit dem ersten Auftreten der Flagellanten hat es eine sehr eigenartige Bewandnis: Die Autoren, die uns darüber berichtet haben, sind sich nämlich über den Zeitpunkt, zu dem es erfolgte, durchaus nicht im klaren. Die einen sprechen von 1210, die anderen von 1260 und eine vermittelnde Partei von den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Ich möchte mich nach eingehender Kenntnisnahme der verschiedenen Darstellungen dahin aussprechen, daß der Flagellantenzug von 1260 in jedem Falle einwandfrei belegt ist, während wir über frühere Vorkommnisse gleicher Art zuverlässige Nachrichten nicht besitzen. Auch die Version, die den heiligen Antonius von Padua (gestorben 1231) zu dem Auftreten der Flagellanten in Beziehung setzt, dürfte als rein legendär zu nehmen sein.

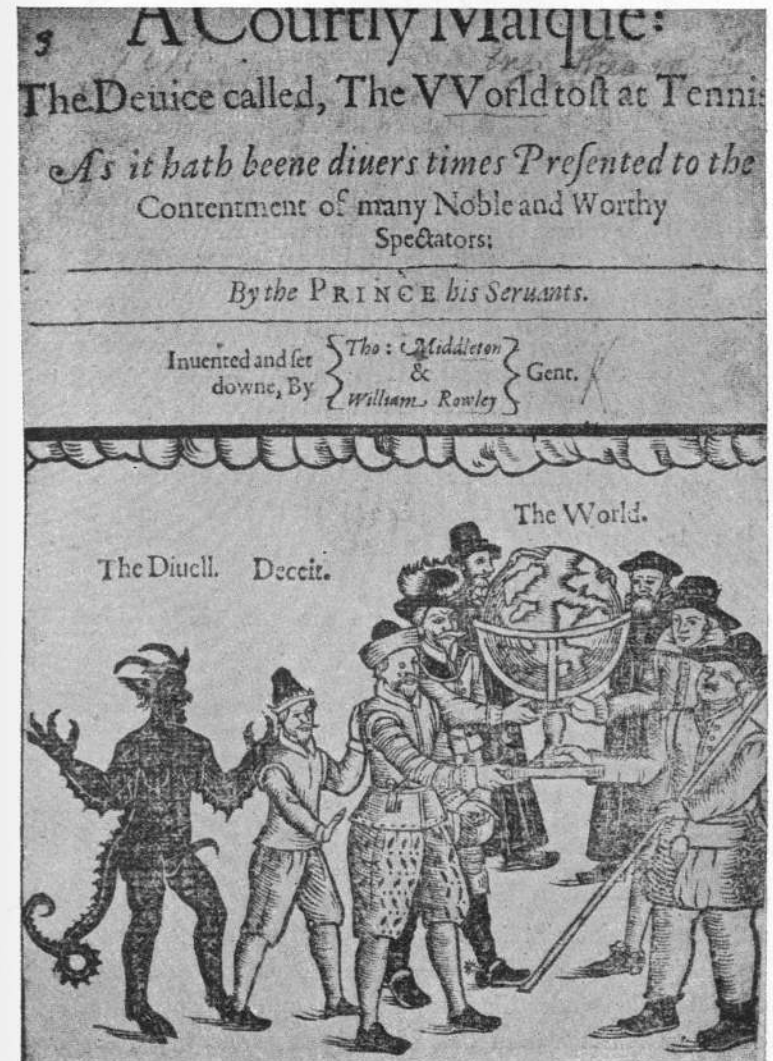
Noch schwieriger gestaltet sich die Frage nach der unmittelbaren Ursache der seltsamen Erscheinung. Die Historiker haben sich hier wenig findig gezeigt, und alles, was sie von Vermutungen beibringen, ist so wenig überzeugend, daß man getrost darüber hinweggehen kann. Natürlich trifft die Behauptung zu, daß Italien, das Land, in dem die Flagellantebewegungen ihren Ausgang nahmen, damals von inneren Fehden und blutigen Kriegen hart mitgenommen wurde, aber das gehörte in italienischen Landen leider zur Tagesordnung, und auch mit der allgemeinen Sittenlosigkeit ist es vermutlich nicht schlimmer gewesen als in anderen Epochen. Viel wahrscheinlicher erscheint mir die Annahme, daß die Lehren Joachims von Flora (gestorben 1202) mit dem Flagellantenzug von 1260 in Verbindung zu bringen sind. Schon einmal, im Jahre 1000, hatte die okzidentale Menschheit das Hereinbrechen des jüngsten Tages, den Beginn des



Flagellanten-Prozession zur Zeit der Liga

1000-jährigen Reiches mit Sicherheit erwartet. Sie war, teils wohl zu ihrem Schmerz, teils zu ihrer Genugtuung, in ihrer Erwartung betrogen worden. Nun erscholl zum zweiten Mal der Ruf: Die Stunde ist da, der Bräutigam kommt! Joachim von Flora hatte für das Jahr 1260 den Anbruch der dritten Weltperiode, das märchenhafte 1000-jährige Reich angekündigt, und je näher der Termin heranrückte, um so unruhvoller, verwirrter gebärdeten sich die Geister. In diesem Zusammenhang fügt sich, wie man sieht, der Gedanke großer, von Ort zu Ort sich wälzender Bußzüge zwanglos ein.

Den Tatbestand selbst entnimmt man am besten aus der Schilderung, die ein Paduaner Mönch — der Name ist in seiner Chronik nicht genannt — gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu Papier gebracht hat. „Um diese Zeit“, heißt es in der Chronik beim Jahre 1260, „als ganz Italien mit vielen Lastern und Verbrechen befleckt war, ergriff eine plötzliche und bisher unerhörte Anstalt (compositio) zuerst die Einwohner von Perugia, sodann die Römer, endlich fast alle Völker Italiens. Die Furcht Christi fiel so sehr über sie her, daß Edelleute und Unadelige, Alte und Junge, Kinder sogar von fünf Jahren, nackend bis auf die bedeckten Schamteile, ohne alle Scham durch die Straßen der Städte, zwei und zwei in Prozession umherzogen. Jeder von ihnen hielt eine Geißel von Riemen in den Händen, womit sie sich, unter Seufzen und Weinen, über die Schultern heftig bis zur Vergießung von Blut peitschten; und indem sie ganze Quellen von Tränen vergossen, als wenn sie mit leiblichen Augen das Leiden des Erlösers selbst sähen, riefen sie die Barmherzigkeit Gottes und die Hilfe seiner Mutter an; sie baten demütig, daß Er, der sich schon mit unzähligen Büßenden habe versöhnen lassen, auch ihrer, die ihre Vergehungen erkannt hätten, schonen möchte. Nicht allein also bei Tage, sondern auch des Nachts, liefen sie im härtesten Winter mit brennenden Wachslöchern, zu Hunderten, Tausenden, ja zu Zehntausenden durch Städte und Kirchen; und warfen sich demütig vor den Altären nieder, indem Priester mit Kreuzen und Fahnen vor ihnen hergingen. Eben das taten sie in Dörfern und Flecken; so daß Felder

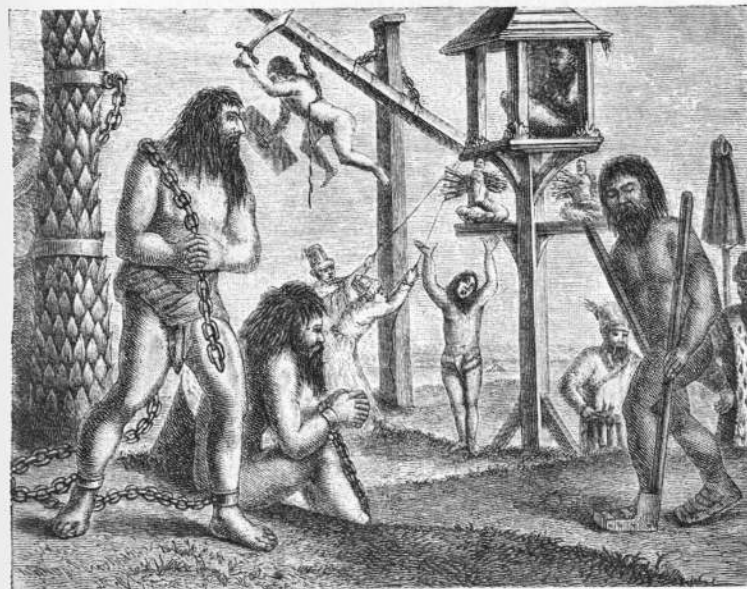


Die Welt — ein Spielball
(Alter englischer Buchtitel eines vom Teufelsglauben erfüllten Werkes)

und Gebirge von den Stimmen der zu Gott Rufenden wiederzuschallen schienen. Um diese Zeit hörten alle musikalischen Instrumente und alle verliebten Lieder auf. Ueberall hörte

man nur in Städten und Dörfern den kläglichen Gesang der Büßenden; steinerne Herzen wurden durch diesen traurigen Ton gerührt, und selbst die Augen der Hartnäckigen konnten sich der Tränen nicht enthalten. Auch die Weiber blieben nicht ohne Theilnehmung an dieser großen Andacht; nicht allein geringe, sondern auch vornehme Matronen und zarte Jungfrauen taten dieses in ihren Wohnungen mit aller Ehrbarkeit. Damals söhnten sich fast alle Uneinigen miteinander aus: Wucherer und Räuber eilten, das übel Erworbene zurückzugeben; und andere, die in mancherlei Verbrechen verwickelt waren, bekannten ihre Sünden demütig und besserten ihr eitles Betragen. Man öffnete die Gefängnisse; die Gefangenen wurden losgelassen; den Landesverwiesenen ward erlaubt, in ihr Vaterland zurückzukehren. In der That verrichteten sowohl Männer als Weiber solche Werke der Heiligkeit und Barmherzigkeit, als wenn sie befürchteten, die göttliche Allmacht möchte sie durch himmlisches Feuer verzehren; oder es möchte sie das heftigste Erdbeben unversehens verschlingen oder verschütten; oder andere Plagen möchten sie treffen, durch welche sich die göttliche Gerechtigkeit an den Sündern zu rächen gewohnt ist. Ueber diese plötzliche Buße, die sich über die Grenzen Italiens hinaus durch mehrere Länder verbreitete, wunderten sich mit Recht nicht bloß mittelmäßige Köpfe, sondern auch weise Männer, indem sie überlegten, woher wohl ein so hitziger Ungestüm kommen möchte: besonders, da diese unerhörte Art der Buße von dem Papste, der damals zu Anagni seinen Sitz hatte, nicht gestiftet worden war, noch irgendein Prediger oder eine andere Person von Ansehen durch Betriebsamkeit oder Beredsamkeit dazu überredet hatte, sondern der Anfang dazu bei Einfältigen gemacht worden war, deren Fußstapfen sogleich Gelehrte und Ungelehrte betreten hatten. Aber wirklich war es die Gnade des heiligen Geistes, welche keine langsamen Unternehmungsmaßregeln kennt, sondern plötzlich weht, wo sie will; sie entzündete das Herz eines Menschen mit dem Feuer ihrer Liebe, und entflammte durch dessen Beispiel auch die übrigen.“

Als die Schar aus Perugia auszog, war sie klein. In jeder Stadt aber, die man berührte, schlossen sich neue Andächtige dem Zuge an, in Imola, Bologna, Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Pavia. Meistens war der Empfang begeistert, einige Städte aber verschlossen den Büßern auch die Pforte und König Manfred von Sizilien, dem damals ein stattlicher Teil des heutigen Italiens untertänig war, erließ strenge Befehle, um sein Land von der unerwünschten Invasion zu säubern.



Büßende Fakire und Jogins im XVII. Jahrhundert (Nach Dappers Reisewerk Asia)

Ueber Rom scheinen die Flagellanten im Süden nicht hinausgedrungen zu sein, im Norden aber fand ein Teilzug 1261 den Weg über die Alpen und fiel in Krain, Kärnten, Steiermark, Oesterreich und sogar Ungarn und Polen ein. Auch Bayern erhielt ihren Besuch. Ein fast rührend naiver Vers, der offenbar bei diesem ersten Flagellantengastspiel auf deutschem Boden aufgekommen ist, ist uns erhalten geblieben:

Ir slacht euch sere,
Zu Christus Ehre,
Durch Gott, so lat die Sünd mere.

Von nun an wurde die Flagellomanie den Frommen zur Modekrankheit. Kaum daß sie an einem Ende der zivilisierten Welt erloschen war, tauchte sie am andern wieder auf. In Straßburg zischten die Geißeln auf entblößte Rücken ebenso hernieder wie in Köln oder Rom, in Holland und Brabant. Ja selbst die St. Paulus-Kirche in London öffnete den Schwärmern ihre Pforten.

Deutschland erreichte den Höhepunkt der Raserei mit dem Jahre 1348. Die Pest, der schwarze Tod, war damals im Anzug, und als ihre Schrittmacher fungierten Flagellantismus und Judenhetze. Zu Hunderttausenden sanken die Menschen ins Grab, und wen es nach genauen Zahlenangaben gelüftet, der mag sich aus der Angabe Johannes Scherrs, daß die Bruderschaft der Minoriten der Seuche nicht weniger als 124.434 ihrer Mitglieder opfern mußte, ein Bild der Gesamtverluste an Menschenleben machen. „Niemand“, schreibt die Limburger Chronik, „kannte die Ursache solchen Sterbens; da erhob sich gegen die Juden der Verdacht, daß sie sollten die Brunnen vergiftet haben.“ Die infame Behauptung kam aus Süd-Frankreich, verbreitete sich mit Windeseile über Burgund, nahm dann den Weg in die Schweiz und nach Deutschland. Um den Beweis war man nicht verlegen: man setzte die Juden so lange der Tortur aus, bis sie bekannten. Ein grauenhafter Massenmord folgte. Zu Zehntausenden verbrannten die Unseligen auf den Scheiterhaufen, die menschlicher Aberglaube und Wahnwitz ihnen errichtete. Unerhörte Szenen ereigneten sich: In Eßlingen, Speier und Worms versammelte sich die ganze Judenschaft in der Synagoge, zündete sie an und starb freiwillig in den Flammen. In Erfurt schlossen sich die Juden in eine Gasse ein, steckten sämtliche Häuser in Brand und erlitten mit Weibern und Kindern heldenmütigen Tod (Sach: „Deutsches Leben in der Vergangenheit“).

Die Geißler waren die Schürer des Judenhasses. Wo sie hinkamen, lohten die Flammen auf, die wehrlosen Opfer zu verschlingen. Aber die fromme Uebung des Judenmordes vermochte das nahende Verderben nicht aufzuhalten. So trat die

Geißel in ihr Recht, Gott zu beschwören, den Tod aus dem Felde zu schlagen. Unbarmherziger denn je waltete sie ihres Amtes. Heinrich von Hervord, ein Augenzeuge, schreibt:

„Die Geißeln der Kreuzbrüder in Westfalen waren Stöcke, an denen drei Stränge, vorn mit großen Knoten, herabgingen. Durch die Knoten waren zwei eiserne Stacheln kreuzweis getrieben, so daß vier Spitzen etwas länger als ein Weizenkorn hervorstanden. Damit geißelten sie sich, daß ihr Körper grün und blau wurde



Galgentod eines Juden

Holzschnitt aus Stumpfs Schweizerchronik des Jahres 1586, der das damals übliche Hängen eines Juden — an den Beinen zwischen zwei Hunden — darstellt

und aufschwoh, und daß das Blut an ihnen herabfloß und an die nahen Wände gespritzt wurde. Zuweilen schlugen sie sich die eisernen Spitzen so fest in die Haut, daß sie mehr als einmal ziehen mußten, um sie wieder herauszureißen.“

Auch im übrigen ist das Bußeremoniell interessant. Vor der Geißelung werfen sich alle nach Entblößung des Oberkörpers auf die Erde („daß es klappert“, bemerkt ein zeitgenössischer Berichtstatter), die Arme weit ausgebreitet, so daß der Körper ein Kreuz bildet. Eine Weile liegen sie regungslos, dann erfolgt das Sündenbekenntnis. Nicht mit Worten,

sondern durch Gebärden: der Meineidige hatte sich auf die Seite zu legen und die Schwurfinger aufzuheben; der Ehebrecher lag auf dem Bauch, der Mörder auf dem Rücken; die Diebe krümmten sich und faßten an ihre Fußknöchel. Nun erhob sich der Meister der Bruderschaft, geißelte den ersten der Büßer und entsühnte ihn mit dem für diese Gelegenheit geprägten und an den schon oben zitierten älteren Vers leise anklingenden Spruch:

Stant uf durch der reinen martel ere
Und hüte dich vor der Sünden mere.

Der Meister begab sich darauf (offenbar begleitet von dem „Entsühnten“, der ihm nun zu helfen hatte) zu dem zweiten Büßer und flagellierte ihn, daß das Blut spritzte. Die Ekstase war im Gange. Ad majorem Dei gloriam!

Das zuschauende Volk stand zunächst unter dem Eindruck einer überwältigenden Sensation. Der schon erwähnte Heinrich von Hervord schreibt: „Cor lapideum esset quod talia sine lacrimis posset aspicere“, und ähnlich drücken sich alle anderen Chronisten aus, die aus eigener Wahrnehmung berichten können. Daß diese Stimmung der kritischen Urteilsfähigkeit nicht sehr zuträglich ist, liegt auf der Hand, und so wird man sich auch nicht darüber wundern dürfen, daß am Schlusse jeder derartigen Bußfeierlichkeit widerspruchslos ein langer Brief verlesen werden konnte, dessen Urheber kein Geringerer sein sollte als Christus selbst. Der Originaltext war, angeblich auf eine Marmortafel eingezeichnet, durch einen Engel zur Erde herabgebracht und auf dem Altar St. Peters in Jerusalem niedergelegt worden. Der Engel hatte sogar die Liebenswürdigkeit gehabt, sich mit dem durch sein Erscheinen erschreckten Volk leutselig zu unterhalten und seine Worte gipfelten selbstverständlich in einer dringenden Befürwortung der großen Geißelfahrt. „Mensche“, hatte er gesagt, „alse du wol daz weist, daz got 34 jor uf ertrich gieng, unde nie lieben dagewan, ich geswige siner grossen marter, die er durch dich erliten hat an dem kriuze, des hestu im niut gedanket und



Hexenverbrennung
(Farbiges Bild einer alten Handschrift in der Stadtbibliothek zu Zürich)

Erweyterte Vnholden
Beytung.

Kurze Erzehlung wie viel
der Vnholden hin vnd wider / sonderlich
inn dem Oberr Teutschland / gefänglich eingezo-
gen: was für grossen schaden sie den Menschen /
vermög ihrer vrgicht / zugefüget / vnd wieviel vn-
gesetzlich deren / inn diesem 1590. Jar / biß auff
den 21. Julij / von dem Leben zum Tode hin-
gerichtet vnd verbrandt worden
seyen.

v.N.



Deutsches Flugblatt über das Hexenwesen, 1590
(Aus Eberhard Buchner: „Das Neueste von Gestern“)

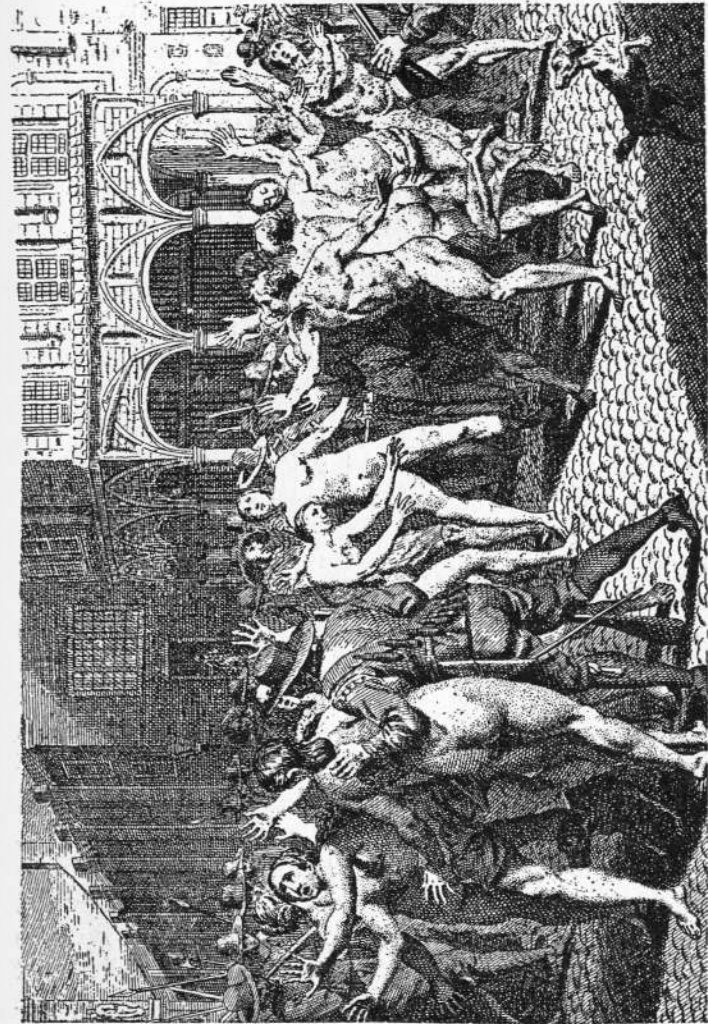
wilt im ouch niut danken. Wiltu dich nu mit got versuenen, so solt du wallen 34 tage und solt vergiessen din bluoet, so wil er sin bluoet niemer an dir lon verloren werden und wil vergessen sins zornes gegen der armen kristenheit.“

Die arme Christenheit glaubte den Unsinn, die Kirche aber nahm ihn übel. Bisher hatte sie das Monopol besessen, solche fromme Märchen in die Welt zu setzen, und auch die Sündenvergebung, die sich die Flagellanten anmaßten, gehörte zu den Rechten, die die Kirche einzig ihren Priestern vorbehalten hatte. So wurden die Flagellanten vielerorts von der Kanzel herab für Narren, Schwärmer und Ketzler erklärt, und 1349 erließ Papst Clemens VI. eine geharnischte Bulle gegen sie. Die Flagellanten antworteten damit, daß sie Clemens für den Antichristen erklärten, und es hagelte auf beiden Seiten Verfluchungen und Exkommunikationen.

Es scheint so, als ob die Flagellantenbewegung der Pestjahre diesem Kampf gegen die kirchlichen Gewalten allmählich erlegen ist. Das Volk, von seinen Priestern bedroht, wurde ihrer, wie es in dem Bericht von Closener heißt, „müde“, und man ging über die Angelegenheit zur Tagesordnung über. In dieser letzten Periode bestanden die Flagellantenscharen in der Hauptsache nur noch aus Müßiggängern und Tagedieben übelster Art und von religiösem Ernst und sittlicher Zucht konnte keine Rede mehr sein.

Den Schlußpunkt unter die Geschichte der Flagellanten setzte im 15. Jahrhundert die Kirche mit einer Reihe von Bluturteilen schärfster Observanz. Vor allem im Anhaltischen und in Thüringen: in Sangerhausen, Nordhausen lohten die Scheiterhaufen. So wurden — um eines der letzten Autodafés dieser Art zu erwähnen — im Jahre 1454 in Sangerhausen nicht weniger als 22 Geißler, Männer und Weiber, verbrannt. Der Fall lag allerdings besonders schwer, denn die Verblendeten hatten, wie eine alte Magdeburgische Chronik erzählt, die Behauptung aufzustellen gewagt, „alle Bosheit komme ursprünglich von den üblen Sitten des Klerus her“, und in solchen Dingen läßt die Kirche bekanntlich nicht mit sich spassen.

Wenn wir nach Skizzierung des tatsächlichen Geschehens nun daran gehen, das eigentliche Wesen des Phänomens



*Gefangennahme der Adamiten in Amsterdam
(Zeitgenössischer Kupferstich)*

zu kennzeichnen, so können wir uns bei der Eindeutigkeit der Vorgänge kurz fassen. Die Idee der Askese, der Fleischabtötung, ist zweifellos zunächst religiösen Ursprungs und stellt

im Rahmen der religiösen Begriffe einen nicht zu verachtenden positiven Wert dar. Man darf weiter gehen und auch der Geißlerbewegung, insbesondere für ihre Anfänge, die rein religiösen Motive zugestehen. Kein Zweifel, daß die meisten der Büsser in tiefem sittlichen Ernst den Weg der Schmerzen antraten und sich von jeder (sagen wir vorsichtig: bewußten) frivolen Ausbeutung der Situation weit entfernt hielten. Aber es ist die Frage, ob bei der problematischen, psychischen und physischen Konstitution des Menschen eine solche Fleischabtötung überhaupt durchführbar ist, ohne in ihr Gegenteil, in eine Befriedigung der fleischlichen Lüste, eine Erfüllung des Sexualtriebes umzuschlagen. Ist es nicht so: Man verschließt dem Sexualtrieb ein Ventil und glaubt ihn damit erstickt zu haben, aber statt dessen arbeitet er nun, empört über die ihm widerfahrene Vergewaltigung, mit verdoppelter, mit verhundertfacher Kraft, bis er sich Bahn gebrochen hat, allen Hindernissen zum Trotz! In der Flagellantenbewegung liegen von vornherein zwei Gefahrmomente sexueller Natur auf der Lauer. Das eine, geringergradige, die körperliche Entblößung, die mit der Flagellation mehr oder weniger notwendig verbunden ist, ja die auch zeitweilig als besonderer Akt der Askese eine Rolle gespielt zu haben scheint; denn es wird ausdrücklich betont, daß die ersten Geißler, um sich zu kasteien, im kalten Winter völlig nackt durch die Lande zogen. Die zweite, gewichtigere Gefahr: Die Möglichkeit des Uebergangs des Schmerzempfindens in ein Gefühl masochistischer Lust. Daß sich diese Möglichkeit bei Tausenden und Abertausenden der Flagellanten zu einer Tatsache auswuchs, scheint einem Zweifel nicht unterliegen zu können, und gerade daraus erklärt sich natürlich der unerhörte Publikumserfolg, der epidemische Charakter des Flagellantentums. So wurde die Bußfahrt in aller Heimlichkeit zu einer Lustfahrt, und Albert Eulenburg hat dem Flagellantentum das denkbar treffendste Etikett aufgeheftet, indem er es als „Geißellustsport mit dem Rekord des Heiligengeruches“ bezeichnet.

Ist der Sport mit dem Mittelalter erloschen oder hat er sich der unentwegt marschierenden Aufklärung und allen An-



Francisco de Goya: Versuche
(Aus dem Radierungszyklus „Los Caprichos“ 1803)

feindungen zum Trotz zu erhalten gewußt? Eine kurze Umschau wird uns diese Frage rasch beantworten. Zunächst ist festzustellen, daß sich auf islamitischem Boden im Laufe der Jahrhunderte die gleiche Erscheinung entwickelt hat und daß das Flagellantentum in den verschiedensten Landstrichen im islamitischen Ritus eine Rolle gespielt hat und noch heute spielt. Besonders zahlreich sind die Nachrichten über die öffentliche Flagellation in der Türkei. Ich begnüge mich mit zwei Stichproben, die ich dem Studium der deutschen Zeitungsliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts verdanke.

Als 1686 wieder einmal Ofen von den Christen belagert wurde und die Türken Mühe hatten, sich der hartnäckigen Angreifer zu erwehren, erließ der Sultan den Befehl an seine Getreuen, „alle Divertissements und Ergetzlichkeiten zu abandonniren“ und Buße zu tun. Zwanzig Tage lang mußten die Derwische und Bettelmönche ein „extraordinar Fasten“ abhalten und öffentliche Gebetsprozessionen veranstalten. Sie hatten sich dabei auf Brust und Schultern zu geißeln und ihren Leib „auf eine sonderliche Weise zu ritzen“, damit das auf die Erde fallende Blut den Zorn Gottes stillen möge. In Mekka sollten große Umzüge mit dem Sarge Mohammeds durchgeführt werden, und zur Begleitung des Sarges waren 200 Spahis und 200 sonstige geistliche Personen vorgesehen, deren nackter Oberkörper ganz mit Dornen bedeckt war, auf die unaufhörlich geschlagen werden mußte, „um die Erde dadurch mit Blut zu befeuchten“. Der mir vorliegende Bericht schließt mit den Worten: „Das Abscheulichste in diesem Dienst, so die Türcken thun werden, ist, daß sie auff jede Meilweges einen Christen oder Juden tödten sollen, in Meynung, dadurch von ihrem Propheten zu erlangen, daß wieder Friede und Ruhe in ihrem Reiche solle zu wege gebracht werden“.

Nahezu 100 Jahre später, 1770, veröffentlichte die Haude-Spenersche Zeitung (Berlin) einen ganz ähnlichen Erlaß des Sultans. Die Prozession in Mekka sollte sich auf 25 Meilen erstrecken und mit „kläglichem Geschrey und starkem Brüllen“ vor sich gehen. 600 Personen, mit Bußkleidern angetan

und mit Stricken gegürtet, barfuß und unbedeckten Hauptes, eine Lade mit Totengebeinen und zerbrochenen Säbeln geleitend, bilden den Auftakt. Dann folgen „300 Muselmänner mit im Blut getauchten und angestrichenen Kleidern und mit Asche bestreuet, die unter Gebrülle und Weinen ihre Glieder schla-



David Ryckaert d. J.: Hexe
(Kunsthistorisches Museum, Wien)

gen“. Weiter: „6000 Menschen, von Kopf bis zum halben Leib entblöset, die ihre Schultern und Brust mit Dornsträuchen peitschen, daß das Blut auf die Erde fället, und sich nicht abtrocknen dürfen.“ Auch der Vezier muß sich dem Zuge einreihen. Er trägt einen blauen blutigen Turban, reitet auf einem hinkenden Esel, „schlägt sein Haupt mit einem Rohr, beweinet die vielen Unglücksstreiche, und ruft aus:

„Verzeihet mein Herr, meine Undankbarkeit!“ Den Beschluß des Zuges machen 100 Einsiedler, „die sich mit Schnittmessern in das Fleisch an den Armen und der Brust schneiden, daß das Blut auf die Erde fließet“. Auch diesmal fehlt der Befehl zum Judenmord nicht. In jedem fünften Teil einer Meile muß ein Jude und ein Esel niedergemacht werden, so daß sich also, wie das Schriftstück ausdrücklich feststellt, die Gesamtsumme von 125 Juden und ebenso vielen Eseln ergibt, „die in ihrem eigenen Blut auf der Erde liegen bleiben“.

Man wird mir entgegenhalten: hier handelte es sich um einen Gewaltbefehl des Herrschers, nicht um einen Akt des Massenwahns. Gut, ich will deshalb zu anderen Berichten übergehen, die keinerlei Zweideutigkeit mehr in sich schließen und überdies den Vorzug haben, aus neuester Zeit zu stammen. Sowohl in Aegypten wie in Persien wird heute noch im Frühling jedes Jahres ein Fest gefeiert, das unter dem Namen Hussein-fest oder Aschurafest bekannt ist. Eine sehr temperamentvolle Schilderung der Feier im Valide-Han, dem Mittelpunkt der persischen Kolonie in Konstantinopel, hat Eduard Mygind vor 30 Jahren im Berliner Tageblatt veröffentlicht, und ein kleines Bruchstück dieser Schilderung sei hier wiedergegeben. Die Regie bei der Feier besorgt die Sekte der Schiiten, und der oberste Imam des schiitischen Ritus in Konstantinopel eröffnet sie mit einer Ansprache über Hussein, den Enkel Mohammeds, und die großen Helden des islamitischen Glaubens. Noch während seiner Rede setzt die religiöse Ekstase ein. „Man begehrt unter wildem Schreien und leidenschaftlichen Gesten die Erlaubnis, sich würdig der Märtyrer zu zeigen.“ Und dann beginnt das Schauspiel, „abstoßend bis zum äußersten, die religiöse Begeisterung bis zum Siedepunkt erhitzend, erschütternd in seiner naiven Realistik“. Der große Zug setzt sich in Bewegung. Die erste Abteilung schlägt sich die entblößte Brust mit der flachen Hand, die zweite geißelt sich Rücken und Schulterblätter mit einem Bündel von Messingketten. „Und jetzt zieht die dritte, in Weiß gekleidete Abteilung mit den blinkenden, nackten Schwertern in den Händen heran. Hassan! Hussein! jauchzen, klagen, brüllen sie, als sie sich dem Imam

gegenüber befinden, und dann beginnt eine Szene, wie sie sich auch die wildeste Phantasie nur schwer ausmalen kann. Auf ein Zeichen blitzen fünfzig oder sechzig Klingen in wilden Kreuz- und Querhieben durch die Luft, und von den Köpfen, den Wangen, den Schultern der Männer spritzen Blutstrahlen empor, rieseln Blutstropfen herab, färben purpurne Ströme die weißen Gewänder. Immer rascher werden die Bewegungen, immer heftiger fallen die Hiebe, immer wilder tönen die Rufe, immer reichlicher fließt das Blut — es sind keine Menschen mehr, die hier mit rollenden Augen, entstellten Gesichtern, bluttriefenden Gliedern in unbewußtem Takte vor uns auf- und abwogen, es sind der Unterwelt entstiegene Dämonen! Hier und da sinkt einer ohnmächtig nieder — weiter —, man beachtet ihn kaum, er wird fortgetragen, gestärkt und nimmt seinen Platz wieder ein. Der erste Umzug ist beendet — Halt wird geboten —, man kühlt mit feuchten Umschlägen die fiebernden Köpfe, reinigt die blutigen Züge, stützt die wankenden Körper, man flößt ihnen Wasser ein, ermutigt sie, bis der Augenblick gekommen, wo sie zu einer womöglich noch blutigeren Wiederholung ihrer allegorischen Vorstellung vor dem persischen Gesandten, der stets zugegen ist, befohlen werden.“

Ein mir vorliegender Parallelbericht aus Aegypten (1908) bringt eine Nuance, die hier nicht übergangen werden soll. Der Prozession in Kairo schreiten Männer voraus, die an Stangen hängende Kohlenbecken tragen, mit glühender Holzkohle angefüllt. Auf der Höhe des Taumels werden diese Kohlen mit Glassplittern vermischt, von den Gläubigen in der Moschee verschlungen. Und wer noch weitere Wünsche hat, sei auf das Spezialitätenprogramm verwiesen, das die in Algier beheimatete islamitische Sekte der Aissaoua für ihre Feste aufgestellt hat.

In den christlichen Ländern schließen sich die religiös aufgemachten flagellantistischen Szenen mit Vorliebe an die Karfreitagsfeier an. An vielen Orten, besonders auch in den deutschsprachigen katholischen Ländern, wurde die Passion Christi regelrecht aufgeführt, und die Massenflagellation bildete

dann gleichsam den Rahmen für das dramatische Spiel. „Am H. Carfreitag“, heißt es in einem Prager Bericht der Münchener „Wochentlichen Ordinari Zeitung“ vom Jahre 1628, „hat man die Procession deß Leydens Christi alhie statlich begangen, vnd der gantze Passion mit Bildern vnnnd Menschen Representiert, darbey 500 Personen vermumbt gewest, darunder sich 300 flagelirt, vnd in der Schloßkirchen ein Comedi gehalten worden, so alles gar trawrig zungangen, welchen Keys. May. dero Frawenzimmer vnnnd König zu gesehen, auch 13 Personen die Füëß gewaschen, gespeist, vnd ihnen selbst sampt dem König vnnnd Hertzog von Neuburg auffgewart.“

Als dann mit den Jahren die Aufführungen als unzeitgemäß eingestellt wurden, verblieb es wenigstens bei den öffentlichen Bußübungen. Noch bis tief in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein konnte man in den katholischen Kirchen am Karfreitag in großer Zahl männliche Personen sehen, die sich durch Geißelung, chronische Ausspannung der Arme und Belastung mit schweren hölzernen Kreuzen kasteiten. In Regensburg wurden diese Bußübungen im Jahre 1767 von den kirchlichen Behörden verboten, aber das hatte zunächst nur zur Folge, daß die Flagellationsszenen auf die von priesterlicher Seite weniger kontrollierten Nachtstunden verlegt wurden. Erst zehn Jahre später, 1777, meldet der Chronist, daß man am Karfreitag keine ausgespannten Arme und beladenen Schultern mehr gesehen habe.

Auch in Frankreich wurde die öffentliche Geißelung, die sich bis dahin in vielen Klöstern noch großer Beliebtheit erfreut hatte, im 18. Jahrhundert abgeschafft. 1770 beschwerten sich die Barfüßer Carmeliter darüber beim Erzbischof von Toulouse und baten um Wiedereinführung der von ihnen offenbar sehr geschätzten Institution. Der Erzbischof lehnte das Gesuch ab, und zwar mit der deutlichen und verständigen Begründung, daß die öffentliche Geißelung „den guten Sitten zuwider wäre“.

Anders in den südlichen romanischen Ländern, in Spanien und Italien! Spanien war es vorbehalten, den „Geißellustsport“ in den Dienst galanter Liebeswerbung zu stellen und



Francisco de Goya: Dahin geht's
(Aus dem Radierungszyklus „Los Caprichos“ 1805)

damit dem Schein, als ob es sich dabei um eine ernsthafte religiöse Angelegenheit handle, eine offene Absage zu geben. Havelock Ellis zitiert in seinem vortrefflichen Buch „Das Geschlechtsgefühl“ einen Bericht der Gräfin d'Aulnay aus dem Jahre 1685, der auch in seinen Einzelheiten so merkwürdig ist, daß ich die entscheidende Stelle wörtlich anführe:

„Die Flagellanten binden Bänder an ihre Geißeln und gewöhnlich verehren ihnen ihre Geliebten seidene Schleifen. Wenn sie allgemein bewundert werden wollen, so dürfen sie nicht mit den Armen herumfechten, sondern müssen die Hiebe nur aus dem Handgelenke fallen lassen; sie müssen ohne Rast schlagen und das Blut darf den Anzug nicht besudeln. Aus furchtbaren Wunden auf den Schultern fließt das Blut in Strömen; sie ziehen mit gemessenen Schritten durch die Straßen, und wenn sie vor dem Fenster der Geliebten vorüberkommen, geißeln sie sich mit bewunderungswerter Selbstbeherrschung. Die Dame, der diese Huldigung gilt, blickt durch die Fenstergitter auf dieses herrliche Schauspiel, muntert ihren Verehrer durch ein Zeichen auf, zuzuschlagen und läßt ihn merken, wie sehr ihr diese Art der Galanterie gefällt. Wenn die Flagellanten unterwegs einem schönen Weibe begegnen, so hauen sie so zu, daß diese von ihrem Blute bespritzt wird; das ist eine große Ehre und die Dame dankt dafür voll Erkenntlichkeit . . . Das ist alles buchstäblich wahr.“

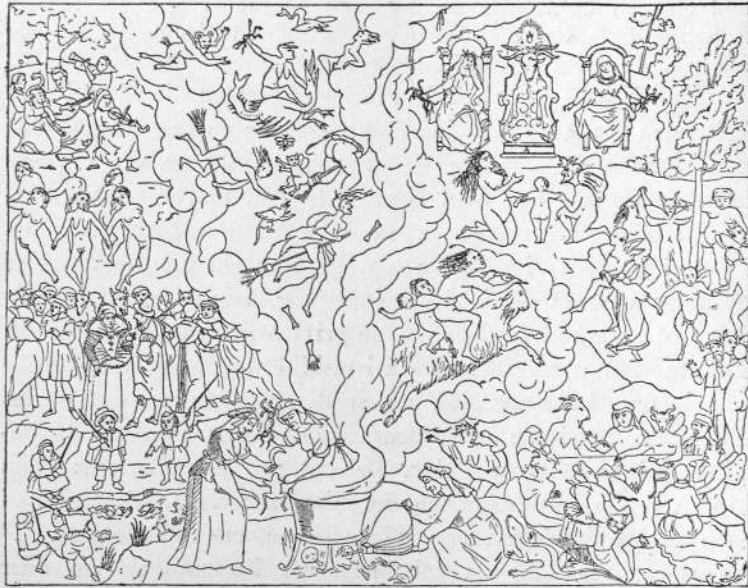
Hier würde ich meine Umschau gern schließen. Denn die italienische Praxis, von der ich nun noch zu sprechen habe, unterscheidet sich sehr wesentlich von dem Versuch der Spanier, dem grausen Spiel eine gewisse Grazie beizubringen. Sie ist düsterstes Mittelalter und man liest die blutrünstigen Berichte nur mit Widerwillen. Ich reihe eine Anzahl nackter Tatsachen aus verschiedenen Dokumenten aneinander. Der Dominikaner Labat wohnte 1700 einer Karfreitagsprozession in Civita Vecchia bei. Die Büßenden bearbeiteten sich mit einem Bündel zusammengeflechtener, an der Spitze mit Eisen beschlagener Schnüre, die die Haut 7 bis 8 Zoll breit aufschlugen, daß das Blut rann und alle, die in der Nähe waren, bespritzte. Andere schlugen sich mit großen, mit Glasscherben gespickten Wachs-kugeln, die furchtbare Wirkungen hinterließen. Schwere Kreuze, Fußketten, Dornenkronen vervollständigten die Liste der Requisiten. Im Jahre 1749 hielt der Franziskaner Pater

Leonhard auf der Piazza Navona in Rom eine außerordentliche „Mission“. Er trug dabei einen Strick um den Hals, eine Dornenkrone auf dem Kopf und gab sozusagen eine Sondervorstellung in der Selbstflagellation. Der Papst wohnte diesem feierlichen Aktus bei, entfernte sich aber, als die Sache blutiger Ernst wurde. Die Schaustellung dauerte 14 Tage, dann erholte sich Pater Leonhard acht Tage lang, fing mit neuen Kräften sein Werk in Trastevere an, erholte sich wiederum acht Tage und erschien nun auf der Piazza Colonna, um sich auch dort 14 Tage lang zu geißeln. Etwa 75 Jahre später fand eine ähnliche Bußmission in der Nähe von Salerno statt, die die Bevölkerung der Gegend in offenen Wahnsinn hineintrief. Es kam zu Massenflagellationen, die einen so gefährlichen Charakter annahmen, daß gegen 100 Menschen dadurch aufs Krankenbett geworfen wurden.

„Die Büßenden zerfleischten sich mit den Händen das Gesicht, spuckten sich gegenseitig an und leckten den Boden der Kirche mit der Zunge ab. Die abends erleuchtete, mit Totenköpfen und anderen Schreckbildern behängte Kirche erregte ein solches Entsetzen, daß Kinder in Konvulsionen fielen und eine Schwangere mit einer unzeitigen Frucht niederkam.“

Und heute? Kurz vor dem Kriege brachten die Illustrierten Zeitungen ein Bild, das eine Bußprozession an der französisch-spanischen Grenze darstellte: vermummte Büßer, die schwere hölzerne Kreuze auf dem Rücken tragen, und das noch eindrucksvollere Gegenstück dazu lieferten die Bittwallfahrten in Bari (Italien) im Juli 1909. Es war ein unerhört heißer Sommer und in Bari fiel monatelang kein Tropfen Regen. Die Not stieg aufs höchste und so griff man zu ungewöhnlichen Mitteln. Ein wundertätiges Christusbild wurde aus der Kirche geholt und in Prozession durch die Straßen geführt. Hans Barth, der römische Korrespondent des Berliner Tageblatts, beginnt seinen telegraphischen Bericht mit den Worten: „Ein Zug von 30.000 Menschen durchlief schreiend, klagend und sich geißelnd wie mittelalterliche Flagellanten die Stadt . . .“ Uebrigens, es gibt da sehr seltsame Zusammenhänge oder sehr neckische Zufälle: die Prozession hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als ein kräftiger Platzregen niederging.

Bleibe nur noch zu erwähnen, daß sich das Flagellantenunwesen — man verzeihe mir den saloppen Ausdruck — auch als christlicher Exportartikel bewährt hat. Die Karfreitagsfeiern in Neu-Mexiko sehen dem Prager Passionsfest, von dem ich oben erzählte, äußerst ähnlich. Ja, die Indianer und Mischlinge Neu-Mexikos haben vor ihren europäischen Glaubensbrüdern noch allerhand voraus, vor allem, daß der vor der Feier jedesmal durchs Los bestimmte Christus wirklich in aller Form ans Kreuz geschlagen wird. „In den meisten Fällen ging er dabei zugrunde“, konstatiert Dr. Ernst Schultze, der über diese Ungeheuerlichkeiten aus genauer Kenntnis der Verhältnisse berichtet. 1888, 1889, 1890, 1891 haben solche Kreuzigungen stattgefunden, und eine weitere Mitteilung aus dem Jahre 1897 bestätigt, daß sie auch damals noch im Schwange waren. Aus dem 20. Jahrhundert sind mir genaue Feststellungen nicht zu Gesicht gekommen.



Hexen-Sabbat
(Zeichnung aus der Blütezeit der Hexenverfolgung)

GEISTIGE EPIDEMIEN / DIE TANZWUT

Als die Geißelkrankheit mit dem Feldzug gegen den schwarzen Tod den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten hatte, wurde sie abgelöst durch eine nicht minder seltsame Erscheinung: die Tanzwut. Auch hier wäre es unergiebig, sich mit Hypothesen über die Gründe der Entstehung des langen und breiten zu befassen. Man möchte annehmen, daß die Ursachen für beide Phänomene nicht allzu weit voneinander entfernt liegen können, daß es sich also auch hier wieder empfehlen dürfte, an die furchtbaren Verheerungen zu denken, die die Pest, immer von neuem ihr Haupt erhebend, in jenen Epochen in der Kulturwelt anrichtete, an die Auswirkung verzweifelter Hungerjahre auf die Mentalität des Volkes, an die mannigfachen äußeren Wirren und die große allgemeine Sittenlosigkeit, an der der Klerus seinen vollgemessenen Anteil hatte.

Auch die Tanzwut hat sich durch Herolde, durch Vorzeichen, schon Jahrhunderte vor ihrem großen Debüt angesagt. Ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, Wilhelm von Malmesbury, erzählt uns von einem sonderbaren Vorkommnis aus dem Jahre 1021. Bei der Klosterkirche von Kolbig bei Bernburg sollen in der Christnacht 16 betrunkene Bauern und 3 Weiber unter Verübung großen Lärms getanzt und den Gottesdienst dadurch erheblich gestört haben. Der Priester, Ruprecht mit Namen, habe sie zur Ruhe verwiesen, als seine Warnung aber keinen Erfolg hatte, schließlich in großer Erregung geschrien: Ei, so tanzt ein ganzes Jahr! Und so sei es denn auch gekommen. Die Sünder tanzten, bis sie bis zu den Knien in die Erde sanken, und der Erzbischof von Köln mußte bemüht werden, den Fluch Ruprechts wieder von ihnen zu nehmen. Sie fielen dann alle in einen dreitägigen tiefen Schlaf, der bei vier Personen zum Tode führte; die übrigen behielten zeitlebens ein Zittern der Glieder als Andenken an das Erlebnis zurück. Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich hier um ein moralisch frisiertes Priestergeschichtchen handelt, aber

es bleibt doch zu vermuten, daß ihm irgendwelches tatsächliche Geschehen zugrunde liegt.

Ein besser beglaubigter Bericht führt uns nach Erfurt. Dort fanden sich 1237 — die Chronik sagt wörtlich: „ganz unvermutet“ — mehr als 100 Kinder beiderlei Geschlechts auf der Gasse zusammen. Sie fingen an zu tanzen, tanzten zum Tore hinaus, tanzten auf der Landstraße weiter fort, durch den Steigerwald hindurch, bis sie in Arnstadt anlangten, wo sie todmüde auf der Straße niedersanken und in tiefen Schlaf verfielen. Die Eltern holten sie Tags darauf auf Wagen zurück und damit war das Abenteuer abgeschlossen. Vielen der Kinder aber erging es wie den Bauern von Kolbig: ein sonderbares Zittern blieb zurück und ließ sich auch durch ärztliche Kunst nicht mehr beheben.

Ein ähnlicher Kindertanz fand reichlich zwanzig Jahre später in Hameln statt, und 1278 tanzten in Utrecht 200 erwachsene Personen so lange und so wütend auf einer Brücke, bis sie unter ihnen zusammenbrach. Sämtliche Tänzer ertranken. Ist es ein Zufall, daß sich die drei zuletzt erwähnten Geschehnisse im gleichen Monat zutruhen: im Juni? Vermutlich nicht! Denn in den Juni fällt der Johannistag, der im Mittelalter allerwärts in Deutschland in tumultuarischen Formen gefeiert wurde. Dabei spielte natürlich der Tanz eine sehr wesentliche Rolle und so kann man wohl annehmen, daß sich bei einem Teil der Bevölkerung im Juni der Tanztrieb lebhafter fühlbar machte als zu anderer Zeit.

Auch der erste große Ausbruch der Tanzkrankheit (1374 in Aachen) knüpft offenbar wieder an die Feier des Johannistages an. Beweisen läßt sich diese Behauptung freilich kaum. Aber die Zeit (Juli) würde stimmen, und der Name, den die Zeitgenossen der merkwürdigen Erscheinung gaben: Tanz des Heiligen Johannes, würde sich dadurch zwanglos erklären.

Woher kamen die Johannistänzer? Sie waren eines Tages da, drangen tanzend durch die Tore Aachens in die innere Stadt ein, tanzten auf den Gassen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Kirchen. Petrus de Herentals vermerkt in seinem Bericht, daß sie aus Deutschland gebürtig waren, mehr wissen

wir nicht. Nach stundenlanger Raserei fielen die Tänzer erschöpft zur Erde, ächzten und stöhnten, als wenn sie sterben müßten, und wurden erst wieder ruhiger, wenn sie von hilfreichen Seelen einige Faustschläge und Fußtritte auf den



Israhel von Meckenem (1440—1505): Tanzwut

Unterleib erhalten hatten. Nach kurzer Pause hob dann das Tosen von neuem an.

Während des Tanzes sahen und hörten die Kranken nichts von dem, was um sie her vorging. Statt dessen zeigten sich ihnen fremdartige Gesichte, es erschienen ihnen Geister, deren Namen sie laut herausschrien, oder sie sahen den Himmel offen, hatten die Halluzination der Jungfrau Maria und des Heilands.

Auch in den Pausen war das Bewußtsein der Tänzer getrübt und in schweren Fällen kam es zu epilepsieähnlichen Krämpfen. Bewußtlos wälzten sich die Unseligen an der Erde, Schaum trat ihnen auf die Lippen. Der Leib zeigte eine trommelsüchtige Auftreibung, und man suchte dem Uebel daher oft durch Zusammenschnürung der unteren Körperpartien mit Tüchern beizukommen. Umsonst! Der Tanz raste weiter unter Johlen und Schreien, denn der Teufel läßt so leicht keinen aus seinen Klauen, der ihm verfallen ist.

Das Schlimmste aber: die ansteckende Wirkung. Es war in hohem Grade gefährlich, den Johannistänzern zuzusehen, denn im Laufe weniger Momente konnte der Zuschauer, ohne daß er es wollte, ja sicherlich oft zu seinem eigenen höchsten Entsetzen, zum Akteur werden. Der Rhythmus des Tanzes fuhr ihm in die Glieder und jeder Widerstand gegen den wilden dämonischen Zwang war vergeblich. So wuchs die Zahl der Tänzer mit großer Schnelligkeit, und da die Bewegung, ähnlich wie der Flagellantismus, von vornherein auf Vagabondage eingestellt war, war im Laufe von wenigen Monaten das ganze nordwestliche Deutschland samt den benachbarten Niederlanden von Johannistänzern überschwemmt. In Köln gab es ihrer nach der Limburger Chronik 500, in Metz 1100, und man kann sich vorstellen, daß Handel und Wandel unter dieser wahnwitzigen Plage hart zu leiden hatte.

Die Tänzer rekrutierten sich aus den verschiedensten Kreisen, doch ist anzumerken, daß die besseren Stände nur ein verhältnismäßig geringes Kontingent stellten. Die Bauern verließen ihren Pflug, die Hausfrauen den Herd, die Handwerker die Werkstatt, um sich dem wilden Reigen anzuschließen. Auch viele Bettler zogen mit und sonstige Müßiggänger verschiedenster Art, Dienstboten, die heimlich ihren Herrschaften entliefen, und Kinder, die sich der Zucht der Eltern zu entziehen wußten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Tänzer nicht alle ausnahmslos krank waren. Es gab Schwindler unter ihnen, Simulanten, Tagediebe und Lüstlinge, die im Trüben fischen wollten. Denn da die Geschlechter überkreuz miteinander tanzten, stand der Weg zu

sexuellen Exzessen weit offen, und die Gelegenheit wurde denn auch von Anbeginn der Bewegung heftig und leidenschaftlich ausgenutzt. Man ersieht das am besten aus dem Bericht der Limburger Chronik. „Und fand man da zu Cöln“, heißt es darin, „mehr denn hundert Frauen und Dienstmägde, die nicht eheliche Männer hatten. Die wurden alle in der Tänzerey Kinder-tragend, und wann dass sie tanzeten, so bunden und



Michel Wolgemuth (1434–1519): *Der Tanz in den Tod bei Utrecht*
(Holzschnitt aus der Schedelschen Chronik)

knebelten sie sich hart um den Leib, dass sie desto geringer wären“, und der Abschnitt schließt mit den Worten: „Und war ein eitel Teuscherey, und ist verbottschafft gewesen an Christum nach meinem Bedünken.“

Die zweite große Tanzepidemie setzte 1418 in Straßburg ein. Dort sprach man zwar von Veitstänzern und nicht von Johannistänzern, die Sache aber war nicht nur im allgemeinen, sondern auch in allen Einzelheiten die gleiche. Es ist uns ein

Vers erhalten geblieben, der von dem Erscheinen der Seuche anschaulich erzählt:

Viel hundert fingen zu Strasburg an
Zu tantzen und springen, Fraw und Mann,
An offnen Marck, Gassen und Strassen,
Tag vnd Nacht, ihren viel nicht assen,
Bis jn das Wüten wieder gelag.
St. Vits Tantz ward genannt die Plag.

Wie der Heilige Veit zu der Ehre gekommen ist, als Patron der Tanzwütigen zu gelten, braucht uns hier nicht zu kümmern. Genug, während die Geistlichkeit den Aachner Johannistänzern die ersten Verse des Johannisevangeliums vorlas, um die Macht der Dämonen zu brechen, schleppte man ihre Straßburger Schicksalsgenossen zu Fuß oder zu Wagen in die Kapellen, die Veit geweiht waren, nach Zabern oder Rotenstein, führte sie in feierlichen Umzügen vor die Altäre des Heiligen, und es scheint so, als ob sich diese Zeremonien auch in vielen Fällen als erfolgreich erwiesen hätten.

Trotzdem griff man im Verlauf der Zeit noch zu einer anderen Methode. Man gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß man die Krankheit nicht abbrechen könne, sondern sie austoben lassen müsse, und so entschloß man sich denn zu dem Versuch, den Ausbruch möglichst zu verstärken, um damit die Aussicht auf einen rascheren Krankheitsverlauf zu gewinnen. Die Stadtmagistrate griffen ein, mieteten Musikerbanden, die den Tänzern aufzuspielen hatten und besoldeten obendrein noch besonders leistungsfähige Männer, die sich als Tänzer an der Raserei beteiligen und die Kranken so energisch herumschwenken mußten, daß diese das Vergnügen bald satt bekamen und, von der Wut genesend, zusammenbrachen. Unter Umständen kümmerte man sich sogar liebevoll um den einzelnen Krankheitsfall. So erlitt zum Beispiel in Basel ein hübsches Mädchen, Kammerjungfer ihres Zeichens, einen schweren akuten Anfall der Tanzkrankheit. Als bald gesellte ihr die Obrigkeit zwei tanzfeste Männer zu, die sich ihrer abwechselnd annahmen. Das Mädchen aß und schlief

nur wenig, und auch wenn es dazu kam, dauerte die hüpfende Bewegung des Körpers unverändert fort. Im übrigen tanzte



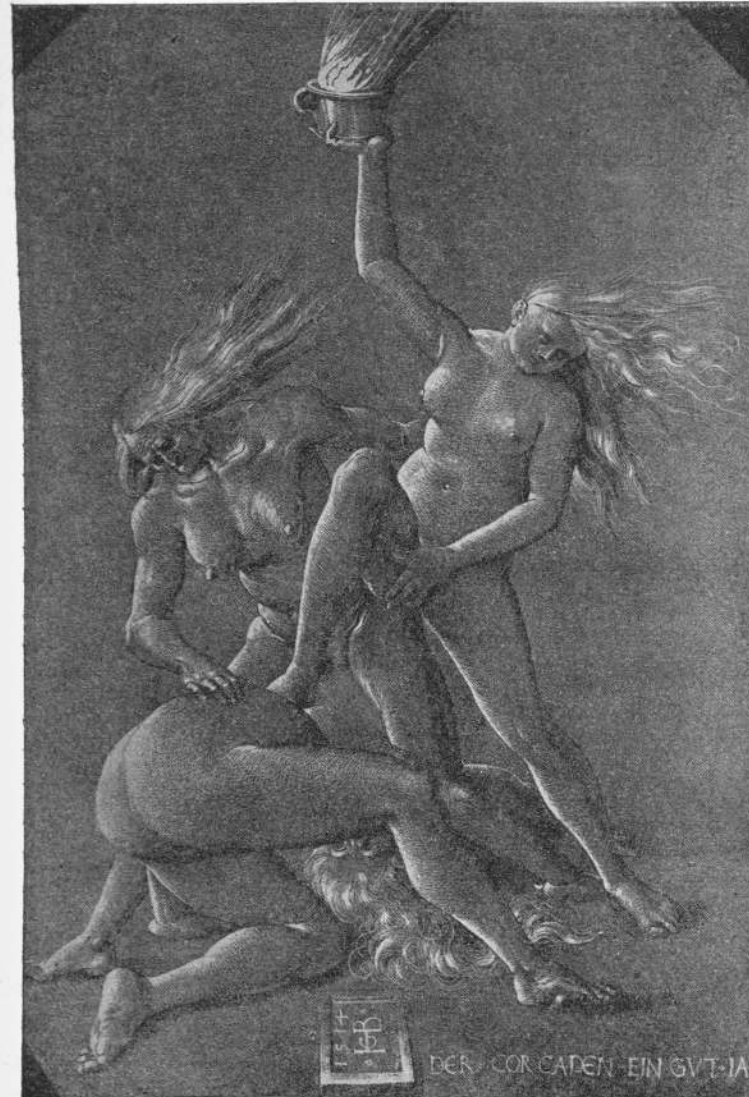
Blocksberg
(Holzschnitt aus Johann Praetorius „Blockes Berges Verrichtung“, Leipzig 1668)
(Germanisches National-Museum, Nürnberg)

sie ununterbrochen einen ganzen Monat lang. Dann erst war sie glücklich so weit, daß sie sich „die Fußsohlen abgetanzt“ hatte und völlig ermattet zusammenbrach. Man brachte sie

ins Hospital, pflegte sie und konnte sie nach kurzer Zeit als gesund entlassen.

Die Geschichte dieses Kammerzöfchens, die uns übrigens von verschiedenen Seiten überliefert worden ist, ist noch aus einem besonderen Grunde bemerkenswert. Es wird uns ausdrücklich berichtet, daß ihre beiden Tänzer rote Röcke und auf den Hüten weiße Federn trugen. Nun wird aber in anderen Quellen immer wieder betont, daß die Tanzkranken die rote Farbe überhaupt nicht ertragen konnten und, sobald sie ihnen zu Gesicht kam, in wildeste Wut gerieten. Es waren daher in den von der Epidemie betroffenen Städten vielfach Verbote erlassen worden, rote Kleidungsstücke zu tragen. Daß es sich auch bei den roten Röcken der Baseler Tänzer wieder um den planmäßigen Versuch handelte, die Kranken im Interesse ihrer Heilung zu reizen und aufzuregen, glaube ich nicht, möchte vielmehr aus den Baseler Berichten schließen, daß in Basel die anderwärts beobachtete Idiosynkrasie gegenüber der roten Farbe nicht bestand, und diese Feststellung als einen Beweis buchen für die entscheidende Rolle, die die Suggestion in den Tanzepidemien gespielt hat.

Ein Beweis von vielen! Denn wie erklärte es sich sonst, daß mit der Zeit, d. h. etwa vom Beginn des 16. Jahrhunderts an, die Anfälle nur noch in ganz genau festgelegter Periodizität auftraten und sich auch bei den schon einmal Erkrankten immer wieder in dieser Periodizität wiederholten? Einmal jährlich wurde man krank, und zwar stets um Johannistag, der ja von Anfang an mit der Geschichte der Tanzwut in besonders inniger Verbindung gestanden hat. „Den ganzen Juni hindurch empfanden die Kranken eine unüberwindliche Unruhe und Unbehaglichkeit; sie waren traurig, furchtsam und angstvoll, irrten unstedt, von ziehenden Schmerzen getrieben, die plötzlich da oder dort entstanden, umher und erwarteten sehnsüchtig den Vorabend des Johannistages, in der zuverlässigen Hoffnung, daß der Tanz an den Altären dieses Heiligen oder des heiligen Veit sie von ihrer Qual befreien würde.“ (Hecker: „Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters.“) Dann folgte die kurze Raserei, noch immer in den gleichen Formen, die



Hans Baldung Grien: Hexen (1514)
(Albertina, Wien)

von Anfang an beobachtet worden waren. „Die Wut und Ausgelassenheit beraubte die Tänzer so aller Sinne, daß sich viele unter ihnen an Ecken und Wänden die Köpfe zerschmetterten oder sich blindlings in reißende Ströme stürzten, wo sie ihren Tod fanden. Brüllend und schäumend konnten sie von den Umstehenden nicht anders gebändigt werden, als daß man sie mit Bänken und Stühlen umstellte, damit sie durch hohe Sprünge ihre Kräfte desto früher aufrieben, worauf sie dann wie entseelt zu Boden fielen und sich nur nach und nach wieder erholten.“ Oft dauerte die Wut nicht länger als drei Stunden, zuweilen aber auch tagelang, und dann endete sie, genau so wie bei den ersten schweren Epidemien, mit völliger Erschöpfung. G. Horst ist noch im Frühjahr 1623 Frauen begegnet, die alljährlich nach der St. Veits-Kapelle in Drefelhausen bei Weißenstein im Ulmer Gebiet wallfahrteten, um dort ihre Tanzanfälle abzuwarten. Sie „tanzten mit gestörtem Geiste, wie Ekstatische, Tag und Nacht, bis sie erschöpft zu Boden stürzten und, wieder zu sich gekommen, sich von der peinigen Unruhe und der schmerzhaften Schwere im Körper befreit fühlten“. Die eine dieser Frauen hatte diese Wallfahrt 20 Jahre lang durchgeführt, die andere gar 32 Jahre.

Was sagt das Volk zu alledem? Es liegt auf der Hand, daß ihm das unnatürliche Gehaben der Tanzkranken übernatürlich erscheinen mußte. Wir sahen schon, daß die Behandlung in der ersten Zeit so gut wie ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit lag. Sie war hier die gegebene Instanz, denn es galt nicht, ein körperliches Uebel, sondern dämonische Mächte zu bekämpfen. Der heilige Johannes, der heilige Veit, das waren die rechten Aerzte. Aber woher hatten die Dämonen die Macht, die Gemüter harmloser Menschen in so unerhörter Weise zu verwirren? Dafür gibt es eine Erklärung, die die Mentalität der Zeit so blitzartig erhellt, daß sie hier unbedingt erwähnt werden muß. Man nahm an, daß die Erkrankten von unzüchtigen Priestern getauft worden seien und daß ihre Taufe deshalb ungültig und unwirksam blieb. Welche Abgründe religiöser Ethik tun sich damit auf! Welch



Francisco de Goya: Hübsche Lehrerin
(Aus dem Radierungszyklus „Los Caprichos“ 1803)

lieblicher Gott, der die Sünden des Priesters an den von ihm getauften unschuldigen Kindlein heimsucht!

Aber neben der Ueberzeugung, daß der Teufel als der verantwortliche Redakteur für den Tanzunfug anzusehen ist, steht eine andere, die Gott selbst mit dieser Rolle belastet hat. Gott bedient sich ihr zufolge des Phänomens, um den Menschen „irgend etwas Besonderes zu sagen“. Derselbe Fall lag für diese naiven Seelen etwa vor, wenn eine Sonnenfinsternis eintrat, ein Kalb mit fünf Beinen geboren oder eine Seeschlange angeblich gesichtet wurde. Eine „Relation“ aus dem Jahre 1585 („Neue Zeitung von zweien Jungfrauen in Schlesien“) kennzeichnet diese Ausdeutung zur Genüge. Zwei Nachbarkinder in Gellendorf, Mädchen von 14 und 16 Jahren, werden von der Krankheit befallen, tanzen zehn Tage und zehn Nächte fast ohne Aufhören. Aber es war wenigstens ein äußerst erbaulicher Tanz. Denn „was die Geberden anlangt, hat man gesehen, wie sie im Tanzen die Hände über den Kopf geworfen, gleichsam anzuzeigen, wie eine große Sünde es sey, wann sich die Jungfrauen aus der Gesellen Händen im Tanzen reißen und sich selbst herumdrehen und werfen, gleichsam als wären sie unsinnig, haben auch die Hände zusammengeschlagen. In ihrer Krankheit aber haben sie die Kleider zwischen ihre Beine genommen, sind auf dem Kopfe gestanden, und haben sich hin und wieder geworfen, nicht ungleich denen, so in eine schwere Krankheit gefallen. Die Hände aber haben sie unter dem Rücken geschlagen, den Leib aufgeblasen, anzuzeigen, wie es die Jugend in der Rockenstube bei der Nacht närrisch und muthwillig pflegt vorzunehmen“. Sie haben während des Tanzes auch fromme Reden gehalten, haben gegen die Modetorheiten gewettert, gegen die „großen Gewölke um den Hals“, die „ausgelöcherten Schurztücher“, die „so hohen Borten und Zöpfe, die man hinten in den Nacken legt“ und mit denen offenbar eine besonders „große Hoffart getrieben“ wurde, haben, was noch lustiger klingt, eine Philippica gegen den Tanz losgelassen und die Besucher zur Buße und Umkehr ermahnt. Mit frommem Augenaufschlag resumiert der biedere Zeitungsmann: „Unser

lieber Gott gibt Wunder und Zeichen am Firmament und allhier sichtlich an den menschlichen Kreaturen, auch erschreckliche Exempel an den zweien Jungfrauen, wie sie so große Schmerzen und Pein auf dieser Welt müssen leiden, gewißlich uns zu einer treuen Warnung.“ Mit dem Hinweis auf Sodom und Gomorrha und mit einem frommen Gebetsprüchlein schließt er die Zeitung ab.

Daß auch in andern Fällen die Ermahnungen der Tanzkranken durchaus ernst genommen wurden, ersieht man aus der Tatsache, daß zur Zeit der ersten Tanzepidemie in Lüttich eine Verordnung herauskam, die den Gebrauch der Schnabelschuhe, gegen die die Tanzbesessenen in ihren Reden leidenschaftlich zu Felde gezogen waren, untersagte. So ergibt sich das Kuriosum, daß die Tanzkrankheit auch in die Geschichte der Mode nicht ganz unbedeutend hineinspielt.

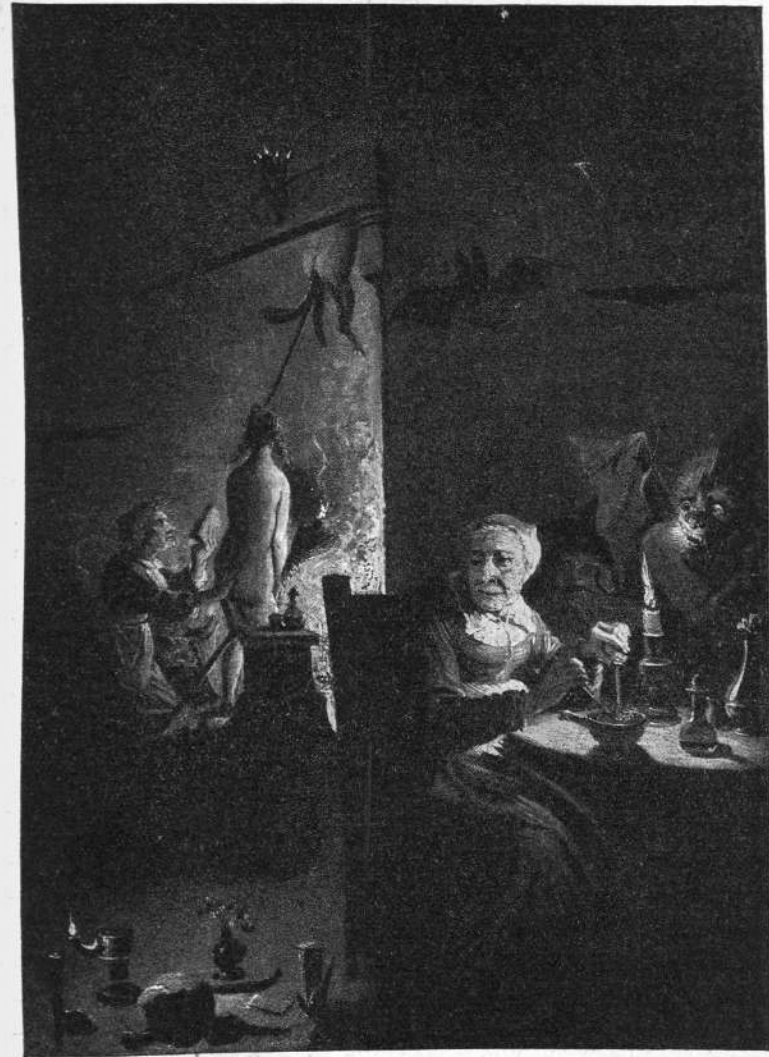
Die Aerzte beschäftigten sich erst im 16. Jahrhundert, und dann auch noch immer spärlich, mit der Materie. Von Paracelsus haben wir eingehende Erörterungen, und sie interessieren noch heute in ihrer Mischung von groteskem Irrtum und feinsinniger psychologischer Intuition. Er unterscheidet drei Arten des Uebels. Die eine, die sich aus der Einbildung, die zweite, die sich aus sinnlicher Begierde herleitet, und die dritte, die auf körperliche Ursachen zurückzuführen ist. Diese körperlichen Ursachen sind nach seiner Ansicht die „lachenden Adern“. „In einem jeden Menschen liegen lachende Adern; werden dieselben geöffnet, so muß der Mensch lachen, ohne daß er es hindern kann, solange das Blut läuft und hört es nicht zu laufen auf, so wird er sich todlachen.“ Bei der Tanzkrankheit liegen zwar diese Adern nicht offen, aber der in ihnen enthaltene „Spiritus“ hat sich verändert, „ist aus der Ordnung seines Laufes gekommen und macht das Blut toben“. Ueber die komplizierte Behandlung wollen wir hier hinweggehen. Bei der zweiten Krankheitsform rät Paracelsus eine Isolierungs- und Fastkur an. Auch kaltes Wasser und körperliche Züchtigung spielen dabei eine Rolle. Am interessantesten ist die Behandlung der „Tanzwut aus Einbildung“. Hier greift Paracelsus zu uralten magischen Methoden, deren psy-

chologische Werte von vielen ernsthaften okkulten Forschern heute zum mindesten bedingt anerkannt werden. Er läßt den Kranken aus Wachs oder Harz sein Bildnis anfertigen und befiehlt ihm, alle Verfehlungen, an die er sich erinnern kann und alle Gedanken, die irgendwie mit der Krankheit zusammenhängen, „ohn eynfallung anderer Person allein vollkommen in das Bild zu setzen“.

Ich breche ab, um noch kurz auf eine Abart der Tanzwut hinzuweisen, die in Italien beheimatet ist, den sogenannten Tarantismus. Ein wichtiger Unterschied ist vorhanden, der sich aber beim näheren Zusehen als nicht stichhaltig erweist. Der Tarantismus soll nämlich in jedem einzelnen Falle eine positiv nachweisbare Ursache haben: den Biß der Tarantel, einer apulischen Erdspinne. Die Naturforscher versichern indessen, daß die Tarantel ein höchst unschuldsvolles Tier und ganz und gar nicht für den Hexensabbat des Tarantismus verantwortlich zu machen sei. Des Rätsels Lösung ist einfach genug: auch hier wieder stehen wir vor den Wirkungen der Suggestion, die ein um so leichteres Spiel hat, je willfähriger die Menschen abergläubischen Vorstellungen Tür und Tor öffnen. Der Tarantismus gleicht der deutschen Form der Tanzwut in vieler Hinsicht, zeigt daneben aber auch einzelne Züge, die man bei den Johannis- und Veitstänzern nicht antrifft. So vor allem eine tiefe Melancholie des Gemüts, aus der sich erst ganz allmählich das Tanzverlangen herauskämpft. Ebenso merkwürdig ist die leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Meer, die die Tänzer in ihrem Anfall zu ergreifen pflegt. Glückt es ihnen, bis ans Meeresufer zu gelangen, so stürzen sie sich in wilder Besessenheit in die Fluten. Uebrigens lindert schon der Anblick eines Glases Wasser ihre Pein und viele Tänzer lassen ein solches Glas, dessen sie sich bemächtigen konnten, auch während des Tanzes nicht aus der Hand. Farben wirken stark auf die Kranken, wecken teils leidenschaftliche Sympathien, teils heftigen Widerwillen. Die Farbe, die genau der Farbtönung der Tarantel entspricht, von der man gebissen wurde, soll wohlthuend lindernde Wirkungen entfalten.

Heilung aber bringt nur die Musik. Schon im 15. Jahr-

hundert, als der Tarantismus sich zuerst bemerkbar machte,



David Teniers d. J. (1610—90): *Hexenküche*
(Dresden, Gemäldegalerie)

wußte man das und als das Uebel im 16. und 17. Jahrhundert mehr und mehr überhand nahm, ging man daran, dieses

Wissen systematisch auszuwerten. In Scharen durchzogen die Spielleute Italien, und wo sie sich blicken ließen, fanden sich die Kranken zusammen, schwangen sich in wilder Raserei und tanzten sich dabei gesund. Es waren ganz besondere Weisen, die die Spielleute aufspielen mußten, Rhythmen von starker Eigenart, an denen man sich, nachdem die Erinnerung an die furchtbare Volkskrankheit längst verklungen ist, noch heute in der italienischen Tarantella erfreuen kann. Sonderbare Vorgeschichte eines Nationaltanzes!

Die deutsche Tanzkrankheit verschwand in ihren epidemischen Formen um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der Tarantismus erlebte im 17. Jahrhundert die Zeit seiner größten Verbreitung. Im 18. Jahrhundert wurde er selten, im 19. war er überwunden. Trotzdem ist es nicht schwer, in der jüngsten Vergangenheit oder in der Gegenwart Phänomene zu entdecken, die sich als Seitenstücke oder sogar als Ausläufer der großen Tanzkrankheiten des Mittelalters auffassen lassen. Ich denke da weniger an verwandte Krankheitserscheinungen in Abessinien und Java, auch nicht an die tanzenden Derwische oder die ebenfalls ihre religiösen Bedürfnisse im Tanze befriedigenden amerikanischen Shaker, sondern etwa an die berühmte Echternacher Springprozession, die — ein Kuriosum ersten Ranges — noch jetzt alljährlich zu Ehren des heiligen Willibrord am Pfingstdienstag abgehalten wird, und vor allem an die sogenannte serbische Pfingstkrankheit, von den Serben Rusalje genannt. Ort des Geschehens ist ein Dorf im Kreise Passarowitz. Die Krankheit tritt auf, während man im festlichen Tanz begriffen ist, und befällt Frauen häufiger als Männer. Ihre Symptome sind: Bewußtseinsstörungen, ein eigenartiges Gefühl der Schwere im Kopf, Lach- und Weinkrämpfe, in schweren Fällen völlige Bewußtlosigkeit, Gedächtnisschwund, Unempfindlichkeit der Haut. Merkwürdigerweise erkranken auch Personen, die an der Festfeier nicht beteiligt sind, sie aber in früheren Jahren einmal mitgemacht haben. Die Aerzte sind machtlos gegen die Krankheit, das Volk aber heilt die Kranken, genau wie man es beim Tarantismus in Italien machte, durch Musik und Tanz.

GEISTIGE EPIDEMIEN / DAS HEXENWESEN

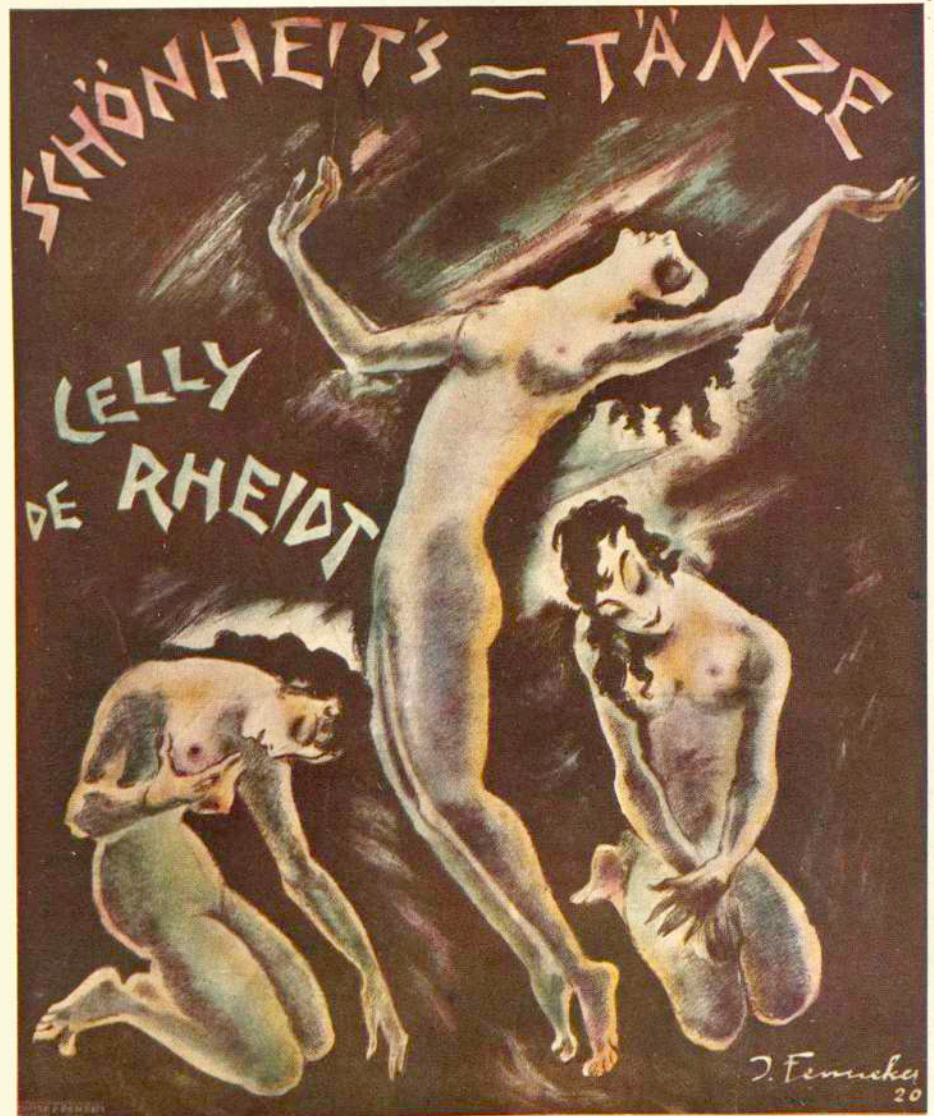
Der Hexenwahn ist die folgenschwerste aller psychischen Epidemien, von denen wir wissen; zugleich auch die rätselvollste, undurchsichtigste. Wer sind dabei die Träger der Krankheit, wer die Schuldigen und Verantwortlichen, und wie substantiiert sich in diesem Falle der Begriff des Lasters? Sind die Hexen die Verworfenen, vom Laster Gezeichneten, oder sind es die Richter, die die Körper ihrer Opfer auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, um, wie sie vorgeben, ihre Seelen dadurch zu retten? Seltsam genug, daß eine solche Frage nicht nur auftauchen, sondern daß sie sogar sehr verschieden beantwortet werden kann und bis in die neueste Zeit hinein beantwortet worden ist.

Ein kurzer Hinweis auf die Entstehung des Hexenglaubens ist unentbehrlich. Der Glaube an magische Zusammenhänge und Möglichkeiten ist allen Völkern gemein. Die christliche Kirche belebte und erweiterte ihn von Anfang an durch die Lehre von der Existenz eines persönlichen Teufels, eine Lehre, die sie mit stetig wachsendem Temperament und sich immer mehr verschärfendem Fanatismus der Christenheit aufzuzwingen suchte. Da schon im Neuen Testament eine ganze Reihe von Dämonen auftreten, war sie hinreichend ausbaufähig, und die Theologie beschäftigte sich mit Vorliebe mit den Personalien der höllischen Geister. Einer dieser Gottesgelehrten kannte neben Satan noch 72 Teufelsoffiziere und 7,405.928 gemeine Teufel. Ein Professor in Basel kam auf eine dreizehnstellige Zahl und ein gelehrter Kollege von ihm rundete die Summe nach oben ab und setzte sie auf die Kleinigkeit von 10 Billionen fest. Proportional mit der Ziffer scheint in der Anschauung der Kirche aber auch die Machtsphäre zu wachsen, die man dem Teufel zugesteht. Für das Christentum der ersten Jahrhunderte war Satan der ohnmächtige Verneiner, der über die Seelen der Auserwählten keinerlei Macht geltend machen konnte. Lug und Trug war sein Wesen und die göttliche Allmacht wurde seiner spielend Herr. Aus dieser Auffassung

resultierte eine gewisse großzügige Duldsamkeit, die sich den Strauchelnden, den vom Wege Abirrenden gegenüber geltend machte. Zauberei galt zwar als ein Verbrechen und die Zauberer wurden aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, aber man schätzte die zauberischen Kräfte nicht als reale Tatsachen ein, sondern als Gebilde satanischer Vorspiegelung, also als nichtige Täuschung. Im Jahre 785 bestätigte Karl der Große einen Beschluß der Synode in Paderborn, in dem es heißt: „Wer, vom Teufel verblendet, nach Weise der Heiden glaubt, es sei Jemand eine Hexe, und diese deshalb verbrennt, der soll des Todes sein“, und ein anderer Synodalbeschluß dekretiert: „Wer da glaubt, daß der Teufel, weil er einige Dinge in der Welt hervorgebracht hat, auch aus eigener Macht Donner und Blitz, Gewitter und Dürre mache, der sei verflucht.“

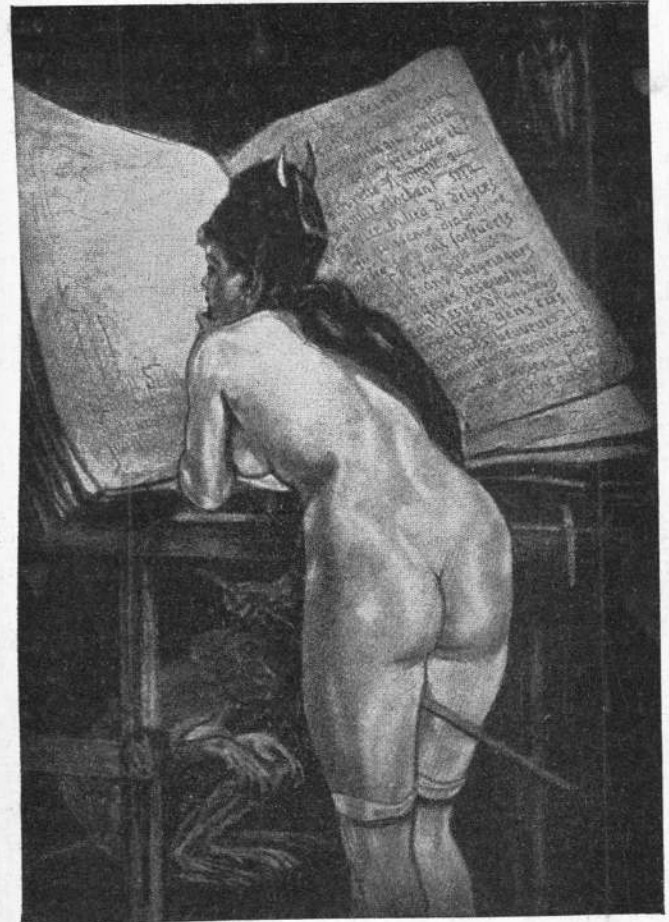
Einige Jahrhunderte später stand die Kirche selbst auf dem Standpunkt, über den sie hier den Fluch ausspricht. Thomas von Aquino (13. Jahrhundert) stellte den Satz auf: „Der katholische Glaube will, daß die Dämonen wirklich sind und mit ihren Werken schaden können“, und diese Anschauung bleibt von nun an die Richtschnur im kirchlichen Regiment. Jetzt gilt Satan als der Allmächtige, der Allesvermögende, und sämtliche Machtmittel der Kirche werden aufgeboten, um die von ihm drohende Gefahr aus dem Felde zu schlagen. Die Ketzerjagd beginnt und mit ihr Hand in Hand geht die Verfolgung der Hexen. Die beiden Begriffe werden einander geradezu gleichgesetzt und es mag dahingestellt bleiben, ob das im einzelnen Falle aus Unkenntnis der Tatbestände oder aus wohl erwogener Absicht geschah.

Die Bulle Gregors IX. vom Jahre 1233 zeigt diese Verwirrung in schönster Blüte. Ihr Anlaß ist folgender: Die Stedinger, ein friesisch-sächsischer Volksstamm, waren mit dem Erzbischof von Bremen in Konflikt geraten und hatten ihm die Zahlung des Zehnten verweigert. Sie wurden deshalb von ihm mit dem Bann belegt und einige Jahre später durch eine Diözesansynode für Ketzer erklärt. Um noch schärfer gegen sie vorgehen zu können, sandte der berüchtigte Konrad



Straßen-Plakat eines bekannten Nackttanz-Balletts
(Aus den Werbegraphischen Sammlungen Dr. Hans Sachs, Berlin-Nikolassee)

von Marburg einen Bericht an den Papst, in dem die harmlosen Stedinger der direkten Beziehungen zu Satan verdächtigt werden. Der Erfolg war die Bulle Gregors. Ich bin dem Leser



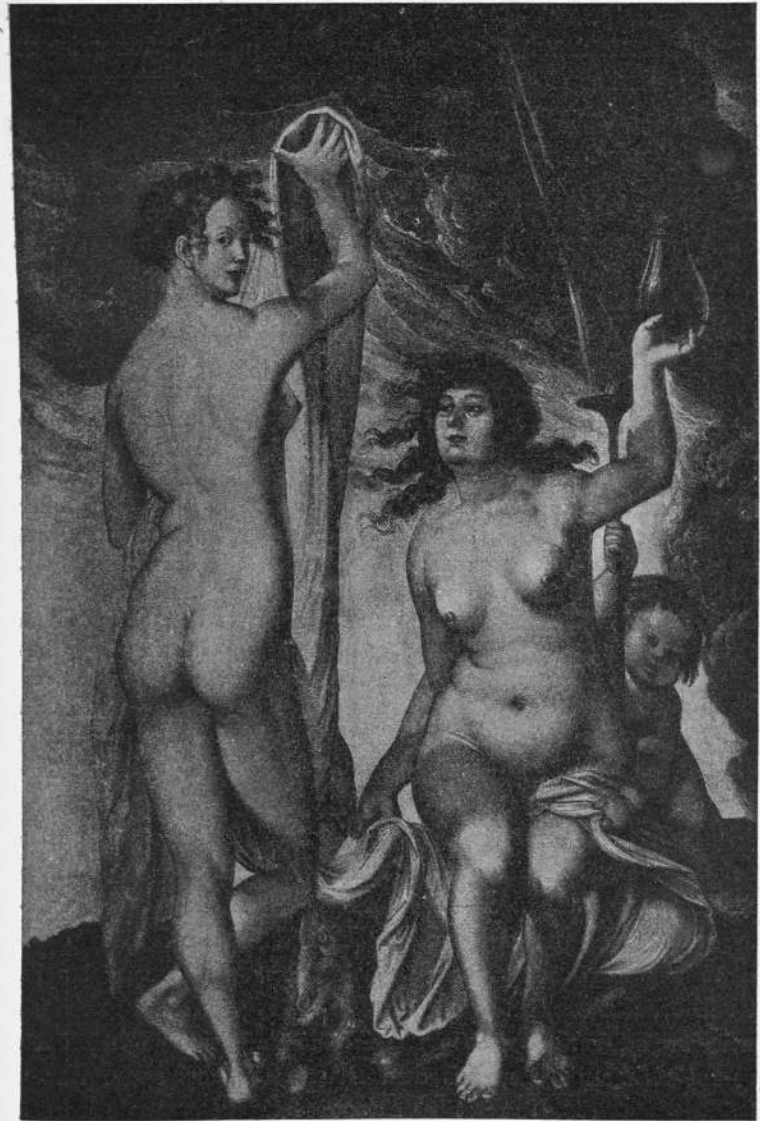
Féticien Rops: Beim Studium der Hexenfibel

zum mindesten eine Kostprobe schuldig. Mit empörenden Einzelheiten wird eine Versammlung der Satansjünger geschildert. Dem Neuling, der in den Kreis tritt, „erscheint zuerst ein Frosch, den einige eine Kröte nennen. Diesem geben sie einen

schmachwürdigen Kuß auf den Hintern, andere auf das Maul und ziehen dabei die Zunge und den Speichel des Tieres in den Mund. Dasselbe erscheint zuweilen in natürlicher Größe, manchmal auch so groß wie eine Ente oder eine Gans; meistens jedoch nimmt es die Größe eines Backofens an. Wenn der Neuling weiter geht, so begegnet ihm ein Mann von wunderbarer Blässe, mit schwarzen Augen, so abgezehrt und mager, daß alles Fleisch geschwunden und nur noch die Haut um die Knochen zu hängen scheint. Diesen küßt der Neuling und fühlt, daß er kalt wie Eis ist, und nach dem Kusse verschwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben aus seinem Herzen. Hierauf setzt man sich zum Mahle, und wenn man sich nach demselben wieder erhebt, so steigt aus einer Bildsäule, die in solchen Versammlungen zu sein pflegt, ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelgroßen Hundes rückwärts mit emporgehobenem Schwanze hervor. Der Neuling küßt ihn auf den Hintern.“ Die Lichter werden dann gelöscht, und es kommt zu einer wüsten sexuellen Orgie, die auch in Perversitäten ausartet. Zum Schluß erscheint der Satan noch einmal in Menschengestalt, „oberhalb der Hüften glänzender und strahlender als die Sonne, unterhalb rauh wie ein Kater“.

Diese Bulle ist ein unerhörtes Dokument für päpstlichen Aberwitz und Aberglauben, und man kann sich vorstellen, wie sie in den Zeiten schrankenloser Autoritätsgläubigkeit und Wundersüchtigkeit wirken mußte. Ihre Tragweite wird wohl aber nur der voll ermessen, der sich darüber klar ist, welche merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen dem Text der Bulle und den Schilderungen der Satansmessen bestehen, die wir aus dem Munde der armen gequälten Hexen erhalten haben. Kein Zweifel, die Bulle wirkte mit der Macht einer ungeheuren Suggestion, nicht nur auf das Publikum im allgemeinen, sondern vor allem auf die „Hexen“ selbst, die vermutlich für Suggestionen aller Art in ganz besonderem Maße empfänglich waren.

Die Lücken, die die Bulle Gregors noch ließ, wurden 2¹/₂ Jahrhunderte später durch einen seiner Nachfolger, Innozenz



Hans Baldung Grien (1476—1545): Zwei Hexen
(Frankfurt: Städelsches Kunst-Institut)

VIII., ausgefüllt. Er stellte in seinem berüchtigten Erlaß „Summis desiderantes“ die angeblichen Verbrechen der Zauberei und Hexerei übersichtlich zusammen. Auch hier wieder ist das wörtliche Zitat unerlässlich. Es heißt da:

„Nicht ohne ungeheuren Schmerz ist jüngst zu unserer Kenntnis gekommen, daß in einigen Teilen Deutschlands, besonders in der Mainzer, Cölner, Trierer, Salzburger und Bremer Gegend, sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eigenen Heils und abirrend vom katholischen Glauben, sich mit Teufeln in Manns- oder Weibsgestalt geschlechtlich versündigen und mit ihren Bezauberungen, Liedern, Beschwörungen und andern abscheulichen Aberglauben und zauberischen Ausschreitungen, Lästern und Verbrechen die Niederkünfte der Weiber, die Leibesfrucht der Tiere, die Früchte der Erde, die Weintrauben und die Baumfrüchte, wie auch die Männer, die Frauen, die Haustiere und andere Arten von Tieren, auch die Weinberge, die Obstgärten, die Wiesen, die Weiden, das Getreide und andere Erdfrüchte verderben und umkommen machen, auch peinigen sie die Männer, die Weiber, die Zug-, Last- und Haustiere mit fürchterlichen inneren und äußeren Schmerzen und verhindern die Männer, daß sie zeugen, und die Weiber, daß sie gebären, und die Männer, daß sie den Weibern, und die Weiber, daß sie den Männern die eheliche Pflicht leisten können. Auch verleugnen sie den Glauben, den sie in der Taufe empfangen haben, mit meineidigem Munde. Ferner begehen sie überaus viele schändliche Verbrechen, Sünden und Laster auf Anstiften des Feindes des Menschengeschlechts, zum Schaden ihrer Seelen, zur Beleidigung der göttlichen Majestät, zum Aergernis vieler.“

Durch den weiteren Wortlaut der Bulle erhielten drei Männer die weitestgehenden Vollmachten zur Einleitung und Durchführung der Hexenprozesse in Deutschland: die Dominikanermönche Jacob Sprenger und Heinrich Institoris als päpstliche Inquisitoren und der Magister Johann Gremper als ihr Gehilfe. Deutschland hatte die Bestallung mit Strömen von Blut zu büßen. In welchem Geist die Inquisitoren handelten, ergibt sich am besten aus dem Druckwerk, das ihren Namen trägt, dem 1487 zuerst erschienenen Malleus maleficarum, dem Hexenhammer. Graf Hoensbroech nennt ihn mit Recht das „furchtbarste Buch der Weltliteratur“. Aus Unsinn, Klatsch, Aberglaube und geiler Sensationsgier wird hier unter dem

Aufwand einer großen Gelehrsamkeit und logischen Denkschärfe ein System aufgerichtet, das sich als eine unerhörte Katastrophe für die ganze abendländische Kultur auswirken mußte. Das Buch ist das Vademecum aller Inquisitoren, vermutlich aber auch — man wird mich jetzt verstehen — unzähliger Hexen gewesen.



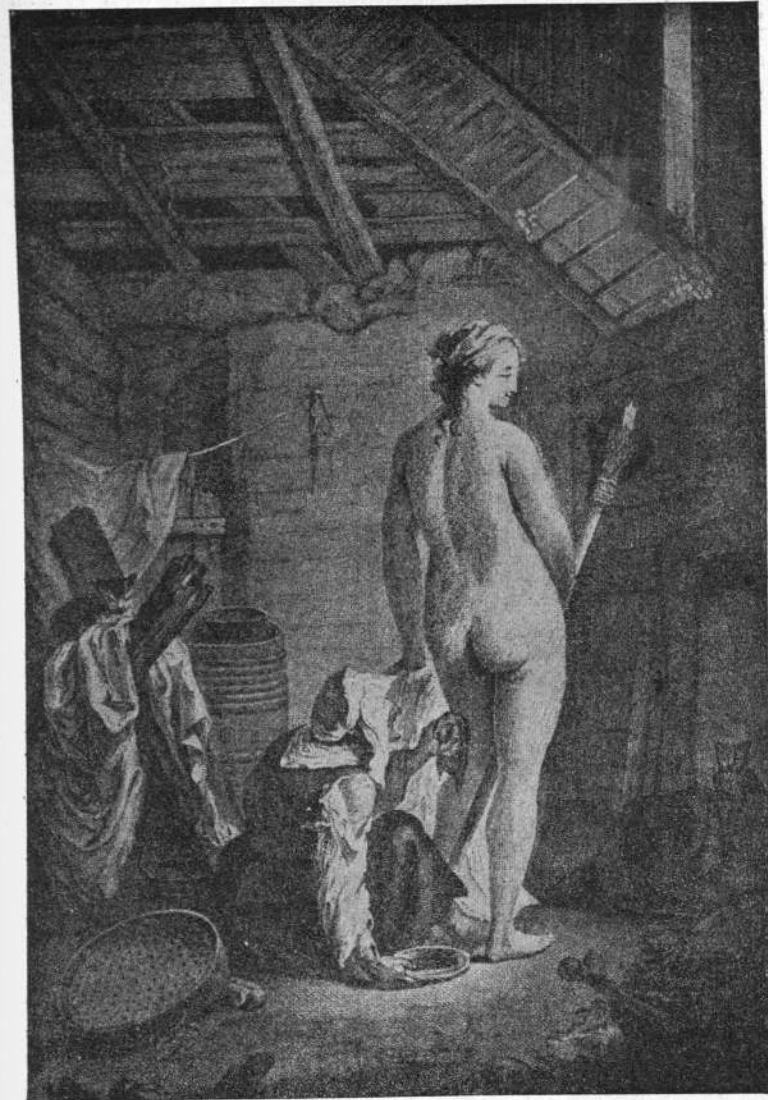
Hexe buhlt mit einem Teufel
(Holzschnitt vom Jahre 1489)

Im Mittelpunkt des Hexenhammers steht das Thema von dem geschlechtlichen Verkehr der Hexen mit dem Teufel, und man kann es wohl auch als das Kardinalthema des Hexenwesens überhaupt auffassen. Teufel, die sich mit Weibern vermischen, werden als Incubi, solche, die mit Männern verkehren, als Succubi bezeichnet, Ausdrücke, die zwar an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, aber kaum als salonfähig angesehen werden können. Schon Augustinus waren die Incubi bekannt,

und wer Freude daran hat, kann ihre Geschichte mühelos bis auf die Griechen, die Chaldäer und Babylonier zurückverfolgen. Thomas von Aquino beschäftigte sich wohl als erster in christlichen Landen eingehender mit dem Problem und stellte den Satz auf, daß der Teufel zwar Kinder zeugen könne, zu diesem Zwecke aber einem Manne den Samen bei Ausübung des Geschlechtsaktes entwenden müsse. Diese These wird von Sprenger und Institoris bestätigt. Eine Zeugungsmöglichkeit von sich selbst aus wird dem Teufel nicht zugebilligt. Will er also als Incubus den Koitus mit einem Weibe vollziehen, so muß er erst als Succubus mit einem Manne verkehren und sich seinen Samen zueignen. Oft stehen sich die Dämonen in der Erledigung dieser Akte gegenseitig bei: der eine raubt dem Manne den Samen, der andere gibt ihn weiter an die Hexe.

Wie sehen die Kinder aus, die aus einer solchen widersinnigen Verbindung entstehen? Die Ansichten darüber sind sehr geteilt und haben wohl auch mit der Zeit erheblich gewechselt. Attila galt neben dem sagenhaften Merlin und Robert dem Teufel als Satanssohn. Ein gelehrter Italiener des 17. Jahrhunderts, L. M. Sinistrari, stellt eine lange Liste auf, in der man neben Romulus und Remus, Plato, Alexander dem Großen auch „den verfluchten Ketzler“ findet, „der den Namen Luther hat“. Besonders große, stark behaarte und ungewöhnlich häßliche Kinder kamen leicht in Verdacht, Satan als Vater oder Vicevater zu haben, und hatten deshalb oft erhebliche Schwierigkeit, die Taufe zu erlangen. Ein derartiger Fall spielte sich noch 1736 in Italien ab. Eine Frau in Brissago (bei Locarno) hatte ein solches Monstrum zur Welt gebracht, und der Priester weigerte sich, die Taufhandlung zu vollziehen. Das verdächtige Geschöpf wurde nach Mailand gesandt, und dort erklärten die kirchlichen Behörden, daß sie gegen die Taufe nichts einzuwenden hätten. Der Priester aber appellierte an den Papst. Der endgültige Ausgang der spannenden Affäre ist mir leider unbekannt.

Eines der ersten Opfer der europäischen Hexenverfolgung, die im Alter von 56 Jahren 1275 in Toulouse verbrannte Angela de Labarthe, bekannte, nachdem man sie gefoltert



Auf zum Hexen-Sabbat
(Alter Stich)

hatte, daß sie dem Teufel ein Kind mit einem Wolfskopf und einem Schlangenschweif geboren habe, das sie mit dem Fleisch kleiner Kinder habe ernähren müssen. Freilich hat niemand, außer der Mutter, die unselige Kreatur je gesehen, da Satan seinen Sohn eines Tages plötzlich wieder verschwinden ließ.

Oft sind die Früchte des teuflischen Umgangs völlig tierischer Natur, sind Schlangen, Kröten, Frösche, Eidechsen, „Windwürmer“. Eine besondere Rolle spielen dabei die sogenannten Elben, auch Holderchen, Unholde, böse oder auch gute Dinger genannt. Namentlich in Leipzig und Umgegend scheinen sie beliebt gewesen zu sein, denn in fast allen Prozessen, die dort durchgeführt wurden, werden sie erwähnt. Es sind Würmer, raupenähnlich, verschieden an Farbe, am häufigsten vielleicht weiß mit schwarzem Kopf. Sie haben spitzige Schnäbel und werden mit Brot ernährt. Die Geburt erfolgte jeweils einige Wochen nach dem Koitus, und zwar erschienen die Elben dann meist in größerer Anzahl. Sie bildeten für die Hexen sozusagen das wichtigste Handwerkszeug, denn mit ihrer Hilfe vollbrachten sie die meisten ihrer Untaten. So bekannte zum Beispiel eine Leipziger Hexe, sie habe die Elben „in den Brandwein gethan, und darinnen zergehen lassen, dieselbe auch klein zerrieben, in Kuchen gebacken, und solches auf ihres Bulen Lucassen Befehl, welcher gesagt, wenn sie zu jemand's Feindschaft hätte, solte sie demselben die Kuchen oder Brandwein beybringen, darauf er an Gliedern und Leibe übel werde geplaget und gemartert werden“.

Eine Zeitungsnotiz, aus dem Jahre 1750, tragikomisch wider Willen, die deutlich zeigt, wie groß die Furcht des Volkes vor einer solchen Satansschwangerschaft war, sei als charakteristisches Zeitdokument hier wörtlich abgedruckt:

„Halle, vom 16. Aug. In einem Dorfe 4 Meilen von hier ist ein Bauernweib in einem verzweiflungsvollen Zustand gerathen. Sie behauptet beständig, sie habe mit dem Teufel ein Bündniß gemacht, und sie könne hexen. Sie dringt darauf, man solle sie je eher je lieber verbrennen, denn sie sey schwanger und werde einen jungen Teufel zur Welt bringen. Das ganze Dorf ist in der äusersten Bestürzung; jedermann befürchtet behext zu werden, und jedermann verlangt, daß man das Weib verbrenne. So

viel ist gewiß, daß die Frau etwas Kugelrundes im Leibe hat, welches sich hin und her schiebt.“ (Vossische Zeitung, 1750, Nr. 102.)

Die Gestalt, in welcher der Teufel sich den Hexen zeigte, wechselte außerordentlich. Sehr oft verkleidete er sich in ein Tier, erschien als Affe, Bär, Ziege, Hund, Kröte, Fliege, Käfer, mit Vorliebe auch als Katze oder Kater. Die Zimmermannschin in Lafferts Relationen bekennt, „sie habe oft mit den drei Teufeln Hans, Jacob und Klaus gebuhlet, welche hernach bald als Katzen, öfters aber auch als Ratzen bei ihr gewesen“. Magdalena, Joachim Hermes' Frau aus Quedlinburg, sagt aus, sie habe vor 40 Jahren in Elbingerode von Annen Drewes den Teufel Struzzenfedder in einem neuen Beutel zum Neujahrs-geschenk bekommen. Zuerst sei eine Hummel im Beutel gewesen; aber hernach sei ein Jüngling daraus geworden. Er habe einen schwarzen Rock, schwarzen Spitzhut mit roten Federn und gelbe Hosen getragen. Der Bart war rot, die Hände gleichen Klauen und einer der Füße einem Pferdefuß, der andere einem Kuhfuß. Mit derartigen Beschreibungen könnte man dicke Bände füllen.

Meistens wußten die Hexen bei Beginn ihrer teuflischen Abenteuer nach ihren Angaben nicht, mit wem sie es zu tun hatten. Ein hübscher junger Mann sprach sie an und verlangte, daß sie sich ihm hingeben sollten. Sie taten es und erfuhren erst während des Aktes, unter Umständen auch erst später, Nam' und Art des Buhlen.

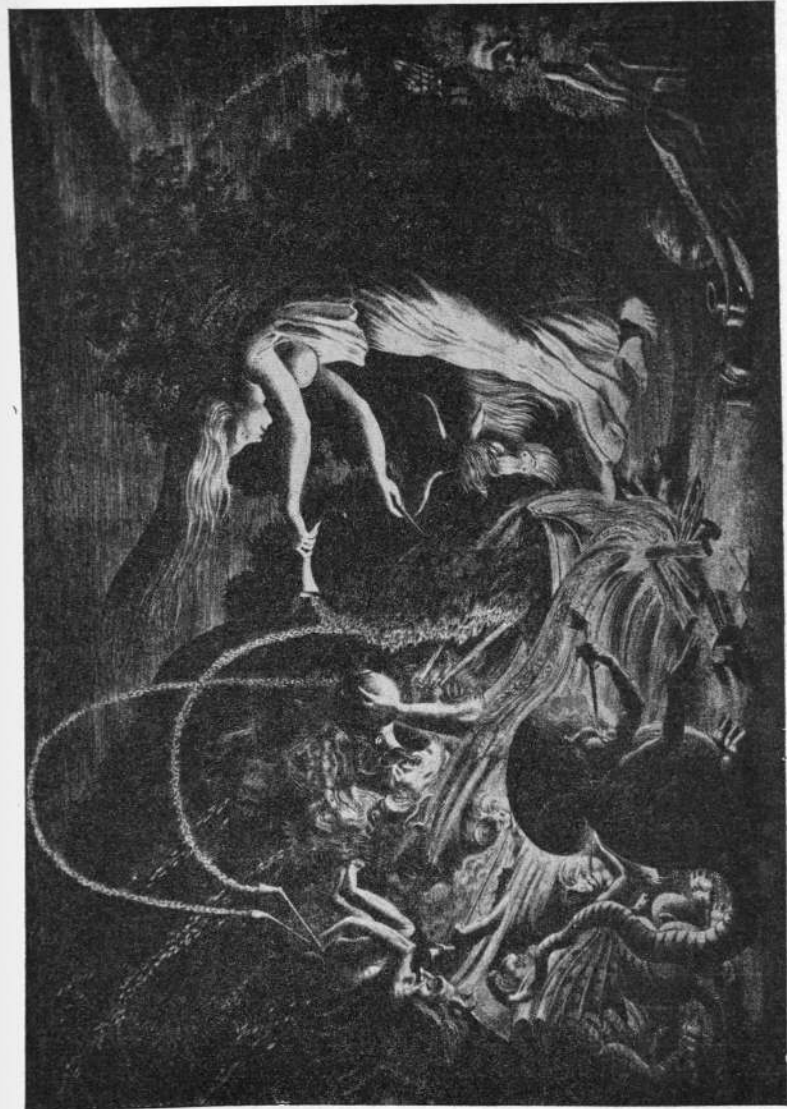
Der Koitus mit dem Teufel wird von denen, die es wissen müssen, fast einstimmig als sehr schmerzhaft geschildert. Die Hexe Thiévenne Paget erklärte den Teufelsbeischlaf für ebenso qualvoll, wie eine normale Niederkunft. Eine Kollegin von ihr sagte aus: Der Penis des Teufels sei so lang wie ein Arm und mit Fischschuppen bedeckt; eine 15jährige Teufelsbuhlin: Er bestehe zur Hälfte aus Fleisch, zur anderen Hälfte aus Eisen, und an ähnlichen Aussagen ist kein Mangel. Ebenso herrscht Einstimmigkeit darüber, daß der Same des Teufels immer kalt sei. Dadurch verriet sich Satan in vielen Fällen, bei denen er sich vorher nicht zu erkennen gegeben hatte. Nach dem

Akt bezahlte er die Hexen mit Geld. Oft zeigte er sich dabei sehr knickerig, zuweilen aber auch freigebig; doch mußte man immer damit rechnen, daß sich das Geld eines Tages in Roßäpfel oder Scherben verwandeln konnte. Die Quedlinburgerin Ilse Lehmann ließ sich von ihrem Teufel regelmäßig Lebensmittel mitbringen. Aber sie gab in ihrem Verhöre an, daß er sie ihr auf eine höchst unappetitliche Art und Weise zuge- tragen habe; „denn wenn er etwas gebracht, so habe er den Hals und das Maul weit aufgesperrt und die Butter, Käse, Eier und Fleisch ausgespiehen; die Milch habe er gepisset“.

Bezeichnender Weise ist der Teufel für die Umgebung der Hexe meist unsichtbar. Es gab Hexen, die bekundeten, sie hätten jahrzehntelang mit ihrem Incubus allnächtlich verkehrt, ohne daß ihr Gatte das Geringste davon bemerkte. Nur in seltenen Fällen erkannte der Ehemann, was sich abspielte, aber er fühlte sich dann von einer Lähmung erfaßt, deren er nicht Herr werden konnte: der Dämon hatte ihn bezaubert, und er mußte mit offenen Augen seiner Schande zusehen.

Unter den Opfern der Hexenprozesse haben sich viele Kinder befunden. In Landshut öffnete man 1749 einem 8 jährigen Mädchen die Adern, daß sie sich zu Tode bluten mußte. In Augsburg machte man 1724 einer ganzen Schar von Kindern den Prozeß, deren Verbrechen darin bestand, daß sie „Mäuse gemachet und verkehrte Gebether gebrauchet“ haben sollten, und im Fürstentum Neisse verbrannte man gar zwei- bis vierjährige Kinder. Das Grauenhafteste aber ist, daß man auch Kinder so lange folterte, bis sie sich des sexuellen Ver- kehrs mit dem Teufel bezichtigten. Es liegen uns solche Ge- ständnisse von 10- und 12 jährigen, ja sogar von 7- und 8- jährigen Kindern vor. Eine 10 jährige gibt an:

„Des Kuhhirten Frau, Anne Lischen, habe ihr, als sie 10 Jahre alt gewesen, ein Butterbrod gegeben, worauf etwas gestreuet gewesen, das ganz süß geschmecket. Wie sie das Butterbrod aufge- gessen, da habe sie ihr einen weißen Stock in die Hand gethan, mit Begehren, sie müsse nachsagen: „Ick faht an diesen witten Stock und verlat unseren Herren Gott.“ Sobald sie dieses nachgesagt, sei eine schwarze Katze zu ihr laufen kommen, worauf das alte Weib gesaget: „Siehe, welchen glatten Bräutigam kriegst da, he



Jan van de Velde (XVII. Jahrhundert): Hexenbeschwörung
(Germanisches National-Museum, Nürnberg)

hett Isack!“ Damit sei das alte Weib weggegangen. Die Katze habe ihr dann die Kleider aufgelöst und mit ihr gebuhlet; so habe sie ihren Bund mit dem Teufel gemacht.“

Die Succuben sind viel seltener als die Incuben. Man kennt sie aus der Geschichte des heiligen Antonius, der bekanntlich weidlich von ihnen geplagt wurde, und aus anderen Legenden. Das geschichtliche Material zu diesem Thema aber ist spärlich. Ich skizziere kurz einen der wenigen Fälle, die bekannt geworden sind. 1580 wurde ein gewisser Peter Schwenken, auch Kukebusch genannt, in Quedlinburg hingerichtet. Er hatte nach seinem Geständnis mit einer Teufelin verkehrt, die sich Eichenlaubin nannte. Sie erschien bald in einem blauen, bald in einem roten oder grauen Rock und war gestaltet wie ein junges Mädchen. Für jeden Beischlaf erhielt er einen Gulden, 6 Groschen, mitunter auch noch weniger. Die Teufelin kam stets am Donnerstag zu ihm. Sie hatte einen normalen menschlichen und einen unnatürlich spitzigen Fuß.

Die französischen Autoren Laurent und Nagour erwähnen in ihrem Werk „Okkultismus und Liebe“ einen Ritter von Cadenberg, dessen Succubus die Gestalt der Jungfrau Maria angenommen hatte. Die sensationellste Notiz zum Kapitel Succubus findet sich aber bei Wilhelm Fischer, der von einem Bologneser erzählt, der 1488 zum Tode verurteilt wurde, weil er ein Bordell unterhielt, in dem die Rolle der Dirnen durch Succuben versehen wurde.

Ich habe noch nicht vom Teufelspakt und vom Hexensabbat gesprochen; aber beide Themen sind so oft und eingehend behandelt worden, daß ich die Leser auf die einschlägige Literatur verweisen darf. Wichtiger ist für uns die Frage: Wie sind die Aussagen der Hexen, auf die wir uns bisher im Wesentlichen gestützt haben, einzuschätzen? Bestehen sie lediglich aus Phantasterei und Schwindel oder liegen ihnen trotz ihrer scheinbaren Widersinnigkeit dennoch irgendwelche reale Tatsachen zugrunde?

Der krankhafte epidemische Charakter des Hexenglaubens liegt für jeden, der Augen hat zu sehen, klar zu Tage. Rom hatte das wahnsinnige Hexendogma aufgestellt, und die Folge

war eine Panik, die sich mit Blitzesschnelle über die ganze



Hexentreiben
(Anonymer Kupferstich aus dem XVI. Jahrhundert)
(Germanisches National-Museum, Nürnberg)

Kulturwelt verbreitete. Wenn ein Ungewitter das Land verheerte, wenn eine Seuche Menschenleben forderte, wenn sich

ein Unglücksfall ereignete — immer lautete die Frage des Tages: Wo ist die Hexe? Die klare Vernunft schien zu Grabe getragen und eine wilde fanatische Raserei hatte von der Menschheit Besitz ergriffen. Kein Zweifel, daß viele der Inquisitoren im besten Glauben handelten, wenn sie die Scheiterhaufen schürten, ja daß sie sich für die berufenen Vertreter der Kultur und Aufklärung ansahen. Aber man darf darüber nicht vergessen: auch die „Hexen“ standen unter dieser alles niederzwingenden Suggestion. Auch für sie gab es den Teufel mit Schwanz und Pferdefuß, der sich als Incubus in ihre Schlafkammer einschleichen konnte, der allmächtig war und die unerhörtesten Schandtaten beging, um die Menschen zu verderben und Gottes Reich zu vernichten. Die Furcht vor Satan hielt sie in ihren Klauen, und diese Furcht war sehr wohl geeignet, Sinnestäuschungen zu gebären, die sie, sobald sie bekannt wurden, ohne weiteres dem Verdacht teuflischer Beziehungen aussetzen mußten.

Macht der Suggestion, die natürlich überall dort ins Ungemessene gesteigert wird, wo sie besonders günstige Bedingungen vorfindet! Ich denke da vor allem an die Hysterie, die als Krankheit damals noch nicht entdeckt war und deshalb nie und nirgends als ernsthaft in Betracht kommender Faktor in Anschlag gebracht wurde. In der Tat ist die Ansicht nicht von der Hand zu weisen, daß sehr viele Hexen, wenn nicht geisteskrank, so doch hochgradig hysterisch waren, d. h. sich aus Befürchtungen, Wünschen, Vorstellungen Wirklichkeiten schufen, an die sie dann selbst mit immer steigender Intensität und schließlich mit fanatischer Unbeirrbarkeit glaubten.

Ein Beispiel wird am besten für diese Ansicht sprechen. Im Lindheimschen Hexenprozeß bekannten mehrere Frauen, sie hätten eine Kindesleiche ausgegraben und zu Hexenbrei zercocht. Der Ehemann der einen von ihnen setzte es nach großen Schwierigkeiten durch, daß das betreffende Grab geöffnet wurde. Dabei fand man das Kind unversehrt im Sarge liegen. Der Inquisitor Geiß, von dem Teufel der unheilbaren Dummheit besessen, erklärte, daß es sich bei diesem Befund nur um ein Blendwerk Satans handeln könne und daß man dem Geständnis

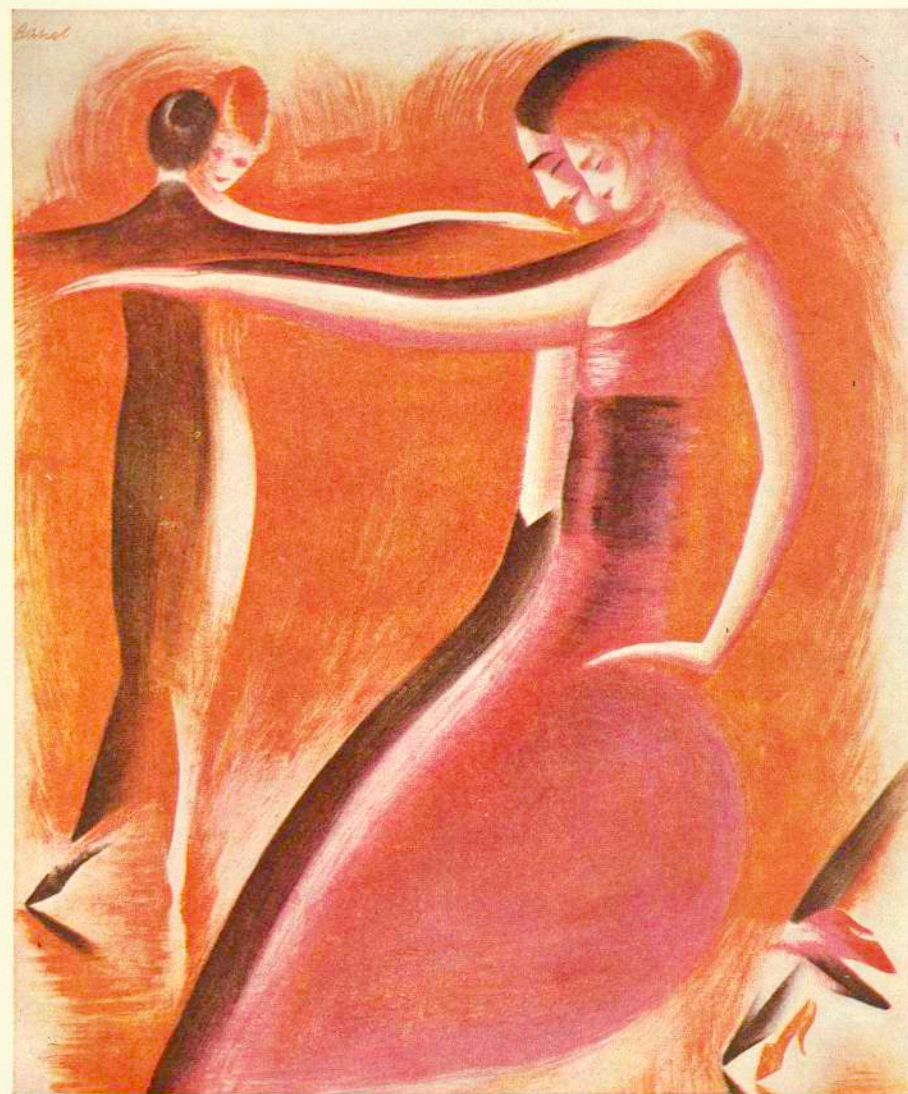


Francisco de Goya: Blase!
(Aus dem Radierungszyklus „Los Caprichos“ 1803)

der Hexe mehr Glauben zu schenken habe als dem trügerischen Augenschein; er ließ also das arme Weib zu Ehren des dreieinigen Gottes auf den Scheiterhaufen führen. Als mildernden Umstand für den Unseligen mag man immerhin geltend machen, daß er sich vor ein psychologisches Rätsel gestellt sah, das ihm, hätte er nicht seinen vor keinem Unsinn zurückschreckenden Satansglauben gehabt, unlösbar hätte scheinen müssen. Heute ist es uns längst kein Rätsel mehr und wir können das Geschehnis von Lindheim geradezu als einen Schulfall der Selbstbeziehungswut bezeichnen, die sich bei Hysterischen sehr häufig findet. Jedem Mediziner, jedem Juristen ist diese sonderbare Erscheinung vertraut, und auch jeder Zeitungsleser weiß, daß sich, sobald einmal ein Kapitalverbrechen unaufgeklärt bleibt, bei der Polizei alsbald völlig unbeteiligte Personen zu melden pflegen unter dem Vorgeben, daß sie die Täter seien. Zuweilen kommt es geradezu zu einer solchen Selbstbeziehungsepidemie und dann tritt der Parallelismus zu den Vorgängen beim Hexenprozeß noch deutlicher in Erscheinung.

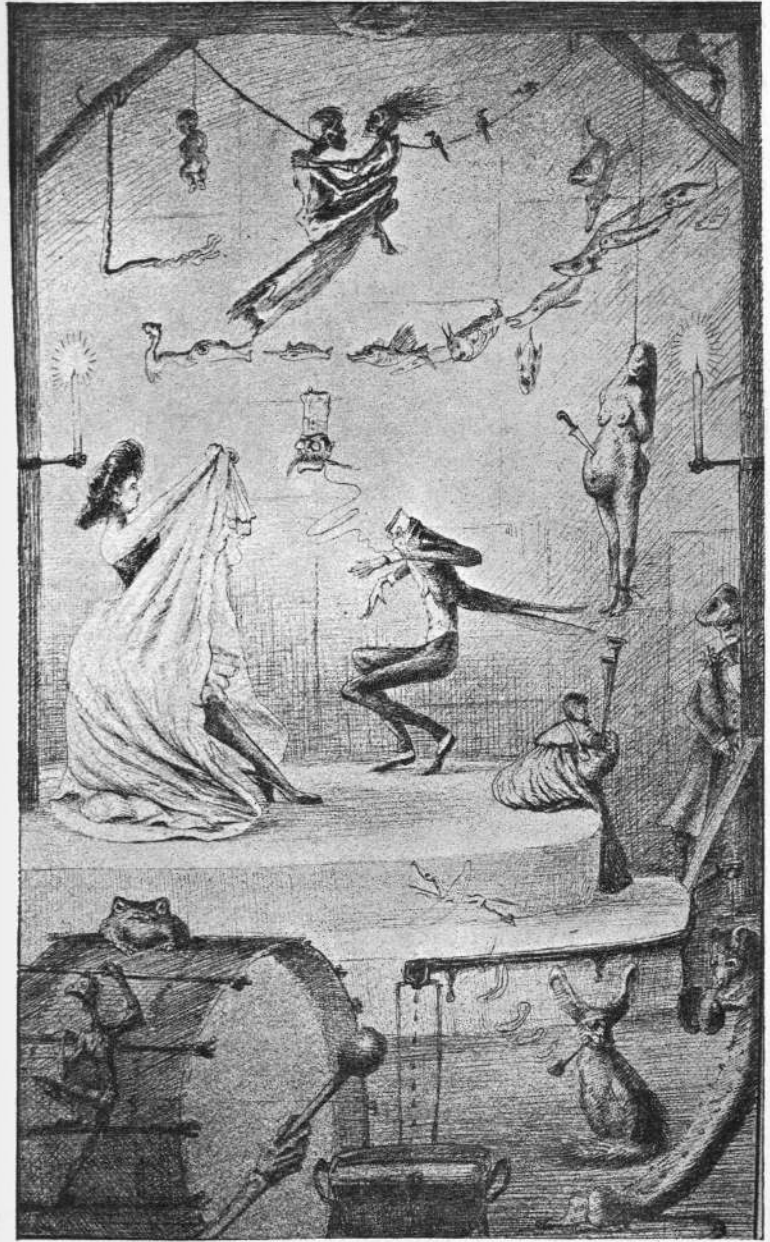
Hier ist der Platz, auch ein Wort über die Hexensalbe zu sagen. Sie ist bisher von den das Hexenwesen behandelnden Autoren, so weit ich orientiert bin, immer nur zur Erklärung des Sabbat-Komplexes herangezogen worden, aber ich glaube, daß man ihr auch über das hinaus noch einen Einfluß auf die Entwicklung des Hexenwahns zugestehen muß. Daß die Hexensalbe wirklich existiert hat und angewendet wurde, ist durch zahlreiche einwandfreie Zeugen belegt. Zu verschiedenen Malen haben Forscher und Skeptiker die schlafbringende und halluzinationserzeugende Wirkung der Salbe beobachtet, und man kann es als erwiesen betrachten, daß es sich bei ihr um ein starkes Narkotikum handelte, dessen Zusammensetzung uns heute nicht mehr bekannt ist, bei dem aber vermutlich Bilsenkraut und Stechapfel die Hauptrolle spielten.

Nun kennt man die seltsamen sexuellen Fehlvorstellungen, die im Anschluß an eine Narkose oder eine Hypnose auftauchen können, die Vorwürfe der aus dem Zustand der Bewußtlosigkeit Zurückgekehrten, der Arzt habe sich sexuell an ihnen ver-



Der mondäne Tanz

Schweizer Straßen-Plakat von Bickel / Reklame für Tanzschuhe
(Aus den Werbegraphischen Sammlungen Dr. Hans Sachs, Berlin-Nikolassee)



Alfred Kubin: Alltagsmusik

(Aus Hermann Eßwein: „Alfred Kubin, der Künstler und sein Werk“, Verlag Georg Müller)

gangen. Wie, wenn die Hexensalbe eine ähnliche Wirkung ausübte und den Hexen mehr oder weniger regelmäßig neben anderen Sensationen auch die Halluzination des Koitus vermittelte? Damit wäre eines der wichtigsten Probleme des Hexenwesens, die Teufelsbuhlschaft, seiner Lösung vielleicht um ein Weniges näher gerückt.

Rekapitulieren wir: Am Anfang war die Suggestion. Sie wirkte am stärksten auf Frauen, die zur Hysterie neigten, verwirklichte sich gleichsam an und in ihnen. Als halluzinationsförderndes Mittel fungierte dabei ein starkes Narkotikum: die Hexensalbe. Aber einen sehr gewichtigen Faktor haben wir bisher noch unberücksichtigt gelassen: die erotische Grundlage der Hexenseuche. Wenn der sonst so außerordentlich kluge und helllichtige Georg Friedrich Daumer das Hexenwesen die „holdeste, zarteste, und reizendste aller mittelalterlichen Erscheinungen“ nennt, so kann ich für diese Bezeichnung nicht das geringste Verständnis aufbringen. Nein, in dem Treiben der Hexen tritt uns ganz gewiß nicht, wie Daumer meint, eine liebliche sanfte Naturreligion entgegen, sondern eine so weitgehende sexuelle Zügellosigkeit, daß Arnold Hahn durchaus im Recht ist, wenn er jüngst in einem Artikel über den Svenska-Film „Die Hexe“ die Zeit des Hexenglaubens als die erotischste Zeit des Menschengeschlechts überhaupt bezeichnete. Jawohl, „in die abscheulichsten, schmutzigsten Tiefen griff man, um das Erotische herauszuzerren, man ballte aus Dreck — Eros“. Der obszönen, suggestiven Herausforderung, die von Rom ausging und übrigens, was nicht verschwiegen sei, vom Protestantismus im vollen Umfange aufgenommen wurde, antwortete der Brunstschrei geiler Weiblichkeit, und diese Stimme, Triebe und Wünsche herauskreischend, die sonst die Schwelle des individuellen und des Zeitbewußtseins nicht zu überschreiten pflegen, wirkt mit kaum zu überbietender Furchtbarkeit.

Aber ist nicht auch für dieses Echo die Kirche verantwortlich? Die Kirche mit ihrer systematischen Unterdrückung des primärsten, gewaltigsten Naturtriebs, mit ihrer Askese, mit ihrem starren, die Rechte des Lebens mißachtenden Moralgesetz? Dann wäre die Hexenbewegung vielleicht der erste

große Freiheitskampf der Frau; der Kampf um das Recht auf Liebe, um Glück und Paradies? Ach, sie waren weder Heldinnen noch Verbrecher, die armen Hexen, die auf dem Scheiterhaufen endeten, aber Menschen, die schwerer denn andere unter dem Fluch ihres Geschlechts zu leiden hatten.

Ich habe mich hier damit begnügen müssen, Konturen zu ziehen, und vieles ungesagt gelassen, was ich gern gesagt hätte. Der Leser mag sich das Bild im einzelnen selbst nach Belieben schraffieren. Er mag sich die Rolle vergegenwärtigen, die die kleinen alltäglichen Leidenschaften, Haß, Neid, Klatsch, Sensationsgier, in dem tragischen Geschehen der Hexenprozesse spielen konnten; mag sich den Einfluß der Folter nicht nur auf das Verhalten, sondern auch auf die Mentalität der Hexen klar machen, mag auch nicht vergessen, daß der verstiegene Aberglaube der Zeit Abenteurer und Schwindler zum Nießbrauch geradezu herausforderte, so daß es neben den halluzinierten Teufeln sicherlich nicht selten auch andere gab, die durchaus von Fleisch und Blut waren, und, wenn sie bei ihrer Hexe vorsprechen wollten, nicht erst nötig hatten, sich durch succubische Tätigkeit zu diesem Besuche vorzubereiten. Ich möchte ihn nur bitten, bei seinen Erwägungen nicht zu vergessen, daß das Hexenproblem auch noch eine andere, hier absichtlich übergangene Seite hat. Zweifellos waren die meisten Hexen nur durch den Unverstand ihrer Zeit oder durch erotische Gier und Sensationslust zu ihrer Profession gekommen. Einige wenige aber hat es sicherlich gegeben, die nicht nur Hexen hießen, sondern auch Hexen waren. Und hier beginnt das okkulte Problem; das aber hat in der Sittengeschichte des Lasters nichts mehr zu suchen.

Als Nachtrag einige statistische Angaben. Die Zahl der Opfer der Hexenprozesse wird sehr verschieden angegeben. Genaue und zuverlässige Berechnungen gibt es nur für einzelne kleinere Bezirke. Doch mag hier erwähnt werden, daß die pessimistischsten Autoren die Ziffer für das gesamte christliche Gebiet auf 9 oder gar 9.5 Millionen ansetzen. Fast alle europäischen Staaten beteiligten sich an dem Wahnsinn; neben Deutschland namentlich Frankreich, England, Spanien,

die Lombardei, die Schweiz, Tirol, Ungarn, die Niederlande, Flandern, Schweden. Die erste Hexenhinrichtung auf deutschem Boden fand 1232, also schon ein Jahr vor Erlaß der Bulle Gregors IX., in der Gegend von Trier statt, die letzte 1775 in der Fürst-Abtei Kempten. In der Schweiz wurde noch im Jahre 1782 eine „gerichtsnotorische“ Hexe enthauptet.

Außerhalb Europas brannten für die Hexen die Scheiterhaufen vielfach noch im 19. Jahrhundert. „Im Jahre 1860 wurde eine Frau zu Lamargo in Mexiko lebendig verbrannt. Eine Frau mit ihrem Sohne bestieg 1874 zu St. Juan de Jacobo im mexikanischen Staate Sinalva den Scheiterhaufen, und noch im Jahre 1888 soll eine Frau nach mehrmaliger Geißelung auf dem Marktplatz einer Stadt in Peru als Hexe ihr Leben haben lassen müssen.“ (Kemmerich: „Kultur-Kuriosa“.)

Im Volke lebt der Hexenaberglaube auch heute noch. Auch in Europa. Auch in Deutschland. 1836 wurde in Hela eine „Hexe“ von der empörten Bevölkerung umgebracht, 1886 in der Nähe von Orleans eine Mutter von ihren eigenen Kindern als Hexe verbrannt, 1924 von einem serbischen Gendarm eine „Hexe“ zu Tode geprügelt, und 1926 konnte man in der in Kranichfeld bei Weimar erscheinenden „Ilmzeitung“ folgende „Ehrenerklärung“ lesen: „Die gegen die Ehefrau Wilhelmine Jahr in Tannroda verbreiteten Gerüchte, sie habe meinen verstorbenen Sohn behext, nehme ich hiermit zurück. Ich bedauere, noch an Hexerei geglaubt zu haben, und erkläre Frau Jahr als eine ehrenhafte Person. Adalbert Werner, Tannroda.“

GEISTIGE EPIDEMIEN / DIE SCHWARZE MESSE

Die Schwarze Messe kann man als eine Art Materialisation der Sabbatphantasien der Hexen auffassen. Was die Hexe im narkotischen, autohypnotischen, magischen Schlaf erschaut, wird von den Satanisten in der Schwarzen Messe, entsprechend abgewandelt, in handgreifliche Wirklichkeit umgesetzt. Die Messe der Sabbatfeier wird verschieden geschildert. Ich zitiere die aus mehreren Quellen zusammengetragene Darstellung, die sich bei Laurent und Nagour findet. Satan entsteigt zunächst einem mitgebrachten Topfe in Gestalt eines Bockes.

„Er empfängt die Huldigung seiner Getreuen, die ihm einer nach dem andern den Podex küssen. Dann führt man ihm das jüngste und schönste Mädchen der sauberen Gesellschaft, die man wirklich als „Königin des Sabbats“ getauft hat, zu. Nach einigen Präliminarien wird sie nackt auf einen bereits hergerichteten Altar niedergelegt, während die „Getreuen“, nachdem sie ihre linke Hand in eine Grube getaucht, in die sie ihren Urin gelassen haben, das verkehrte Zeichen des Kreuzes machen. Nun vollzieht sich, nachdem Satan den Altar und das Opfer mit einer Art Gewölk umgeben hat, darin das unsaubere Liebesmysterium; während der Dauer desselben ahmt die übrige Hexengesellschaft ihrerseits nach besten Kräften das Beispiel ihres Herrn und Meisters nach. Plötzlich zerreißt der Wolkenvorhang und jeder mann kann die „Königin“ auf dem Altar ausgestreckt, mit dem Gesicht der Erde zugeneigt, liegen sehen, während der Teufel auf ihrem Hinterteil den Teig knetet, aus welchem die teuflische Hostie, die Hostie der „Infernaln Sünde“, gemacht wird, kraft deren die Kommunikanten ihre schädliche Macht wachsen sehen werden. Zuweilen sind es Rübenstücke oder runde Stückchen von abgetragenen Schuhen, die der Teufel seinen Unterthanen an Stelle der Eucharistie giebt.“

Hier haben wir nahezu alle Elemente, die sich dann in der Schwarzen Messe wiederfinden. Vor allem das Mittelstück: das Weib als Altar. Der Sinn der Schwarzen Messe liegt in der frivolen Verhöhnung der Kirche und ihrer Gebräuche; sie ist als Parodie gedacht und wird als solche in allen Nuancen durchgeführt. Die naheliegende Verbindung von Religion und Erotik wird in schamlosester Form ausgenützt, so daß sich der re-

ligiöse Akt zu Satans Ehren zu einer sexuellen Orgie großen Formats auswächst, bei der auch die mannigfachsten Perversitäten nicht fehlen.

Sekten, die den Teufel anbeteten, gab es bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Schon die Manichäer werden verschiedener schmutziger satanischer Riten geziehen. Am Schlusse ihrer Zeremonien, schreibt Psellus, genossen sie die menschlichen Exkremente und besprengten die Hostie mit männlichem Samen. Jeder, der die edle gnostische Lehre der Manichäer kennt, weiß, daß das schändliche Verleumdungen sind. Eher traut man diese Praxis den Kainiten zu, die die Schlange anbeteten, die Eva im Paradiese verführte, und den tollsten sexuellen Perversitäten gefrönt haben sollen. Andere Gemeinschaften schlossen sich ihnen an, und man kann wohl annehmen, daß der Satanskult das ganze Mittelalter hindurch hier und dort, wenn auch nur vereinzelt, betrieben worden ist.

Vorübergehend spielt der Gedanke der Satansmesse auch in die Geschichte des furchtbaren Frauen- und Kindermörders Gilles de Rais hinein; doch hat es den Anschein, als sei der im letzten Grunde bigotte Sadist im entscheidenden Augenblicke immer wieder vor der Tat zurückgeschreckt, so daß es zu der Blasphemie, die ihm seine Helfershelfer ansannen, niemals gekommen ist.

Die große Zeit der Satanisten aber erschien erst mit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. Oder kann man bei den unheimlichen und schmutzigen Geschehnissen, die sich im Paris Ludwigs XIV. abspielten, nicht mehr von Satanismus sprechen? Wenn man den Begriff einer konsequenten Opposition gegen Lehre und Wesen des Christentums damit verbindet, wird man das Wort jedenfalls besser fallen lassen. Denn was sich dort abspielte, waren ausschließlich Akte eines unsinnigen und lächerlichen Aberglaubens. Wenn Gott nicht half, versuchte man's eben einmal mit dem Teufel und ließ sich bei einer der 400 Wahrsagerinnen, die damals in Paris ihr Wesen trieben, eine Schwarze Messe lesen. Nichts charakterisiert die Inkonsequenz und Oberflächlichkeit dieses Satanismus besser als die Tatsache, daß die berühmteste dieser Frauen, La

Voisin, den größten Wert darauf legte, daß die Kinder, deren Blut sie zu ihren Manipulationen brauchte, vor der Tötung noch die Taufe erhielten. Es war ein Geschäft, das man mit dem Teufel machte: Zahlung gegen Ware. Er mußte in irgend-



Cathérine des Hayes, verehel. Monvoisin, genannt La Voisin
(Zeichnung von Coypel)

welcher Verlegenheit helfen und bekam dafür eine Messe mit ihrem blutigen und schmutzigen Drum und Dran.

Damals erst, und nur für kurze Zeit, artete der Unfug der Schwarzen Messe zur Epidemie aus. Herren und Damen der guten, ja der besten Gesellschaft waren Stammkunden der La Voisin und ihrer Kolleginnen: Marquisen, Fürstinnen, Her-

zoginnen, und es gehörte offenbar geradezu zum guten Ton, in der Reihe nicht zu fehlen. An Satan hielt man sich, wenn es darauf ankam, eine galante Eroberung zu machen, wenn der Geliebte untreu zu werden drohte, wenn der Gatte unbequem wurde und man ihn gern los sein wollte. Und gerade dieser letzte Fall scheint sich damals recht häufig zugetragen zu haben. Satan spendete dann ein kleines Pulver, das, wenn man vor dem Gebrauch fromm fastete und betete, seine Wirkung nie verfehlte. Die Giftmorde häuften sich und der König mußte eine besondere Kammer einsetzen zur Bekämpfung des Uebels. Die moralische Verwahrlosung kannte keine Grenzen mehr.

Die Schwarze Messe, die in allen schwierigen Fällen unerläßlich war, spielte sich in folgender Weise ab: Die Bestellerin der Messe lag völlig entblößt auf einem Tische, die Arme ausgestreckt, in jeder Hand eine Kerze haltend. Ein Priester, mit Chorhemd, Stola und Armbinde bekleidet, las die Messe nach kirchlichem Ritus. Während das geschah, wurde ein Kind getötet und das Blut des sterbenden Opfers in den auf dem nackten Leib des Weibes stehenden Kelch eingefüllt, wo es sich mit dem Blute von Fledermäusen und anderen unappetitlichen Stoffen vermischte. Dann wurde Mehl hinzugefügt, um die Mischung dicker zu machen, und eine Hostie aus dem Teig geformt, die unter blasphemischen und erotischen Begleitvorgängen feierlich geweiht wurde und von der Interessentin mitgenommen und zu zauberischen Zwecken verwendet werden konnte.

Die erlauchteste Satansbeschwörerin jener Tage war die allmächtige Favoritin des Königs: Frau von Montespan. Sie hat zu verschiedenen Malen den mystischen Humbug an sich vollziehen lassen, und es sind uns sogar die dabei verwendeten Beschwörungsformeln überliefert worden. Eine Beschwörung vom Jahre 1673 hat folgenden Wortlaut:

„Astarot, Asmodeus, ihr Fürsten der Liebe, ich beschwöre euch, das Opfer, welches ich euch von diesem Kinde darbringe, anzunehmen für die Dinge, welche ich von euch erbitte, und die da sind: daß die Freundschaft des Königs, des Herrn Dauphin mir

erhalten bleibe, daß ich geehrt werde von den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes, daß mir nichts abgeschlagen werden möge, was ich vom König erbitte, sei es für meine Verwandten oder für meine Diener.“

Einen Taler hatte Guibourg, der Priester, für das Kind bezahlt, das bei dieser Messe geopfert wurde.

Der Verbrauch von Kindesblut ging ins Ungeheure. Die



Frau von Montespan

Nach einem gleichzeitigen anonymen Bilde (Musée de Versailles)

Abtreibungen wurden in großem Stil durchgeführt, die Hebammen waren fleißige Lieferantinnen, uneheliche Mütter waren froh, sich ihrer Säuglinge zu entledigen. Aber das Angebot war noch immer zu gering, so mußten Kinder von der Straße geraubt werden, und es kam aus diesem Grunde zu großen Volksbeunruhigungen. In einer schwachen Stunde ge-

stand La Voisin, die auch selbst als Hebamme tätig war, daß sie die Leichen von mehr als 2500 zu früh geborenen Kindern in ihrem Ofen verbrannt habe.

Das alles waren damals Bagatellen, über die man rasch zur Tagesordnung übergang. Man amüsierte sich darüber, und als die Behörden gegen die Verbrecher vorzugehen wagten, wurden sie von der guten Gesellschaft dabei nicht unterstützt, sondern vielfach schwer angegriffen. „Der Ausspruch einer Dame der vornehmen Welt, die erklärte, man sollte den Prozeß samt den Richtern verbrennen, wurde überall wiederholt, fand ein williges Echo“ (Funck-Brentano: „Die Giftmord-Tragödie“), und Frau von Sévigné äußerte sich dahin, es sei eine Abscheulichkeit, Leute von Rang wegen derartiger Albernheiten vor Gericht zu laden.

100 Jahre später brachte der Marquis de Sade seine ungeheuerlichen Manuskripte zu Papier, in denen die Schwarze Messe natürlich nicht fehlen durfte, und nach abermals 100 Jahren ließ Huysmans in seinem Roman „Là-bas“ den dunklen Kult von neuem aufleben. Ist er heute tot? Nein, er lebt. Er ist nicht mehr ganz so blutig wie ehemals, aber ganz ohne Blut geht's auch heute noch nicht. In Paris gibt es Satanisten, und eine Berliner Satansmesse ist erst vor wenigen Monden in einer Berliner Zeitung aus frischem Erleben heraus geschildert worden.

Ort: Eine Villa im Grunewald. Etwa 30 Teilnehmer beiderlei Geschlechts zwischen 25 und 50 Jahren, alle ver mummt. Tanz leitet den Abend ein. Dann streckt man sich auf bequemen Divanen nieder. Ein Gong ertönt. „Durch eine Seitentür schreitet sakral zelebrierend eine Gestalt in die Halle. Auf ausgestreckten Armen ruht eine silberne Schüssel; feine Dampf wölkchen ringeln hervor. Es ist Blut! Frisches Tierblut! Jetzt erhebt sich ein schlankfüßiges Wesen, karmoisinrot die Lippen geschminkt, schneeweiß Kinn, Nase, Backen, Stirn gepudert und kohlrabenschwarze Maske und Augen . . . Blendend schön ist das Weib, Königin unter diesen sonst nicht zauberhaften Frauen. Stolz und amazonenhaft tanzt sie zum Altare.

Dann erheben sich zwei Männer. Langsam bettet man das Opfermädchen auf den Altar. Sie liegt halblößt und ihr weißes Fleisch berührt den blassen Marmor. Aus der Schale rieselt das Blut über den Körper in feinen Rinnen, über das Steinbett, langsam zum Boden. Da ein gellender Schrei und die Stille wird zerrissen von wildem Gesang, Getöse und Gejohl. Rausch und Ekstase ergreift die Satanisten. Ich verstehe nicht, was sie rufen, höre nur immer wieder das Wort „Kopté, Kopté“. Alles ist aufgesprungen und tanzt, tanzt rasend. Auch ich muß mir eine Partnerin greifen. Der Teufels-Cancan um den Altar beginnt. Der heiße, brennende Atem einer dionysisch Gelösten stößt mir ins Gesicht. Ich spähe hinüber zu dem Menschenopfer. Jetzt schneidet man mit scharfen Messern in ihre Arme und Brüste. Zweierlei Blut mischt sich, helles, rotes Menschenblut spritzt zusammen mit dem dunkeln, zähen Tierblut. Die Tollheit der Sektierer wächst und wächst. Das Grauen wird ihre Freude. So tobt es, rast es viertelstundenlang . . . Die Atmosphäre von Blut, Körper und Weihrauch wirkt aufpeitschend und betäubend.“

Diese kurze Probe möge als Beweis dienen, daß ein modernisierter Satanskult auch heute noch lebt und bei der Artung der Menschheit unserer Zeiten auch wohl noch lange nicht sterben wird: denn die Massenverirrungen der Menschheit sind mit ihrem Wesen so innig verwoben wie das „Laster“ des Einzelnen.

DR. OSKAR F. SCHEUER:

R A U S C H G I F T E

Man kann den Schrein der Sittengeschichte der Menschheit mit einigen wenigen Schlüsseln öffnen, von denen jener, den wir mit dem Namen „Wille zum Genuß“ belegen, wohl der wirksamste und kräftigste ist. Denn dieser Wille durchtränkt unser Leben und Treiben, unser Dichten und Trachten, er steht hinter jeder bewunderten Schöpfung des Einzelnen und der Masse, er ist der treibende Motor all unserer Instinkte, Leidenschaften und unseres Ehrgeizes. Nichts wäre erfunden, nichts entdeckt worden, nichts Großes wäre geschaffen worden, wenn die Menschenseele, wenn der Menschenkörper nicht nach dem Genuß, nach einer seelischen Trunkenheit gelectzt hätte, wenn wir, um mit Pudor¹⁾ zu sprechen, kein „Rauschbedürfnis“ hätten. „Damit es Kunst gibt“, sagt Nietzsche in seiner ‚Götzendämmerung‘, „damit es irgendein ästhetisches Tun oder Schauen gibt, dazu ist eine physiologische Vorbedingung unumgänglich: der Rausch. Der Rausch muß erst die Erregbarkeit der ganzen Maschine gesteigert haben: eher kommt es zu keiner Kunst. Alle noch so verschieden bedingten Arten des Rausches haben dazu die Kraft: vor allem der Rausch der Geschlechterregung, diese älteste und ursprünglichste Form des Rausches.“

Liebe, Religion, Natur und Kunst, sie alle dienen demselben Zweck, uns in den Zustand jener seelischen Ekstase zu versetzen. Nun hat sich der Mensch auch künstliche Mittel geschaffen, um durch deren betäubende oder berauschende Wirkung seine Phantasie zu erregen, seinem Rauschbedürfnis zu genügen. Opium, Morphinum, Kokain, Tabak, Kaffee und Tee und nicht zuletzt der Alkohol, das sind die wichtigsten der mit Vorliebe angewandten Genußmittel. Es sind jedoch keine Nahrungs- oder Sättigungsmittel, sondern Stoffe — L. Lewin²⁾ gibt ihnen den Namen „Phantastica“, da fast allen „eine direkte

¹⁾ Heinrich Pudor, Das Rauschbedürfnis im Menschen (Zürcher Diskussionen, Nr. 23—24) 1899.

²⁾ L. Lewin, Phantastica, Die betäubenden und erregenden Genußmittel, 2. Aufl., Berlin 1927.

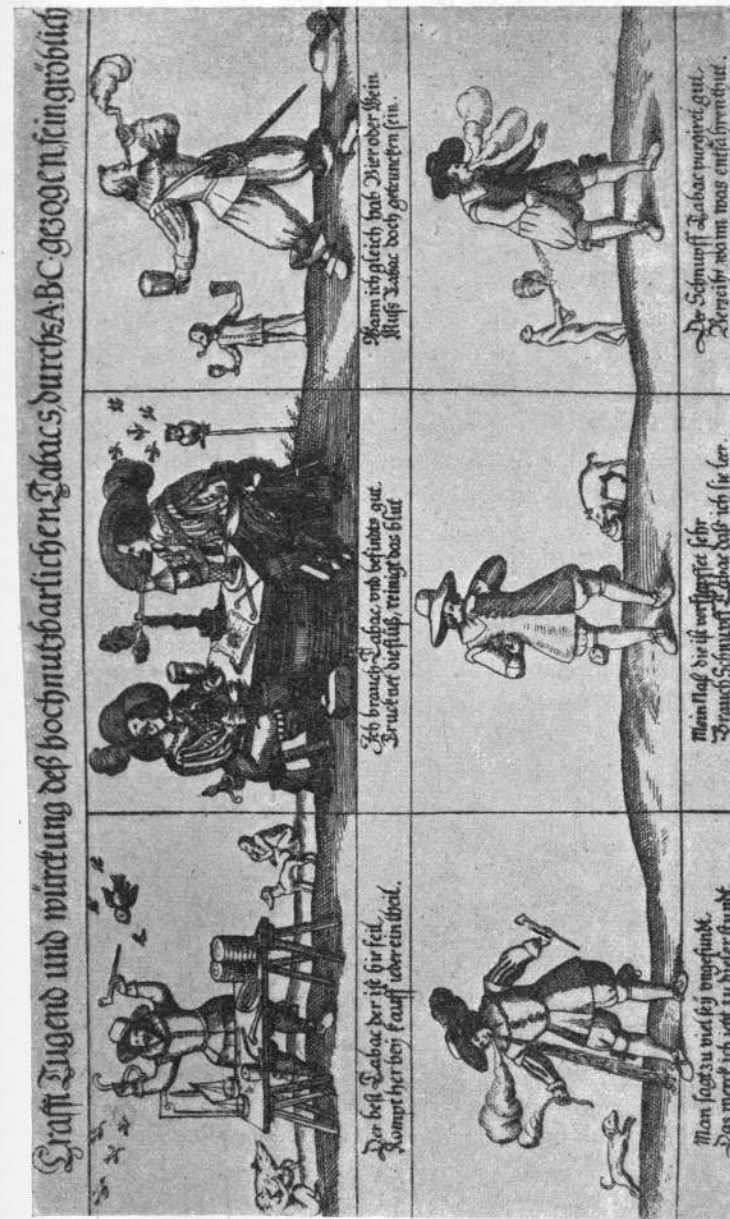
Gehirnwirkung eigen ist, die in allen ihren Gestaltungen rätselhaft, unbegreiflich ist“ —, Stoffe also, die seit Urzeiten von den Menschen angewendet und aufgenommen werden, weil sie imstande sind, „für eine gewisse Zeit einen Zustand von Euphorie, von Behagen, von erhöhtem, subjektiv angenehmen Wohlbefinden hervorzurufen“.

Als ersten dieser Stoffe wollen wir den Tabak nennen, da er zu den am wenigsten unheilvoll wirkenden Rauschgiften gehört.

Ruft das Tabakrauchen auch nicht jenes „Jauchzen innerlichen Behagens“ hervor wie etwa der Alkohol, so liegt dem so harmlos klingenden Studentenlied „Graviter fumando vir Jovis sodalis“ dennoch eine tiefere Wirklichkeit zugrunde, indem, wie das Tabakkauen, so das Tabakrauchen bei indianischen Stämmen durchaus den Genuß der anderen Rauschgifte vertritt, wie Lenau auch seinen Zigeuner schildert:

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts vom Glück mehr brauche.

Doch nicht nur ein Genuß ist das Rauchen, sondern oft ein unabweisbares Bedürfnis. Denn es gibt viele ernsthafte Männer, bei denen es keine Einbildung ist, wenn sie sagen, daß ihnen bei der Arbeit, bei schwierigen Verhandlungen, bei einer kurzen Erholungspause das Rauchen eine Unterstützung ist. Auf diesen „Quietismus“ bei geistig tätigen Menschen wies schon Weber in seinem „Demokritos“ hin: „Die Pfeife ist die beste Gesellschaft, man kann dabei treiben, was man will: arbeiten, denken, sich zerstreuen, reden oder schweigen...“ Und dennoch, trotz dieser angenehmen Wirkung des Tabakgenusses, der Anregung oder der Beruhigung, die jene im Ausgleich widerstrebender Spannungen zu geben vermag, erstanden diesem harmlosesten der Stimulantia, seitdem es in Europa in Gebrauch kam, die erbittertsten Gegner. Teils mit Recht, teils mit Unrecht. Mit Recht, weil nach längerem Tabakrauchen beim Raucher Krankheitserscheinungen sich ein-



Aus dem Tabak-ABC um 1650
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

zustellen pflegen, die am besten mit der Annahme einer chronischen Nikotinvergiftung in Einklang zu bringen sind. Das im Tabak enthaltene Alkaloid Nikotin³⁾, das schon in der winzigen Menge von 0,05 Gramm ein großes Kaninchen schnell tötet, übt nach Feststellungen im Tierversuch in erster Linie auf das Nerven- und Gefäßsystem und daneben auf die Verdauungsorgane seine schädigende Wirkung aus. Dementsprechend beobachtet man bei den zu starken Rauchern Kopfschmerzen, Schwindel, Herzbeschwerden, Uebelkeit, Speichelfluß, Lufthunger u. a. Störungen. Wie schwer die Nerven unter übermäßigem Tabakgenuß leiden können, hat Professor L. v. Frankl-Hochwart in einer ausführlichen Monographie⁴⁾ an der Hand eines reichhaltigen Beweismateriales nachgewiesen. Er berichtet, daß neben den zahllosen leichteren, unter dem Bilde der Neurasthenie und anderer harmloserer nervöser Beschwerden verlaufenden Formen der Schädigung durch das genannte Gift manchmal auch schwerere mit ausgesprochenen Herz- und Hirnnervenerscheinungen vorkommen. Ja es fehlt nicht an Krankengeschichten, aus denen hervorgeht, daß die chronische Nikotinvergiftung sogar einen der echten Geistesstörungen verwandten „pseudoparalytischen“ Zustand verursachen kann. Zur Beruhigung der Raucher, die auf ihren „Sorgenbrecher“ nicht oder nur ungern verzichten möchten, darf freilich nicht verschwiegen werden, daß ernstere körperliche Schädigungen nicht gerade zu den Alltäglichkeiten gehören, und daß solche im allgemeinen nur aufzutreten pflegen, wenn der betreffende Raucher gegen das narkotische Gift besonders empfindlich ist, oder wenn er, wie dies ja heutzutage allerdings oft genug vorkommt, im Tabakgenuß nicht Maß zu halten weiß. Deshalb aber den Tabak als „ein teuflisches Kraut“, als den „Meltau der Kultur“ zu verdam-

³⁾ Nach dem französischen Gesandten Jean Nicot, der 1557 den ersten Tabaksamen in Portugal einführte, erhielt der Tabak den Namen „Nicotiana“.

⁴⁾ L. v. Frankl-Hochwart, Die nervösen Erkrankungen der Tabakraucher, Wien 1912.



Holzschnitt aus dem „Narrenschiff“
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

men, wie es Professor H. Stanger⁵⁾ in seiner tabakgegnerischen Schrift „Tabak und Kultur“ tut, geht denn doch zu weit. Das erinnert an das ungerechte Zeter und Mordio-Geschrei, das sofort nach dem Bekanntwerden des Tabaks und seiner Verwendung in Europa gegen das „sündhafte Treiben“ der Tabakraucher von den Landesherren, Klöstern und Behörden erhoben wurde, ohne daß man von den wirklichen Schäden des narkotischen Krautes eine Ahnung hatte. Zu dieser feindlichen Stellungnahme mag allerdings der Umstand mit beigetragen haben, daß der Tabak aus dem „heidnischen“ Amerika stammte, weshalb noch im Jahre 1857 der Direktor des Privatgymnasiums in Stuttgart, V. Strebel⁶⁾, eine Untersuchung anzustellen sich bemüßigt sah, ob das Rauchen eine „Sünde“ sei oder nicht. Wie lange man vor der Entdeckung Amerikas dort den Tabak und die Urform seines Genusses kannte, wissen wir nicht. Sicher ist, daß Kolumbus die Eingeborenen des neuen Weltteiles (1492) rauchend vorfand, worüber er in seinem Tagebuche berichtet. Er sah Männer und Frauen, welche „glimmende Wickeln aus getrockneten Blättern trugen, aus denen sie den Rauch sogen und ihn dann durch den Mund und die Nase wieder von sich stießen; sie nannten diese glimmenden Wickel Tabacos“. Und als dann im Jahre 1496 einer der Gefährten des Kolumbus, der spanische Mönch Roman Pane, die Kunde davon nach Europa brachte, verbreitete sich das „süße Laster“ des Nikotingenusses allmählich über die ganze Welt. In deutschen Landen wurde die Sitte des Tabakrauchens durch englische und spanische Hilfstruppen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges eingeführt. Hier waren es vor allem die Studenten, die daran ihr Vergnügen fanden, jedoch das „Tabaktrinken“, wie man es damals auch nannte, in nahezu „bestialischer“ Weise⁷⁾ über-

⁵⁾ Hermann Stanger, Tabak und Kultur, München (1913), S. 21.

⁶⁾ V. Strebel, Die Raucherhexe (!), alten und jungen Gliedern des Raucherordens . . . vorgeführt. Stuttgart 1857, S. 14 f.

⁷⁾ Vgl. Oskar Scheuer, Der Student und das Rauchen (Deutsche Hochschule, IV, 1914, H. 8 ff.).

trieben. Es wurden nämlich damals und auch noch später ähn-



Ludwig XIV. überrascht die Prinzessinnen beim Tabakrauchen
(Aus „Le Livre des Fumeurs et des Priseurs“, Paris)
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

lich den Trinkgelagen sogenannte „Tabackskränzlein“, „Tabacksschmäusse“, „Tabacksgelache“ veranstaltet, wobei von ein-

zelen Studenten „bei ein und demselben Gelache 50, 80, ja 100 Pfeifen geraucht wurden“. Denn der Wettkampf im Zechen war bald auch auf das Tabakrauchen ausgedehnt. Kein Wunder, wenn diese nichts weniger als gesundheitsfördernde Sitte von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten heftig bekämpft wurde. Den Geistlichen erschien es als höllisches Werk. „Wenn ich Mäuler sehe, die Tabak trinken“, klagte einer, „so ist mir, als sähe ich lauter Kamine der Hölle.“ Und Papst Urban VIII. belegte 1624 das Rauchen mit dem Bann.

Welchen Eindruck eine solche Rauchergesellschaft auf den Beobachter machte, erhellt aus Philander von Sittewaldts „Satyrischen Schriften“ von 1646, Th. I, Ges. 7:

„Ich sah einen Teuffel, welcher ein ewigen rauch zur Nase vnd zum schnabel ausblasten. Was ist diesem Teuffel? sprach ich, vnd war mir gesagt, es were der Tabac-Teuffel, dessen ich mich nicht wenig verwünderte. Zwar hatte ich mir vor diesem wol eingebildet, es möchte irgend ein Teuffel sein, der die Leut' zum Tabacsaußen also triebe, aber nimmermehr hatte ich vest glauben können, das es alles im Werck also wäre . . . Die Tabacsäuffer seind doch eigentlichen nur den besessenen menschen zu vergleichen, welche man beschwöret . . .“

Doch halfen weder Schimpfen, noch Verbote, noch Strafen und der Helmstädter Professor der Medizin, Jakob Tapius, der 1653 bei Niederlegung seines Prorektorates eine heftige Rede gegen das Tabakrauchen hielt, mußte gestehen:

„Nichtsdestoweniger giebt's heutigen Tages keine Gegend, keine Stadt, kein Haus, wo man nicht ohne Unterschied jeden Alters jenes staubige Nass trinke und trunken vom trocknen Wein taumle.“

Es war also alles umsonst. Das „schändliche Unkraut“ war nicht mehr zu bannen. Um so weniger, als man alsbald merkte, daß die „trockene Trunkenheit“ gleich dem Liebesrausche Vergessenheit des Alltags, Feier im Gemüte, „Ferien vom Ich“ bringe. Weshalb wohl in einer Sittenschilderung aus dem 17. Jahrhundert unter anderem der Ausdruck zu lesen ist „sie huren, sie lästern, sie saufen, ja sie rauchen sogar Tabak.“⁸⁾

⁸⁾ Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Tabakraucher und ihre Freunde, Regensburg, 1800, S. 40.

Und in einer Verordnung, die im Jahre 1661 in Bern wider alle Arten von herrschenden Lastern bekannt gemacht wurde und die auch ein Verbot des Tabakrauchens enthielt, wurde der Tabak, da das Gesetz nach der Ordnung der zehn Gebote verfaßt war, in den siebenten Artikel miteinbegriffen, der die Ueberschrift trug: „Ehebruch und Hurerei.“ Man war sich demnach schon damals der Beziehungen des Sexuallebens zum Rausche und zu den künstlichen Rauschmitteln, hier dem Tabak, bewußt. Und es steht außer jedem Zweifel, daß das Rauchen auch einen angenehmen, belebenden Reiz auf die Genitalsphäre auszuüben vermag, ein anregendes Gefühl, für welches Paul von Schönthan (Jugend, 1901, Nr. 42) die bezeichnenden Worte fand: „Das Betäubende ist der süßeste Zauber der Cigarette, darum ist sie von den ausschweifenden Genüssen fast unzertrennlich. Sie gehört zum Sekt, zum Hazardspiel und Liebe, zum Leichtsinn, zur Sünde, zur Poesie des Genießens . . . Der Cigarettenraucher . . . raucht zwischen den Küssen bei einem Rendezvous, im Wonnetaumel, vorher und nachher . . .“ Diese Eigenschaft des Tabaks, einen psychischen Erregungszustand hervorzurufen und die Sinnlichkeit zu wecken, macht es verständlich, daß sich auch für den Tabaksgenuß Beziehungen zur Prostitution nachweisen lassen, über die wir bei Bloch interessante Einzelheiten finden.⁹⁾ So ist es bei den algerischen Prostituierten üblich, daß sie ihre Klientel durch das Anbieten von Tabak, Zigaretten und Kaffee anlocken, die sie dann in ihrer Wohnung für den Gast zubereiten, und in allen romanischen Ländern sind vielfach gerade die Zigarrenläden und Tabagien Stätten heimlicher Prostitution oder gar verkappte Bordelle, wo in den Hinterzimmern Dirnen zur Verfügung der Kunden stehen. Nach Mitteilung eines Korrespondenten existierten zum Beispiel in vielen belgischen Städten (Brüssel, Ostende, Antwerpen) solche Lokale; ebenso sind in Buenos Aires manche Zigarettenläden heimliche Bordelle und viele jugendliche Zigarettenverkäuferinnen auf der Straße Prostituierte. Vor mehreren Dezennien sollen auch in der Schweiz

⁹⁾ Iwan Bloch, Die Prostitution, Berlin, 1912, Bd. I, S. 156 ff.

Tabakschnupfer.



Lieder del.

jos. Heber sc.

Ein Prischen weckt oft Geist und Sinn;
 Doch sich zusammensetzen,
 Um an dem braunen Pulver sich zu letzen,
 Das fordert solche Compagnien.
 Umäßigkeit schafft nicht Genuss,
 Erweckt gewifs nur Überdruß.

(Aus der Tabaksammlung der Zigarettfabrik Garbaty)

Tabakraucher



Lieder del.

jos. Heber sc.

Wollte Gott, wir könnten Grillen,
 Immer in Tabaksdampf hüllen,
 Und sie so zum Henker schicken!
 Aber, schmauchen zum Erstickten,
 Das läßt wahrlich Niemand fein,
 Kann Geschäft für Rauchfäng' seyn.

(Aus der Tabaksammlung der Zigarettfabrik Garbaty)

die Verkäuferinnen in manchen Zigarrenläden sich in den Hinterzimmern prostituiert haben, ebenso in London um 1840, wie denn auch in einem dem H. K. Browne zugeschriebenen erotischen Album von 12 Prostituiertentypen unter No. 7 „The Tobacconist“, das Tabaksmädchen, figuriert. Auch die Zigarettenarbeiterinnen, zum Beispiel die „Cigareras“ in Spanien, stellen ein großes Kontingent zur Prostitution.

Daran anschließend meint Bloch, daß gar kein Zweifel darüber bestehen könne, daß der Genuß des Tabaks auch bei den Prostituierten selbst ein beliebtes Anregungs- und Betäubungsmittel ist; jedenfalls ist das Zigarettenrauchen unter ihnen seit viel längerer Zeit verbreitet als unter der übrigen Frauenwelt und heute wohl ein ganz allgemeines Genußmittel der Prostituierten. Im Verkehr mit der männlichen Prostitution bildet das Anbieten von Zigaretten das häufigste Anknüpfungsmittel. Auch für einen Homosexuellen, der Nichtraucher ist, gehören daher Zigaretten zu den notwendigen Requisiten, mit denen sich die meisten, ehe sie „auf den Strich“ gehen, reichlich versehen. Bei den weiblichen und mehr noch bei den männlichen Prostituierten bildet sich mit der Zeit ein wahrer Zigarettenhunger aus. Es gibt Dirnen, die bis zu 50 Zigaretten täglich rauchen. Zigarrenrauchen ist dagegen in Prostituiertenkreisen sehr selten, auch bei männlichen Prostituierten. Nur eine einzige Klasse weiblicher Prostituierten raucht Zigarren (und es ist für diese direkt typisch) — das sind die lesbischen Prostituierten, welche ein Verhältnis mit einer weiblichen Prostituierten haben.

So schrieb Bloch im Jahre 1912, als das öffentliche Rauchen noch als ein Vorrecht der Männer galt. Rauchende Frauen der guten Gesellschaft waren Ausnahmen und nur Künstlerinnen oder Schauspielerinnen, Frauen, die nicht mit dem normalen bürgerlichen Maßstab gemessen werden wollen, durften sich das „süße Laster“ des Nikotingenusses erlauben. Inzwischen haben wir Krieg und Umsturz erlebt und heutzutage raucht fast jede Frau, zu Hause und in Gesellschaft, im Kaffeehaus und im Restaurant, am Vormittag, Nachmittag und am Abend. Die Rauchleidenschaft mit all ihren Schäden



Die vergnügte Raucherin
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

und üblen Folgen hat also die gesamte Frauenwelt ergriffen, kein Wunder, daß alsbald die Frage auftauchte: Warum raucht die Frau? Diese Frage nach allen Richtungen hin zu beantworten, hat vor kurzem R. Hofstätter¹⁰⁾ unternommen. Die Gründe, die er für die Angewöhnung des Rauchens bei den Frauen anführt, sind mannigfacher Art. Vor allem will die Frau durch das Rauchen ihre Emanzipation, ihre gesellschaftliche Gleichstellung mit dem Manne betonen. Hiezu haben die Verhältnisse der Nachkriegszeit besonders beigetragen; viele Frauen sahen sich gezwungen, Berufe zu ergreifen, in denen in Friedenszeiten nur Männer beschäftigt waren, und da sie selbständig wie der Mann ihr Brot verdienen, glaubten sie auch, die gleichen Rechte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Ein anderer Typ der Raucherin ist der aus Koketterie. Die Zigarette ist manchen Frauen eine kokette Waffe der Causerie, ein Mittel zur Bestrickung des männlichen Herzens. Eine interessante Gruppe von Raucherinnen gehört nach der Ansicht des Verfassers in das Gebiet der Pyromanie, der Feuerlust. Er meint, daß bei diesen Raucherinnen das Anzünden der Zigaretten, das Ausbrennenlassen, das Verglimmen, das Erkalten, das Absterben der Glut zum Symbol werden. Es sind Mädchen oder Frauen, deren Lust es ist, „daß alles für sie entbrenne“. Hofstätter kommt wie Bloch zu dem Ergebnis, daß das Rauchen der Frau auch heute meist eine ausgesprochen sexuelle Angelegenheit sei, denn „das glückliche und zufriedene Vollweib wird nie aus dem Rauchen eine Leidenschaft machen“. Dagegen konnte beobachtet werden, daß unzufriedene, namentlich geschlechtlich unbefriedigte Frauen zu leidenschaftlichen Raucherinnen werden. Die Geständnisse solcher Frauen, sowie zahlreiche interessante psychoanalytische Untersuchungen, deren Hofstätter eine große Anzahl in seinem Buche beschreibt, führen darauf, daß das Rauchen bei solchen Frauen oft nur eine Betäubung, ein Vergessenwollen sei und manchmal direkt eine Ersatzhandlung für das defekte oder

¹⁰⁾ R. Hofstätter, Die rauchende Frau. Eine klinische, mythologische und soziale Studie, Wien, 1924.



Farbige englische Karikatur auf die Verpestung der Luft durch die Raucher
(London 1897)

fehlende Liebesleben darstellt.^{10a)} Durch das Rauchen werden also die entsprechenden Wunschideen gewissermaßen „abreagiert“. Von den vielen Beispielen sei das zweier Freundinnen erwähnt, welche ihre Standhaftigkeit gegen sexuelle Annäherungsversuche angeblich durch Zigarettenrauchen zu festigen wußten. Ja, sie konnten die Gefährlichkeit eines Mannes geradezu nach der Anzahl der Zigaretten abschätzen, die sie „zu seiner Abwehr“ rauchen mußten. In bezug auf das Sexualempfinden wirkt also das Nikotin bei Frauen ebenso wie bei Männern entfernt ähnlich wie der Alkohol, in geringem Grade manchmal anregend, in höherem Grade abstumpfend und lähmend. So hat man schon im 16. Jahrhundert in vielen Mönchsklöstern den jungen Novizen große Mengen Tabak zugesteckt, um das sexuelle Bedürfnis abzustumpfen. Ein Pädagoge schlug um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Einführung des Tabaks in den Erziehungsanstalten vor, um die Onanie zu bekämpfen. Hofstätter zeigt uns in seinem Buche auch viele Frauen, die aus den oben angedeuteten Gründen zur Zigarette, ja sogar zur Zigarre greifen. Der Krieg mit seinem aufgezwungenen langjährigen Strohwitwertum brachte eine Menge solcher Fälle vor den Arzt.



Streichholzschachtel-

hülse mit Voyeurszene

^{10a)} Vgl. die Ausführungen in „Der Tabakgegner“ (IX. 1920 April): „Ich möchte auch noch auf die Bemerkung hinweisen, die ich irgendwo gelesen oder gehört habe, daß das Rauchen, namentlich das geile Zigarettenrauchen, eine Art Onanie vorstellt. Wenn man bedenkt, daß der Mund ein erogenes Zentrum ist — man denke an den Kuß —, so fällt das Tertium comparationis, welches sich aus der Vergleichung des aus der Zigarette oder dem Zigarrenstummel saugenden und schmatzenden Mundes mit dem Laster der Onanie ergibt, in die Augen. Sieht man doch heute beim Mangel an Rauchmaterial nicht selten, daß junge wie alte Raucher „kalt rauchen“, d. h. an einem künstlichen Stummel, der die Zigarette oder die Zigarre vortäuschen soll, schnullen und saugen.“

R A U S C H G I F T E / A L K O H O L

Wenn es nun Autoren gibt, die den Tabak als den „Wegweiser des Bösen“ bezeichnen, weil das Rauchen angeblich das Bedürfnis nach Alkohol bedeutend stärkt, so möchte ich dieser Meinung die Behauptung Dirks¹¹⁾ entgegenstellen, „daß mit der Zunahme und Verfeinerung des Tabakgenusses in den letzten Jahrzehnten gleichlaufend eine Abnahme des Alkoholgenusses nachweisbar sei“, und daß es scheine, „als ob der Tabakgenuß dazu berufen wäre, die Jahrhunderte alte Aufgabe des Alkohols in weitgehendem Maße zu übernehmen“. Demgegenüber muß jedoch wieder auf die erschreckenden Ziffern über die Zunahme des Alkoholismus in den letzten Jahren hingewiesen werden, die der Dozent Dr. Herschmann aus der Wiener psychiatrischen Klinik¹²⁾ veröffentlicht hat. Darnach habe sich die Zahl der alkoholisch Geistesgestörten im Jahre 1925 gegenüber dem Jahre 1924 um 67% erhöht. Von den 817 Alkoholikern, die im Jahre 1925 auf der Klinik in Behandlung waren, gehörten 733 dem männlichen, 84 dem weiblichen Geschlechte an. Die hauptsächlichsten Getränke der Patienten waren Schnaps bei 152 Männern und 18 Frauen, Wein bei 103 Männern und 6 Frauen, Bier 228 zu 6 und unterschiedslos alle Getränke 250 zu 55. Was die Arten der Krankheiten betrifft, so ließen sich die Erscheinungsformen und Ursachen für Männer und Frauen folgendermaßen zusammenstellen: Chronischer Alkoholismus 408: 50, Rausch 99: 8, Delirium tremens 94: 9, Eifersuchtswahn 51: 3, Halluzinose 36: 5. Acht Männer und zwei Frauen starben an den Wirkungen des Alkohols. 590 männliche und 71 weibliche Fälle wurden als schwer, 143 und 13 als leichter bezeichnet, was von der Größe des Konsums, der Schwere der Folgen und

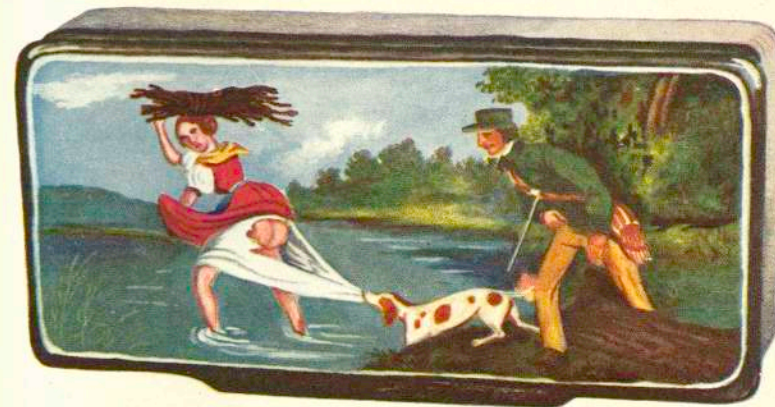
¹¹⁾ Stephan Dirk, Die Cigarette, Ein Vademecum für Raucher, Leipzig, 1924.

¹²⁾ Heinrich Herschmann, Anhaltende Zunahme der alkoholischen Geistesstörungen (Mitteilungen des Volksgesundheitsamtes, 1926, H. 4).

der Häufigkeit der Aufnahme in die Klinik bestimmt ist. 588 Männer und 50 Frauen wurden zum ersten Male aufgenommen. Den Häufigkeitsrekord stellte ein Mann auf, der zum 105ten Male in die Klinik gebracht werden mußte. Aus diesen Ziffern ergibt sich, entgegen der Behauptung Dirks von der Abnahme des Alkoholismus, eine beängstigende Steigerung der Zahl der alkoholisch Geistesgestörten. Wozu noch die von Herschmann hervorgehobene Tatsache kommt, daß besonders die alkoholischen Geistesstörungen der Frauen häufiger geworden sind. Eine traurige Erscheinung, die bei dem Ueberhandnehmen des Rauchens bei Frauen in den Nachkriegsjahren beinahe für die Behauptung Hofstätters spräche, daß die Zigarette sehr oft andere Teufel in die Nähe der Frau ziehe. Doch müßte hier erst nachgewiesen werden, wieviel alkoholisch erkrankte Frauen vorher leidenschaftliche Raucherinnen gewesen seien.

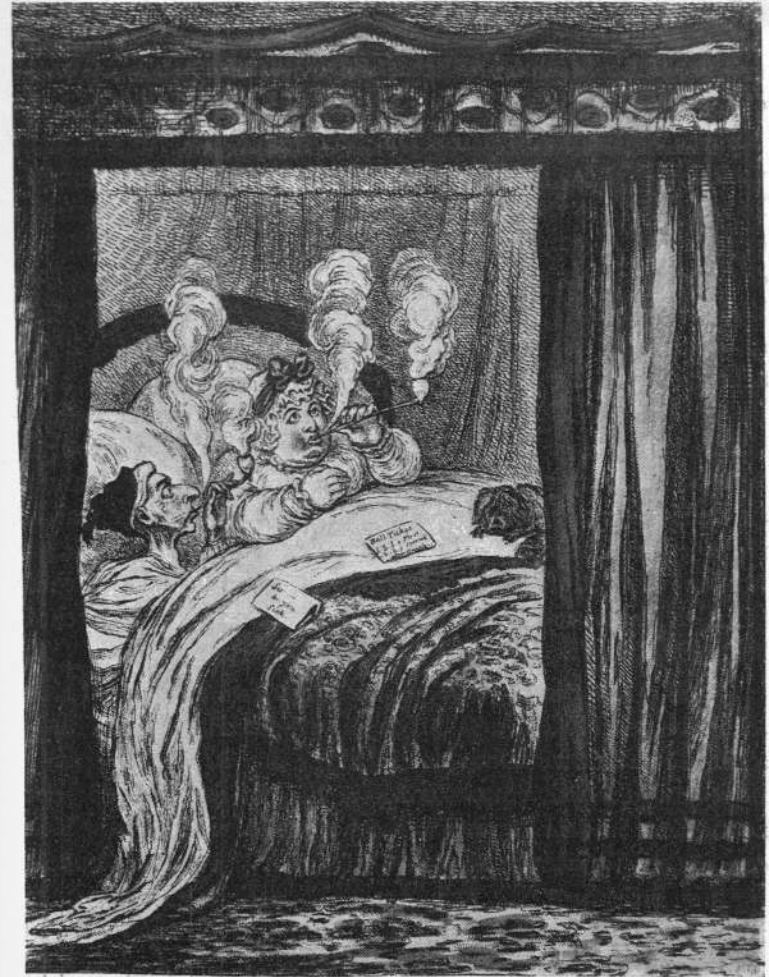
Der Hinweis Dirks auf die mohammedanischen Völker, bei denen auf Grund des Alkoholverbotes der Religion die Kultur des Tabaks und des Kaffees eine Höhe gewonnen habe, wie sie nirgends sonst in der Welt erreicht ist, ebenso die Tatsache, daß nach den uns vorliegenden Statistiken die Zahl der Opiumraucher, Morphinisten und Kokainschnupfer in Amerika seit der Einführung des Alkoholverbotes bedeutend zugenommen hat, sind nur ein Beweis für die alte psychologische Erfahrung, daß die Verwendung verschiedener Narkotika doch nur bloß verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Triebes darstellen. Das Verlangen oder in krassen Fällen der Zwang nach den exzitierenden und berauschenden Stoffen, sagt Mißriegler¹³⁾ mit Recht, ist das Primäre, die Auswahl des Mittels ist von sekundären Umständen der Umgebung, der Sitte, der Zugänglichkeit abhängig. Die Meinung Dirks, daß es sich also einfach um eine Verschiebung innerhalb der feststehenden Zahl der Genußmittelverbraucher handle, trifft demnach nicht zu. Hingegen stimmen wir ihm bei, wenn er den Verbrauch des Alkohols in Europa vor Bekanntwerden des Tabaks als geradezu ungeheuer bezeichnet.

¹³⁾ A. Mißriegler, Narkotika und Kultur (Geschlecht und Gesellschaft, XIV, 1926, H. 2).



Tabakpfeife aus dem vorigen Jahrhundert und Schnupftabakdose aus Wurzelholz mit erotischen Bild-Darstellungen
(Originale in der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

Die Trunksucht war damals so verbreitet, daß die Gesamtheit sie kaum als Laster betrachten konnte; sie war, im Gegen-



Thomas Rowlandson: Die Wollust — des Rauchens
(Farbiger Stich aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

teil, zuweilen sogar ein Gegenstand des Stolzes, oder sie galt fast als religiöse Pflicht. So beschlossen zum Beispiel die

alten Skandinavier ihre Zeremonien regelmäßig mit dem Füllen und Leeren ihrer Trinkgefäße zu Ehren ihrer Götter; auch nach ihrer Bekehrung zum Christentum durften sie diesen Brauch fortsetzen, nur mußten sie in ihren Trinksprüchen die Namen der „falschen“ Götter durch die des „wahren“ Gottes und seiner Heiligen ersetzen.¹⁴⁾ Nach Tacitus galt es bei den Germanen für keine Schande, Tag und Nacht hindurch zu trinken; diese Trinkgewohnheiten verpflanzten die Angelsachsen nach England, wo sie durch das feuchte Klima und den Sumpfboden gefördert wurden. Die von Wasserschleben gesammelten englischen Bußordnungen geben uns ein interessantes Bild von der Unmäßigkeit, wie sie damals in England geherrscht.¹⁵⁾ Wohl wurden die Priester, wenn sie sich beim Gottesdienste so betranken, daß sie während der Darreichung des heiligen Sakramentes sich erbrachen, zu einer mehr oder minder großen Buße verurteilt. Doch gab es Ausnahmen von diesen Regeln. Erbrach man sich infolge Rausches zu Ehren des Geburtstages des Heilandes oder am Oesterfeste oder zur Erinnerung an einen Heiligen, so wurde das nicht bestraft, falls man nicht mehr getrunken hatte, als seitens der Vorgesetzten erlaubt worden war; straffrei blieb auch jemand, dem sein Bischof befohlen hatte, sich zu betrinken, es sei denn, daß der Bischof beim Erteilen des Befehls selber berauscht war.

Und wenn wir noch weiter zurückgreifen, so spiegelt sich schon in den Mythen und Sagen die Hochschätzung des Menschen für den Rauschtrank, vor allem den Wein. Hempel¹⁶⁾ weist auf das weitverbreitete Motiv hin, in dem Bringer der neuen Zeit, in dem Stammvater der neuen Menschheit zugleich den ersten Weinbauer zu sehen (Noah!), gewiß ein Zeugnis für die Bedeutung, die man der Bekanntschaft mit der Rebe zusprach. Daneben aber wird auch geradezu ein Gott als der

¹⁴⁾ K. Maurer, Die Bekehrung der norwegischen Stämme zum Christentume, München, 1856, II, 200.

¹⁵⁾ Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche, Halle, 1851.

¹⁶⁾ Johann Hempel, Mystik und Alkoholekstase, Hamburg, 1926.



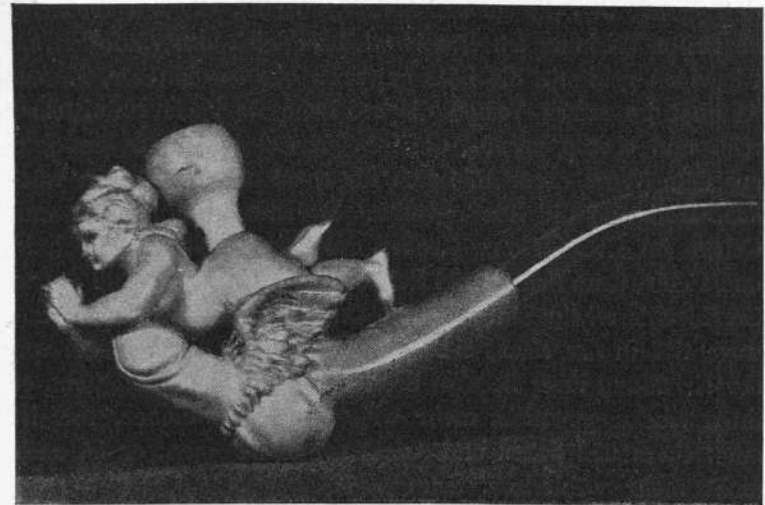
The Last Pinch
 Der letzte Wunsch
 Karikatur auf die Schnupferleidenschaft
 (Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

gefeiert, der den Menschen diese wertvolle Gabe gebracht hat. Es ist „Bacchus-Dionysos“, wie sich H. Fischmann¹⁷⁾ so wundervoll ausdrückt, „der sterblichen Mutter unsterblicher Sohn, der die Schranken zwischen Irdischem und Göttlichem in jubelnder Lust befreiend niederreißt; aber auch Bacchus, der Führer trunkener Satyre und entzügelter Bacchantinnen, der mit dumpfem Wahn und erniedrigender Tierheit seine Jünger schlägt — so spiegelt sich doppelgestaltig seit den Tagen des grauen Mythos durch die Jahrhunderte das Bild dieses Gottes und seiner machtvollen Herrschaft“. Drum spielten die alkoholischen Getränke, vor allem der Wein, eine solche bedeutende Rolle bei den dionysischen Festen der asiatischen Völker, deren Zentrum nach Nietzsche (Die Geburt der Tragödie, Werke, Bd. I, S. 27 und 37, Leipzig 1899) in einer „überschwänglichen geschlechtlichen Zuchtlosigkeit lag, deren Wellen über jedes Familientum und dessen ehrwürdige Satzungen hinwegfluteten“. Gerade „die wildesten Bestien der Natur werden hier entfesselt, bis zu jener abscheulichen Mischung von Wollust und Grausamkeit, die mir immer als der eigentliche ‚Hexentrunk‘ erschienen ist . . . Das Individuum mit allen seinen Grenzen und Maßen ging hier in der Selbstvergessenheit der dionysischen Zustände unter“. Das ist auch der tiefinnere Grund des Zusammenhanges zwischen Alkohol und Prostitution, sagt J. Bloch (a. a. O. S. 159), den die griechische Kunst symbolisch dargestellt hat, indem es oft Hetären und Freudenmädchen sind, die den trunkenen Zug des Weingottes, des Dionysos, begleiten, was der Inder ebenso bedeutsam dadurch ausdrückt, daß er das Wort „moha“ (Betäubung) zugleich als ein Synonym für „rati“ und „surata“ (Liebeslust) gebraucht.¹⁸⁾ Seit jeher wurde also dem Alkohol eine den Geschlechtstrieb weckende Wirkung zugeschrieben. „Bereits hat man“, eiferte Plinius (Historia naturalis XIV. 28), „Trinkgeschirre mit ehebrecherischen Szenen verziert, als ob die

¹⁷⁾ H. Fischmann, Wo Bacchus herrscht . . . (Breslauer Zeitung, 1926, Nr. 327).

¹⁸⁾ Richard Schmidt, Liebe und Ehe in Indien, Berlin, 1904, S. 43.

Trunkenheit nicht an und für sich schon genügend die Wollust lehrte Dann (d. h. im Zustand der Trunkenheit) mustern die Augen in geiler Gier die fremde Gattin und veraten sich vom Weine trüb dem Gatten, dann werden des Herzens Geheimnisse ausgeplaudert.“ Das ist die verhängnisvolle Rolle, die der Alkohol auch im modernen Genußleben spielt. Allbekannt ist, worauf insbesondere Forel¹⁹⁾ hinweist, die plumpe, rohe, täppische und durch ihre unaufhörlichen Wie-



Zigarrenspitze aus Meerschaum mit erotisch-figuraler Darstellung
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

derholungen ungemein lästige Art, die der Flirt unter der Wirkung des Alkohols annimmt. Die unflätigen Manieren, die angetrunkene Männer auf der Eisenbahn, in Versammlungslokalen usw. Frauen gegenüber zeigen, sprechen Bände. Dazu kommt, daß hier die höheren Liebesausstrahlungen des Triebes zumeist völlig gelähmt und die reinste Sinnlichkeit nackt und ungehemmt selbst bei solchen Menschen hervortritt, die im nüchternen Zustande feine und höhere Liebesgefühle in hohem

¹⁹⁾ August Forel, Die sexuelle Frage, 6. und 7. Aufl., München, 1907.

Grade besitzen. Ich habe auf diese traurigen Tatsachen, auf diese Schäden und Auswüchse der Trunksucht, ohne gerade selbst absoluter Abstinenzler zu sein, in meiner Schrift „Das Liebesleben des deutschen Studenten im Wandel der Zeiten“ (Bonn 1920) mit vollem Nachdruck hingewiesen und dort den Alkohol als den bösen Dämon des modernen Geschlechtslebens bezeichnet. Denn daß das Trinken auf die Dauer unsere Unterhaltung herabdrückt, den Geist des Ernstes aus unseren Gesprächen verscheucht, läßt sich ebensowenig leugnen, als daß gerade dies die am meisten gewünschte, die am frohesten begrüßte Wirkung ist. Damit wird zugleich das Gefallen am Niedrigen gekitzelt, die Zote geweckt. Um so sicherer, als der Alkohol im selben Tempo die erotische Begierde unmittelbar reizt und ebenso prompt die hunderterlei leisen Hemmungen aus dem Wege räumt, die sich ihr sonst entgegenstellen würden. Und nun die Konsequenzen! Der Jüngling kommt vom Gelage im Kreise froher Zecher. Noch ist er frei von Schuld und Fehle, denn Scham und Scheu haben ihn bisher von jedem Geschlechtsverkehr fern gehalten. Da trifft er auf seinem Heimwege tief in der Nacht eine jener lockenden Sirenen, die von der Erfüllung ihres Berufes bereits zurückkehrt. Jetzt kann er ihren Lockungen nicht mehr widerstehen wie bisher, fort ist alle Scham und Scheu und Angst vor den Folgen, er ist auch nicht mehr wählerisch, denn

„mit seinem Trank im Leibe
sieht er Helenen in jedem Weibe“,

bald sind sie einig, und — bald ist auch sein erstes Opfer auf dem Altar der Venus vulgivaga gebracht. So bilden denn der Alkohol und die Prostitution, die Prostitution und die Geschlechtskrankheiten, die Geschlechtskrankheiten und der Alkohol einen „Reigen“, der für viele Menschen tragisch endet.

Die libidosteigernde, hemmunglösende, geistig und sittlich zerrüttende Wirkung des Alkoholismus läßt uns die Häufigkeit der zahlreichen im Rausch erfolgten sexuellen Verirrungen und Vergehen nur allzu begreiflich erscheinen. In der Tat sind Fälle von Exhibitionismus, Päderastie, Sodomie und andere Arten von widernatürlicher Unzucht einzig und allein als

Folgen eines Alkoholrausches bei sonst geschlechtlich normal empfindenden Individuen beobachtet worden. Diesen abnormen Folgen des Alkoholismus sind, wie die Ergebnisse der Arbeiten



Tabakschnupferinnen
(Kolorierter englischer Stich aus dem XIX. Jahrhundert)
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

von Max Marcuse, H. Többen, H. v. Hentig und Th. Viernstein u. a. über den „Inzest“ dartun, auch die inzestuösen Handlungen, die „Blutschande“ zuzurechnen, ein Vergehen, das uns an das biblische Beispiel von Lot und seinen Töchtern erinnert, die ihren Vater zuerst mit Wein berauschten.

Doch auch das normale Liebesleben des Menschen wird durch den chronischen Alkoholismus im denkbar ungünstigsten Sinne beeinflusst. Abgesehen von den durch die Trunksucht hervorgerufenen anatomisch nachweisbaren Veränderungen der Geschlechtsdrüsen, die stets auch eine Veränderung der Funktion derselben zur Folge haben, d. h. Unfruchtbarkeit bei Mann und Frau verursachen, ist die Wirkung des Alkohols auch auf den Geschlechtstrieb als solchen eine verhängnisvolle. Denn der Alkohol ist nicht, wie allgemein angenommen wird, ein die Potenz steigerndes Mittel, sondern im Gegenteil: er steigert zwar die Wollust und die sexuelle Begierde, behindert aber fast immer die Erektion und führt schließlich zum Erlöschen des anfänglichen Reizes. Deshalb tritt Georg Hirt²⁰⁾ geradezu für die Anerkennung einer „Impotentia alcoholica“ ein und ruft warnend aus: „Vor allem keinen Alkohol, namentlich nicht als Mittel zur Erzielung von Erektionen. In der Jugend braucht der Mensch keine derartigen Reizmittel und im Alter geht's ihm leicht wie dem Pförtner in Shakespeares „Macbeth“ (II. Akt, 3. Szene), der den Trunk einen Doppelzüngler bei der Unzucht nennt: ‚er treibt das Verlangen und vertreibt das Vollbringen; er zeugt und verscheucht die Wollust, er macht ihr Mut und nimmt ihr das Herz, er kommt zu ihr und zu nichts; endlich züngelt er sie in Schlaf, straft sie Lügen und läßt sie liegen‘.“ Nach all dem hat Forel recht, wenn er sagt: „Gäbe die Menschheit den Alkohol als Genußmittel auf, so wäre ein großer Teil der sexuellen Frage im günstigsten und gesunden Sinne gelöst.“

²⁰⁾ Georg Hirt, Das erotische Temperament und die alkoholische Entartung. In: Wege der Liebe. München, 1906.

R A U S C H G I F T E / O P I U M

Wenn wir nun den Alkohol in seinen verschiedenen Formen auch nicht als das harmloseste Rauschgift bezeichnen können, den volkstümlichsten der Sorgenbrecher dürfen wir ihn wohl nennen. Er ist auch das verhältnismäßig ehrlichste Genußmittel, denn jedermann kennt seine Wirkung, die jeweils ganz nach Wunsch abgestimmt werden kann. Der Dekadenz unserer Tage aber genügt der wohlbekannte Alkoholrausch mit seinen nicht minder bekannten Folgen schon längst nicht mehr. Vielleicht schon deshalb nicht, weil er an den widerstandslos gewordenen und entnervten Körper zu starke Zumutungen stellt. Man greift deshalb zu Rauschgiften, die unter gleisnerischer Maske viel milder und angenehmer wirken, dafür aber hinterher den Körper und den Geist um so rascher und gründlicher zerrütten. Opium, Morphinum und Kokain sind die bekanntesten dieser narkotischen Gifte.

Was ist Opium? Opium heißt der aus der angeschnittenen unreifen Mohnkapsel ausgeflossene und eingetrocknete Milchsaft, der in Form rötlichbrauner Kuchen in den Handel gebracht wird. In Form von Pillen wird es — hauptsächlich in Indien und den mohammedanischen Ländern — gekaut und gegessen, in China und in Europa meistens geraucht. Zum Rauchen dient oft ein besonderes Opiumpräparat, ein durch Wiederaufkochen von Rohopium gewonnener Extrakt — Tschand-du genannt —, von dem ein Tropfen mit Tabak vermengt über der Flamme erhitzt und der sich bildende Rauch durch ein Rohr eingeatmet wird. Die wichtigsten Länder für Opiumgewinnung sind Kleinasien, Ostindien, China, weiters Französisch-Hinterindien, Aegypten, Mazedonien, Persien.

Zu Heilzwecken findet das Opium als Pulver oder als Tinktur bei Erkrankungen des Darmes oder Krämpfen Verwendung, doch kennt man seit altersher seine unangenehmen Nebenwirkungen. Drum rieten schon zwei berühmte griechische Aerzte, Diagoras und Erisistratus, von seinem Gebrauche

ab. Aber der Nutzen des Mittels, so lesen wir bei Lewin²¹⁾, war doch so groß, daß es weiter verwandt wurde. Je länger und auch räumlich ausgedehnter dasselbe im Gebrauch war, um so besser lernte man es kennen und unentbehrlich finden. Aber auch heute erkennen wir den alten Ausspruch als richtig an, daß die Opiate „Mittel seien, die von vorn leckten, hinten kratzten“. Denn Segen und Fluch ruhen in dem teuflischen Mittel, seit es die Menschheit benützt, um sich über die Nöte und Trübsale des Erdendaseins hinwegzuhelfen.

Die Wirkung des Opiums ist je nach der Art seines Genusses wesentlich verschieden. Nach Angaben von R. v. Jaksch²²⁾ führt das Laster des Opiumrauchens zu einem rasch vorübergehenden rauschähnlichen Zustande. Der Opiumraucher wird also zunächst erregt, heiter und mittheilsam. Aus diesem Rauschzustande erwacht dann der Vergiftete nach einigen Stunden mit heftigem Kopfschmerz, ungemeiner Hinfälligkeit und Mattigkeit, Symptome, die häufig genug dazu führen, daß durch eine neuerliche Opiumgabe, also Rauchen der Opiumpfeife, er neuerdings dieselbe Vergiftung herbeiführt. Bald machen sich Verfallserscheinungen bemerkbar. Verdauungsstörungen schwerster Art, Schlaflosigkeit, Störungen des Denkvermögens und Neurasthenie sind die unausbleiblichen Folgen. Bei fortgesetztem Genuß kommt es schließlich zum völligen Zusammenbruch des Gesamtorganismus. Nach neueren Erfahrungen scheint das Opiumessen nicht zu so traurigen Symptomen zu führen und wird besser vertragen als das Opiumrauchen. Die chronische Vergiftung mit zu großen Dosen von Opiumpräparaten endlich, welche meist eine medizinale Vergiftung ist, ruft nur Symptome hartnäckiger Verstopfung hervor, gefolgt von mehr oder minder heftigen Verdauungsbeschwerden.

Seit wann die Menschen dem Opiumgenuß frönen, läßt sich nicht sicherstellen. Doch wissen wir aus Homer, daß die alten Griechen das Opium, den Vergessenheitstrank, „Nepenthes“, kannten. Dem Telemach wurde er in Sparta von Helena

²¹⁾ L. Lewin, Die Nebenwirkungen der Arzneimittel, 3. Auflage, Berlin, 1899, 83.

²²⁾ R. v. Jaksch, Die Vergiftungen, 2. Aufl., Wien, 1910.

zubereitet und als Beruhigungsmittel gereicht, als ihn die Erinnerung an seinen Vater Odysseus übermannte und er in eine weinerliche Stimmung versetzt wurde. Sie



Das Taschentuch des Sultans

(Französischer Stich)

(Aus der Tabaksammlung der Zigarettfabrik Garbaty)

Warf alsbald in den Wein, von dem sie tranken, ein Mittel,
Kummer zu scheuchen und Gram und jeglichen Leides Gedächtnis.
Wer von diesem genoß, nachdem in den Krug es gemischt ward,
Nicht an dem ganzen Tage benetzt ihm die Träne das Antlitz,
Nicht ob selbst gestorben ihm wär' die Mutter, der Vater,

Nicht ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm
 Tötete feindliches Erz, und er mit den Augen es sähe.
 Solcherlei zaubrische Mittel besaß sie, die Tochter des Gottes,
 Wirksame, die ihr schenkte die Gattin des Thon, Polydamna,
 Eine Aegypterin

Aus der großen Literatur, die Lewin in seinem Werke
 „Phantastica“ zusammengetragen hat, erkennen wir, daß der
 Mohn schon zur Zeit Homers in Griechenland angepflanzt wor-
 den ist (im 8. Jahrhundert v. Chr. nannte Hesiod die Stadt
 Sikyon schon Mekone, die Mohnstadt), und daß die Bereitung
 aus ihm nur wenigen Eingeweihten bekannt war. Auch in
 Aegypten, von wo es Helena erhielt, wußten wahrscheinlich
 nur vereinzelt hochstehende Frauen um das Geheimnis, viel-
 leicht nur die Priester, die es in den Tempeln als Heilmittel
 anwendeten. Daß auch die Römer das Opium kannten, geht
 aus einer Stelle in Virgils „Georgicon“ hervor, wo er vom
 „Mohn, getränkt mit lethäischem Schlummer“ spricht. Und
 in Silius' „De bello punico“ (Lib. X, 353) ruft Juno, um
 Hannibal von Rom fernzuhalten und ihn mit dies bewirken-
 den Träumen zu erfüllen,

Somnus herbei, den sie so oft benutzt, um ihres Gemahles
 Augen zu schließen, wengleich er den Schlaf zu haben nicht wollte.
 Ohne Verweilen gehorcht der Berufene. Fertigen Mohnsaft
 Hat er im Horne bereit und enteilt durch nächtliches Dunkel
 Still zu des Puniens Zelt und taut auf die Augen ihm Ruhe.

Von Aegypten aus hat sich dann die Mohnkultur auch über
 Kleinasien und von hier aus über Indien und China verbreitet.
 Um 973 wurde hier der Mohn in die offizielle medizinische
 Literatur aufgenommen und um die gleiche Zeit findet sich
 bereits in einem chinesischen Gedicht die Empfehlung des
 Mohngetränkes, die, wie Lewin (a. a. O.) bemerkt, den Ein-
 druck macht, als wenn auch anderes und angenehmeres als
 die Heilwirkung gegen Dysenterie u. a. m. dadurch bezeichnet
 werden sollte. Im 13. Jahrhundert kam eine Zeitlang das
 Opiumessen in Gebrauch, wurde aber bald durch ein kaiser-
 liches Verdikt vollständig unterdrückt. Eine große Verbreitung
 fand es in China erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts, zu einer
 Zeit, da von Portugiesen und dann von der ostindischen Kom-

pagnie Opium in großen Mengen eingeführt wurde. Wesentlich
 scheint erst die aufgekommene Sitte des Opiumrauchens dazu



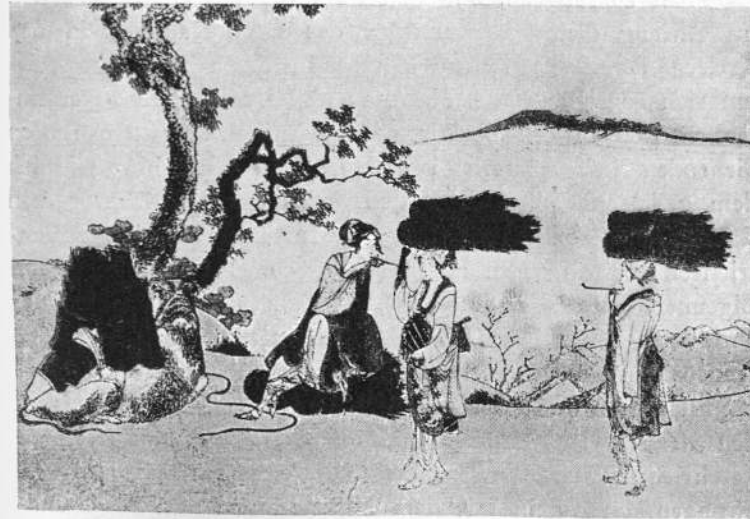
Lieschens erster Glimmstengel
 (Radierung von Moritz von Schwind aus dem „Album für Raucher und Trinker“)
 (Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

beigetragen zu haben, dieses Laster volkstümlich zu machen.
 Trotz der wiederholten strengen Verbote nahm die Opium-

seuche in China ständig zu, da die Einfuhr aus Indien immer mehr stieg und 4—5 Millionen Kilogramm jährlich betrug.

Die Vernichtung von 20.000 Kisten Opium seitens der Chinesen und das Verbot des Handels mit den Engländern im Jahre 1839 führte zu dem bekannten Opiumkrieg, der für China äußerst verlustreich endete. Die Nichteinhaltung der Verträge von seiten Chinas veranlaßte im Jahre 1857 den zweiten Opiumkrieg, an dem auch Frankreich teilnahm. Auch dieser endete ungünstig für China, das unter anderem die weitere Opiumeinfuhr gestatten mußte. Erst im Jahre 1876 gelang es China, die Einfuhr zu drosseln und mit hohen Zöllen zu belegen. China baute nun selbst Opium in großen Mengen an, so daß der Verbrauch auf 18 Millionen Kilogramm im Jahre stieg. Die Chinesen verbreiteten das Laster der Opiumsucht überall, wo sie hinkamen, namentlich in den Vereinigten Staaten, in denen in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Zahl der Opiumraucher auf 40.000 geschätzt wurde. Die äußerst unerquicklichen Zustände, die durch die Opiumübererzeugung und durch den Schmuggel bedingt waren, veranlaßten eine Reihe von Mächten, im Jahre 1909 auf einer Konferenz in Schanghai internationale Maßnahmen zur Bekämpfung des Uebels auszuarbeiten. Diese Vorschläge führten im Jahre 1912 zum Abschluß der sogenannten Haager Opiumkonvention. Hier wurden Opium und Kokain der internationalen Reglementierung unterworfen. Nachdem diese Bestrebungen dann im Weltkriege eine jähe Unterbrechung erlitten hatten, wurde in den „Friedens“-Verträgen (Versailler Vertrag I, 13) bestimmt, daß alle beteiligten Mächte dem Haager Abkommen beizutreten hätten. Die Ausführung wurde dem Völkerbund übertragen, der anfangs November 1924 eine Opium-Vorkonferenz nach Genf berief, deren Arbeiten aber zu keinem praktischen Ergebnis führten. Im Dezember trat dann die eigentliche oder zweite Opiumkonferenz zusammen, die bis in den Februar 1925 hinein tagte und an der auch Amerika, das sonst dem Völkerbund ferne steht, teilnahm. Die Amerikaner verlangten, daß die Erzeugung und Einfuhr von Betäubungsmitteln, deren Gebrauch zu einer Gewöhnung

wird (habitforming drugs), eingeschränkt werde auf das Ausmaß des Bedürfnisses für medizinische und wissenschaftliche Zwecke. Und speziell in bezug auf das Opium verlangten sie, daß der Anbau von Mohn, die Erzeugung des rohen Opiums und die Produktion von Kokablättern, aus denen Kokain erzeugt wird, binnen 10 Jahren abgeschafft werde, und zwar so, daß die Erzeugung und die Verteilung dieses Rauschgiftes jährlich um 10% verringert werde. Da sich aber die Amerikaner



Hokusai Kutsushika: Rauchende Holzträgerinnen
(Japanischer Farbholzschnitt aus der Auktion der Galerie Helbing, München)
(Aus der Tabaksammlung der Zigarettenfabrik Garbaty)

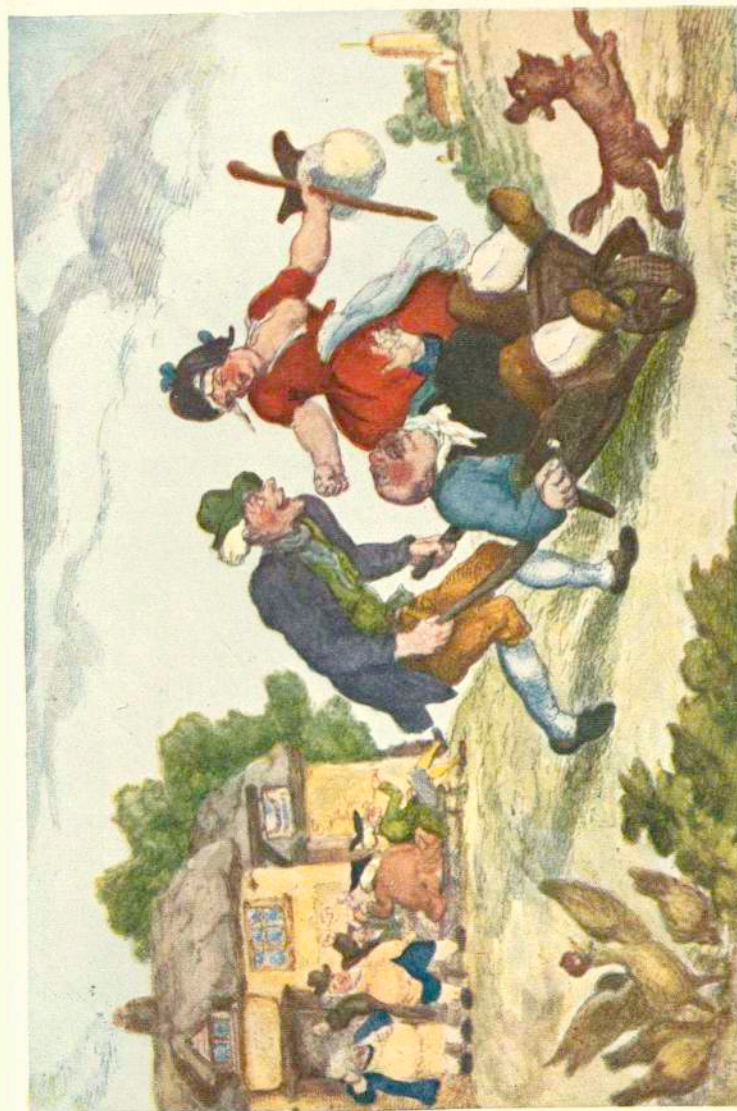
in ihrem Kampfe gegen den zähen Widerstand der mohnbauenden und opiumerzeugenden Länder bei der Konferenz nicht genügend unterstützt sahen, verließen sie dieselbe unter Protest. Es will also die Einschränkung und allmähliche Unterdrückung der Erzeugung und des Verkaufes von Opium, dieses Rauschmittels, das im Leben der ostasiatischen Völker eine so verhängnisvolle Rolle spielt, aber auch bei den Völkern der weißen Rasse, insbesondere nach dem Kriege, sich sehr verbreitete, anscheinend nicht gelingen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die Opiumseuche, die in Amerika und

England, insbesondere aber auch in Frankreich schon seit Jahrzehnten grassiert, nach dem Zusammenbruch auch nach Deutschland und Oesterreich getragen wurde.

Nach Frankreich wurde das Opium von den eigenen Landsleuten aus Indochina eingeführt und fand bald in allen Gesellschaftsschichten Eingang. Besonders in den Hafenstädten Brest, Toulon, Marseille, Bordeaux, Cherbourg und Le Havre, so berichtet R. H. Laarss²³), nahm der Opiumimport einen immer größeren Umfang an, und es ist ein offenes Geheimnis, daß im Anfang dieses Jahrhunderts das Opiumrauchen in den Kreisen der französischen Marine in erschreckender Weise um sich gegriffen hatte. Matrosen und Unteroffiziere versammelten sich in den obskuren, vornehmlich der Prostitution dienenden Kaffeehäusern dieser Hafenstädte, um hier heimlich dem geliebten Opium zu frönen und während oder vor dem Rauchen sich von den meist zigeunerischen Inhaberinnen fellatristisch befriedigen zu lassen (V. Areco, Das Liebesleben der Zigeuner, Leipzig 1910, 282). Die auffällige Zunahme der Unfälle in der Kriegsmarine, die sich in diesen Jahren in den französischen Häfen ereigneten, wurde von Kennern der Verhältnisse zum größten Teil der Verbreitung des Opiums in den Kreisen der Offiziere und Mannschaften der Flotte zugeschrieben. Der französische Marineminister sah sich gezwungen, im Verein mit dem Ministerium für Volksgesundheit mit außerordentlicher Strenge einzuschreiten, um die weitere Verbreitung dieses Lasters zu unterbinden (Laars, a. a. O.). Zu diesen dem Opiumteufel verfallenen Marineoffizieren gehört der berühmte französische Romanschriftsteller Claude Farrère, der — sein bürgerlicher Name ist Bargon — durch längere Zeit als Schiffsoffizier in Ostasien stationiert war, wo er die Wirkungen des Opiums an der Quelle zu studieren reichlich Gelegenheit fand. Und „Opium“ (Fumée d'Opium) war auch das erste Buch, mit dem Farrère, wie Hanns Heinz Ewers im Vorwort zur deutschen Ausgabe mitteilt²⁴), vor

²³) R. H. Laarss, Dämon Rausch, Leipzig, 1925.

²⁴) Claude Farrère, Opium, München, 1920, Hanns Heinz Ewers schrieb das Vorwort zur deutschen Ausgabe.



Thomas Rowlandson: Der Zecher Heinfahrt
(National-Bibliothek, Paris)

Viel Erkenntnis, aber wenig Einnahme.

Ich schon tausendmal einkaufet,
Hab ich mich doch noch auf den Taffel
Und magst dich auch die Orben lassen,
Es thut im Handel kein Fall mir weh,
Kein grünes Votum hier auf Erden
Ist, das vor mir nicht durch verschwinden
Ich endlich muß mein Leben enden
Mit Wasser saffen wie ein Pferd.

So lang ich kann die Lyben schaffen,
Lag ich mich schlaffen will und zeit,
Denn wer nicht schlafft der lebt auch nicht,
Wer lang will leben, gar nicht schlaffen.



Deß verfluchten Bannes saure,
Hilf du Weib mich sitzen lassen.

Die volle Flaschen, macht leere Taschen.

Leut, untertänig, rufe, Zerfetzet,
Starr Augen trüben und rot,
Kleid, Hut, Hüftstuck, L. u. u. Lock,
Die Perück, kann, angesetzt.

Kein Verstand, Wit, Kraft, Müssen
Sind, bey diesem Tollen Stand,
Welchs die Zwor, unsterblich
Doch, grad in Spinn, kniffen.

Satirische Darstellung der Folgen des übermäßigen Trinkens (XVIII. Jahrhundert)
(Germanisches National-Museum, Nürnberg)

die Oeffentlichkeit trat und in dem er uns in vorzüglicher Weise die Freuden und Qualen schildert, die er durch das Opium am eigenen Leibe kennen gelernt hat:

„Oh, das Glück zu empfinden, wie man sich von Sekunde zu Sekunde weniger von seinem Körper gefesselt fühlt, wie man immer weniger menschlich wird und wie man sich allmählich von dem Irdischen ablöst. Den freien Flug des Geistes und der Seele zu beobachten, die sich von der Materie losgerungen haben; die geheimnisvolle Vervielfältigung aller edlen Fähigkeiten, der Intelligenz, des Gedächtnisses, des Schönheitssinnes in sich zu beobachten. Einfach durch den Genuß einiger Pfeifen den Helden, den Aposteln, den Göttern sich ebenbürtig zu fühlen; ohne jede Anstrengung den Gedanken des Newton zu begreifen, das Genie eines Napoleons beherrschen, die Geschmacksfehler eines Praxiteles verbessern zu können. In dem erweiterten Herzen Raum für alle Tugenden, alle Güte und Liebe zu haben; den Himmel und die Erde mit gleicher Inbrunst zu umfassen, für Feinde und Freunde, für gute und böse, glückliche und elende Menschen die gleiche Güte und Hingebung zu empfinden: — gewiß, die Seligkeiten, die der griechische Olymp und das Paradies der Christen ihren Auserwählten versprechen, ist kaum mit solch vollkommenem Glück zu vergleichen. Ich aber genieße diese Seligkeit . . .“

In noch größere Fülle, Weite und Phantastik dieser toxisch traumhaften Gebilde, so drückt sich K. Birnbaum²⁵⁾ aus, führt uns jener Mann, für den das Opium zum grausam beherrschenden Lebenselement wurde, das ihn in gleicher Weise bereicherte wie verarmte, ihm neben beglückendem und beängstigendem Erlebnisreichtum schweren körperlichen und seelischen Verfall, neben der Krankheit das Weiterleben des Namens über den Tod hinaus, neben dem Verlust der seelischen Energien für das praktische Leben den Stoff für originelle Geistesschöpfungen verlieh. Es ist Thomas de Quincey (1785 bis 1859), der „Opiumesser“. Quincey war der erste, der sich öffentlich zum Opiumgenuß bekannte und seine Beobachtungen und Erfahrungen in den „Bekanntnissen“ (Confessions

²⁵⁾ Karl Birnbaum, Psycho-pathologische Dokumente. Selbstbekanntnisse und Fremdzeugnisse aus dem seelischen Grenzlande, Berlin, 1920.

of an English Opium-Eater)²⁶⁾ und später noch in den „Suspiria de profundis“ niederlegte. Die „Bekanntnisse“ enthalten übrigens eine Liebesgeschichte, die zu den größten Meisterwerken der englischen Literatur zählt. Uns interessieren aber vor allem die Mitteilungen des Autors als „Opium-Esser“. Er hatte, nach einer abenteuerlichen Jugend, sich mit Leidenschaft dem Opiumgenusse ergeben und brachte es allmählich bis zu der schrecklichen Dosis von 2000 Tropfen Opiumtinktur täglich! Man versuchte, ihn davon zu entwöhnen, er machte eine sehr harte Kur mit und wurde dann wiederum rückfällig, um es nunmehr auf 8000 Tropfen als tägliche Dosis zu bringen. Er wurde trotzdem alt, machte nochmals eine Entwöhnungskur mit und verlebte die letzten Jahre seines Lebens als überzeugter Prediger gegen die schädlichen Wirkungen des Opiums. In seinem Buche schildert er vor allem die Visionen, die ihn nach dem Genuße des Opiumextrakts „Laudanum“ befielen:

„Nachts, wenn ich wach in meinem Bette lag, schritten endlose Prozessionen in düsterem Pomp an mir vorüber . . . Zu gleicher Zeit änderten sich auch meine Träume. Sie öffneten plötzlich und erhellten in meiner Stirn ein Theater, in dem nächtliche Schauspiele von mehr als irdischer Pracht aufgeführt wurden . . . Die Empfindung des Raumes und der Zeit waren beide in sonderbarer Weise erregt. Gebäude, Landschaften usw. standen in so ungeheuren Proportionen vor mir, wie sie das menschliche Auge sonst nicht umfassen kann. Der Raum schwoh an und nahm unaussprechliche Weite an. Dies beunruhigte mich jedoch nicht so sehr als die ungeheure Ausdehnung der Zeit. Zuweilen schien es mir, als hätte ich in einer einzigen Nacht siebzig oder hundert Jahre gelebt. Ja manchmal hatte ich das Gefühl, als seien tausend Jahre in der Zeit vergangen oder jedenfalls eine Dauer, die die Grenzen menschlicher Erfahrung überschreitet. . . . ich sah pomphafte Städte und Paläste, wie sie nie ein wachendes Auge, oder vielleicht höchstens einmal in den

²⁶⁾ Es gibt zwei vorzügliche Uebersetzungen dieses Werkes, das erstmalig 1821 erschienen ist, die eine von Hedda und Arthur Möller-Bruck, Berlin, 1902, die zweite im Verlag von J. C. C. Bruns, Minden, als Teil des 2. Bandes der Werke Charles Baudelaires („Die künstlichen Paradiese“, „Opium und Haschisch“), übersetzt von Max Bruns unter dem Titel „Ein Opium-Esser“.

Abendwolken, wahrgenommen hat . . . Ich wurde für Jahrtausende mit Mumien und Sphinxen in Steinsärgen, in engen Kammern, in den Eingeweiden ewiger Pyramiden bestattet. Krokodile küßten mich mit giftigen Küssen. Ich lag unter unaussprechlich häßlichen, weichen Massen zwischen Urschilf im Schlamm des Nils . . .“

Dabei bezeichnet Quincey die vorstehende Schilderung nur als „eine blasse Abstraktion seiner orientalischen Träume“. Lust und Qual gewährt das Opium, aber es beschenkt auch mit Visionen von einer Erlebnisfülle, die der Alltag nie gewährt. Davon weiß auch der englische Dichter Coleridge (1772 bis 1834) in seinen Tagebüchern viel zu sagen, wie sich sein Biograph Brandl ausdrückt: „Lange Reihen abgerissener Ausrufe, halb großartig, halb lallend, voll schwellender Augenweide und peinlicher Beklemmung“, die Brandl als Reflexe der Opiumhalluzinationen auffaßt:

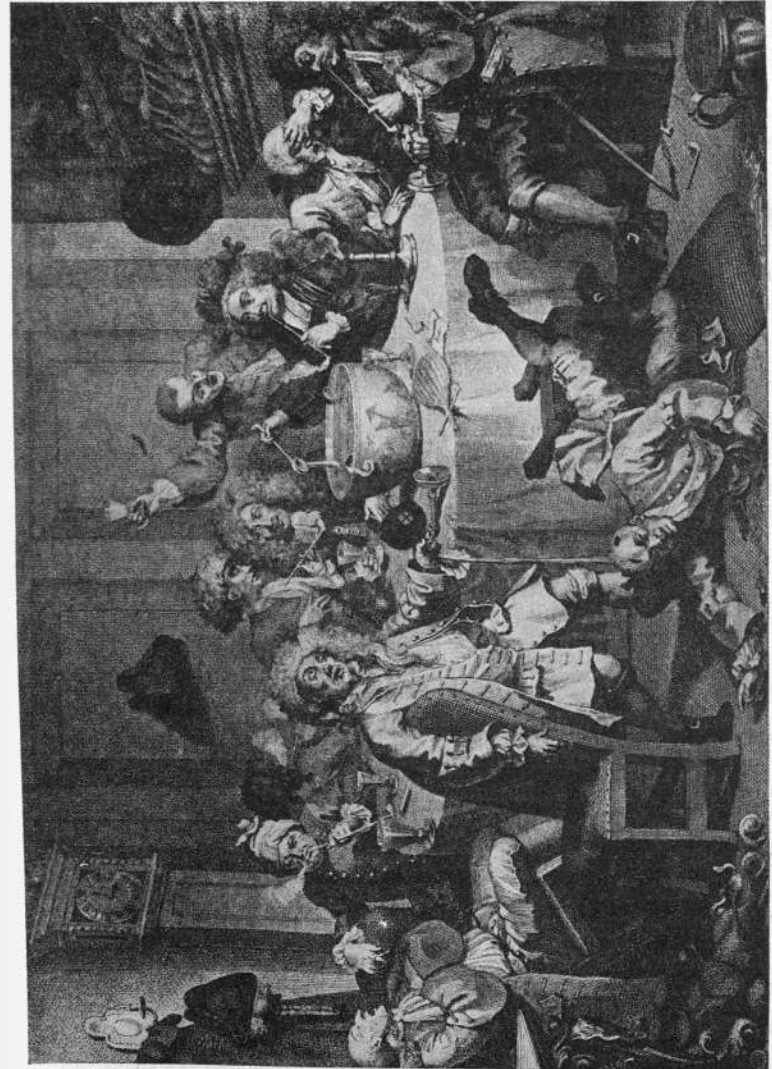
„O Mensch, du halbtoter Engel —
Ein dämm'riges Licht — ein purpurner Blitz —
Kristallischer Glanz — Licht — blau — grün
In jener ewigen und wahnwitzigen Pein —
Zornesflammen — innere Trostlosigkeit —
Große Dinge — auf dem Ozean, äffen Unendlichkeit — —“

Auch der geniale Dichter Amerikas Edgar Allan Poe gehört zu den Sklaven und „Dichtern des Opiums“. Viele seiner Schöpfungen tragen, worauf Laarss mit Recht hinweist, so deutlich die charakteristischen Merkmale der Opiumvisionen an sich, daß man leicht erkennt, in wie hohem Grade er vom Genusse des Opiums abhängig war. Und was Baudelaire, der begeisterte Verkünder Poes, zur Kennzeichnung bestimmter seiner Dichtungen sagt:

„Bisweilen öffnen sich plötzlich, übersättigt von Farbe und Licht, kräftige Durchblicke in seine Landschaften und man sieht im Grunde ihrer Horizonte orientalische Städte auftauchen und Architekturen, in Dunst gehüllt durch die Entfernung, und die Sonne gießt Ströme von Gold darüber aus — — —“
das ist nicht mehr bloß eine Kennzeichnung Poescher Werke, auch nicht Poescher Opiumwerke, sondern der Opiumtraumgebilde schlechthin. (Birnbaum, a. a. O. 33.)

Es geht beim Opium wie bei jeder chronischen Vergif-

tung. Nach einigen Jahren „paradiesisch verklärter innerer Ruhe“, nach einem sicher reichen inneren Lebensgewinn, voll-



William Hogarth: Gelage

kommene „innere Trostlosigkeit“. Für diesen Zustand sind Quinceys Aeußerungen bezeichnend:

„Doch geht das, was sein Geist als möglich annimmt, weit über seine Kraft, aber nicht allein über die Kraft der Ausführung, sondern auch über die, es nur zu versuchen . . . Er verflucht den Zauber, der ihn gefesselt hält, er würde sein Leben dahingeben, könnte er jetzt nur einmal aufstehen und gehen. Doch ist er kraftlos wie ein Kind und kann nicht einmal den Versuch machen, sich zu erheben . . . Der Zustand von Trübsinn, der auf glänzende Schauspiele folgte und der zum mindesten bis zur völligen Finsternis sich steigerte, wie sie mit einer zum Selbstmord treibenden Verzweiflung verbunden ist, läßt sich auch nicht annähernd mit Worten schildern.“

Das ist das tragische Ende jedes dem Opium verfallenen Menschen. Unerbittlich folgt den Opiumwonnern „die bittere, reuedurchflochtene Not des materiellen und geistigen Ichs“.

Merkwürdig ist nur, daß sich de Quincey ebenso wie Coleridge und Poe über die sexuellen Wirkungen des Opiums vollkommen ausschweigen und wir bei allen dreien keinerlei Schilderungen sexueller Phantasien finden. Was um so ungreiflicher erscheint, als wir wissen, daß das Opium wie Haschisch, Aether und Kokain, nach kurzer Zeit des Genusses sexuelle Vorstellungen und Phantasien höchst seltsamer Art, verbunden mit merkwürdigen Wollustgefühlen, hervorruft, die allerdings bei längerem Gebrauche aufhören, um am Ende eine völlige Vernichtung der Geschlechtsfähigkeit, ja eine vollkommene sexuelle Gleichgültigkeit herbeizuführen, die selbst das geliebte Weib ruhig einem Dritten überläßt. „Die sexuell erregenden Wirkungen des Opiums“, berichtet Delfau nach eigenen und fremden Erfahrungen in seinem „Manuel des maladies des voies urinaires“²⁷⁾, hören nach 15 bis 20 Pfeifen auf, bei 25 oder 30 werden die Erektionen unvollständig und hören jenseits der 40 trotz energischer direkter Stimulierung gänzlich auf.“ Während nun der habituelle Opiumraucher gegen alles andere abgestumpft wird und nur einen Genuß kennt, dem gegenüber ihm jede andere Leidenschaft reizlos erscheint — den Opiumgenuß, steigert, wie ärztliche Beobachtungen ergaben, das Opium den Geschlechtstrieb des Weibes in außergewöhnlichem Maße. Erfahrungen, die wir auch von Farrère

²⁷⁾ Zitiert nach Bloch, Die Prostitution, I. Bd., 135.

in seinem Opiumbuche in reizvoller, fesselnder Art geschildert finden:

„Jetzt war es die Raucherin, die den Bambus zum Munde



Kupferstich aus der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts
(Germanisches National-Museum, Nürnberg)

führte. Nachdem sie den Duft gierig eingesogen, streckte sie sich lang aus wie eine Katze und bewegte sich auf den Händen und Knien laufend voran. Ihr aufgehaktes japanisches Gewand schleppte hinter ihr und streifte über die ruhenden Körper der jungen

Männer hin, die so dicht beieinander lagen, daß es nicht leicht war, zwischen ihnen durch den Weg zu finden. Aber das Opium erregt die weiblichen Nerven in unerhörter Weise und erfüllt die Raucherin mit nicht zu unterdrückenden sinnlichen Gelüsten und es war daher keineswegs eine Matte, die das junge Weib suchte, um darauf zu ruhen. Einen Augenblick zögerte sie. Die vor ihr ruhenden Körper der jungen Männer zeugten alle drei von Gewandtheit und Kraft. Timour, dessen Augen sich geschlossen hatten, fühlte plötzlich, wie zwei warme Arme unter seine Schultern herglitten und den glühenden Kuß eines Mundes, der sich in den seinen einsog. Zuerst nahm er kaum Notiz davon und blieb völlig kalt — denn im Gegensatz zu seinem Einfluß auf das weibliche Geschlecht beruhigt das Opium die Sinne des Mannes und fesselt sogar seine Mannbarkeit. Er träumte . . . er dachte an dies und das, an unzählige andere Dinge. Aneyr (der zweite junge Mann) hatte sich gleichgültig erhoben, um zur Abwechslung sich mit einer Zigarette zu unterhalten. Itala (der dritte Jüngling) rauchte. Die Zeit verfließt. War's eine Stunde oder eine Minute? Langsam erwachen die gefesselten Sinne Timours. Er erwidert die Liebkosungen des zärtlichen Mädchens und halblaut, wie träumend entschlüpfen ihm die Worte: „Aneyr, schlafe. Ich habe Lust auf sie. Sieh nicht hierhin.“ Und die vom schwarzen Rauche schwere Stimme Aneyrs antwortet: „Warte bis ich mit meiner Zigarette fertig bin.“ Aber aufgerüttelt durch die Stimme dessen, den sie vor allen andern bevorzugt, reißt sich das Mädchen von Timour los und wirft sich leidenschaftlich in Aneyrs Arme. Er ist aufgesprungen und hält sie umschlungen. Ihr ganzer Körper zittert vor Leidenschaft, während Aneyr überrascht und unfähig vor ihr steht. Endlich lassen sich beide auf einen in der Nähe stehenden Divan nieder. Timour nimmt keine Notiz von ihnen; er scheint sie ganz vergessen zu haben und nimmt ruhig seinen Platz neben der Lampe, Itala gegenüber, wieder ein. Sie fahren beide fort zu rauchen und bemerken nicht, was in ihrer nächsten Nähe vorgeht, weder das verräterische Krachen des Divans, noch das immer schwächer werdende Seufzen des jungen Weibes, das von dem Geliebten nicht befriedigt wird.“

Diese durch chronischen Opiumgenuß auftretende Impotenz bringt es mit sich, daß die Opiumraucher es zum Schlusse gar nicht auf eine örtliche sexuelle Erregung abgesehen haben, als vielmehr auf das Hervorrufen wollüstiger Träume, „eine Wunderkraft des Opiums“, von der auch Farrère entzückt ist, da sie ihm die Fähigkeit verliehen hat, „sobald ich es wünsche, vor meinem inneren Auge jene frühere selige

Zeit erstehen zu lassen, wo dein süßer Leib mir, nur mir allein



Der neue Wein

(Farbige Lithographie aus den „Caricatures populaires“ 1812-30 der Pariser National-Bibliothek)

angehörte . . . In der Erinnerung der Wonnen, die du mir geschenkt, und in der Hoffnung auf die Zukunft, wo du mir

wieder angehören wirst, vergesse ich, daß du dich heute einem andern gegeben hast. Mehr, ich zürne dir sogar deshalb nicht. Es ist die Zauberkraft des Opiums, die mich mit solchem Gleichmut erfüllt“.

Ueber diese Art der sexuellen Phantasien der Opiumraucher, die, wie Bloch in seinem „Sexualleben unserer Zeit“ (Berlin 1903) so richtig sagt, den Charakter eines unbestimmten und durchaus nicht drängenden geschlechtlichen Sehnsens tragen, unterrichtet uns A. Wernich²⁸⁾ in vorzüglicher Weise:

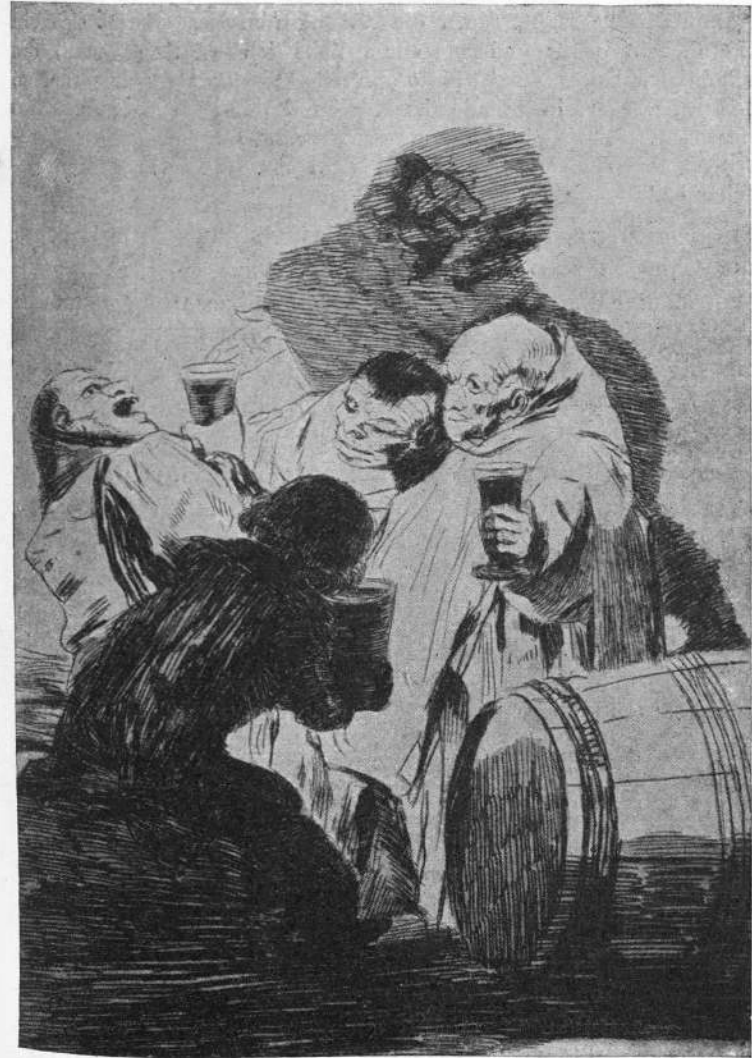
„Es braucht gar nicht zur Befriedigung zu kommen, man ist fast abgeneigt, die schönen Bilder durch ein begrenztes zu ersetzen. Es jagen sich alle freudigen sexuellen Ereignisse des Lebens in eigenartiger Flucht und Vermischung. Lockende Gestalten, denen man sich nur von weitem hat nähern können, stellen sich in den reizendsten Stellungen dar. Oft ist man selbst gar nicht beteiligt; schöne Weiber, die man an irgend einem Teil der Welt, auf Theatern usw. sah, begegnen sich vor unseren Augen mit den geliebtesten Gespielen unserer Jugend. Alles, was die Erinnerung und der Halbtraum herbeiführt, ist nackt, glänzend, zärtlich, schmeichlerisch — und für uns allein; für mich diese Gruppierungen, diese Quellufer mit badenden Gestalten, diese Winke, diese Umarmungen.“

Drum sagt ein altes chinesisches Sprichwort: „Die Liebe ist Opium, Opium ist die Liebe, und alle beide tragen dazu bei, das Leben erträglich zu machen.“ Es ist daher auch leicht zu begreifen, daß die meisten chinesischen Bordelle Einrichtungen zum Opiumrauchen haben und umgekehrt sehr viele Opiumhäuser Gelegenheit zum Geschlechtsgenuß bieten. In jedem Zimmer eines chinesischen Bordells findet drum der Gast eine Opiumpfeife, die ihm von der Dirne zubereitet wird und aus der er vor dem Koitus zur Beförderung der Erektion einige Züge raucht. Solcher „öffentlicher Stätten des selbstvergessenen Genusses“ (Wernich, a. a. O. 48) gibt es in China eine unübersehbare Menge, von den Opiumhöhlen niederster Sorte bis hinauf zu den luxuriösesten eingerichteten Rauchsalongen.

„Ich habe“, so erzählt uns Farrère, „in Kanton die verrufensten Lokale aufgesucht, in denen ich mehr als einmal in Gefahr

²⁸⁾ A. Wernich, Geographisch-medizinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde, Berlin, 1878, 48 ff.

war, durch das Messer der fremdenfeindlichen Eingeborenen aus



Francisco de Goya: Niemand hat uns gesehen
(Aus dem Radierungszyklus „Los Caprichos“ 1803)

meinem Rausche in den Tod geschickt zu werden. Ich habe die eleganten Rauchsalongen Pekings kennen gelernt, wo wie Idole ge-

schmückte schöne Frauen die Wirkung des Opiumrausches durch Gesang und wollüstige Tänze erhöhen. Ich habe in jenen exklusiven Räumen verkehrt, in denen die Aristokraten des Geistes sich ein Stelldichein geben und wie diese liebe ich es, den Genuß des flüchtigen Salzes durch philosophische Plaudereien zu erhöhen. Ich habe sogar einige Male die Höhlen des Lasters aufgesucht, wo der Genuß des Opiums nur als Vorwand zu den geilsten Ausschweifungen dient, die wir mit dem Ausdruck Satanismus bezeichnen.“

Die erotischen Genüsse, die das Opium gewährt, haben die Chinesen auch zur Scheidemünze einer einträglichen Industrie umgewertet in Gestalt der Blumenboote, der „Blumenschunken“, die, wie der Italiener Mario Appelius in seinem aus Singapore datierten Reisebericht im „Popolo d'Italia“ (Jan. 1925) schildert, einen Kilometer von Singapore entfernt, im morastischen Wasser des Tandjong Pagar verankert liegen. Es sind nichts anderes als auf Booten montierte, schwimmende „Teehäuser“, die reichvergoldet und mit allem Prunk des Ostens ausgestattet sind, in denen die „Musmes“ als Spenderrinnen des Opiums und der Liebe ihres lebensverschönernden Amtes walten. Sind genügend Vergessenheit suchende Gäste an Bord, so lichtet die Dschunke die Anker und gleitet geräuschlos und träge auf dem toten Wasser zwischen Bambus- und Schilfrohren des Pagar hin. Die Priesterinnen der Liebe und des Opiums hocken festlich geschmückt und bemalt auf ihren Stühlen. Die Stunde des Rauchens ist gekommen. „Die Dienerinnen der Wollust, nicht eine, sondern alle raffinierten Lüste der Welt gleiten demütig zur Seite der Lagerstätten der Gäste nieder, nachdem sie wie zu einer chirurgischen Operation auf einem Lacktischchen die komplizierten winzigen Rauchutensilien sauberlich geordnet haben . . .“

Wie schon an einer früheren Stelle erwähnt worden ist, wurde das Opium und damit auch die Opiumsucht von den Chinesen nach Amerika gebracht. Und es dauerte nicht lange, daß auch in San Franzisko und New-York von Chinesen geleitete Bordelle erstanden, in denen des Opiumgenusses in höchstem Maße gefrönt wurde. Daß dies heute noch geschieht, beweisen die Bemühungen der Amerikaner, dem hauptsächlich in

den Großstädten grassierenden Opiumlaster ein Ende zu setzen. Wie Bierhoff²⁹⁾ schon 1910 hinwies, verfallen auch die aus Europa stammenden Prostituierten in kurzer Zeit dem Opium.



Félicien Rops : Die Absinthtrinkerin (Kohlenzeichnung)

Vor allem aber die weißen Bordellmädchen des New-Yorker

²⁹⁾ Frederic Bierhoff, Die Prostitutionsfrage in New-York (Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, X., 1910, 257 ff.).

Chinesenviertels („Chinatown“), die, trotzdem sie alle geborene Amerikanerinnen sind, unter dem chinesischen Einfluß — sie tragen auch chinesische Kleidung — zu enrägierten Opiumraucherinnen werden.

Doch nicht nur in Amerika gibt es Opiumhöhlen in beängstigender Zahl, auch in Europa sieht man trotz Morphium und Kokain auch heute noch „inselartig“ Liebhaber für das Opium auftauchen. Wenn es in Frankreich damit auch nicht mehr so arg bestellt ist wie zu Beginn unseres Jahrhunderts, so gibt es auch heute noch in Paris manche heimliche „fumerie“, so in der Rue Pergolese (im vornehmsten Villenviertel), hinter der Kirche St. Augustin, bei der Trinité, im Etoileviertel, in der Nähe des Park Monceau usw., von denen Franz Farga³⁰⁾ Interessantes zu erzählen weiß:

„Eine künstlich verdunkelte Halle, ein Korridor sodann, auf dessen dickem Teppich man lautlos dahingleitet, hinter einem Tonkinesen, der einen schweren Vorhang zur Seite schiebt. Eine Flucht von kleinen Räumen, wie die Kabinen einer Badeanstalt, wird sichtbar, derart geordnet, daß man durch eine Tapetentür in das eigentliche Heiligtum eintreten kann. Man kleidet sich in der Kabine vollständig aus und schlüpft in einen kühlen, seidenen Kimono, dann tritt man in diese zweite Halle, die beinahe ganz verdunkelt ist und in der ein eigentümlicher, süßer, schwerer, aber keineswegs beklemmender Dunst wogt, ein Dunst, der dem Raume jahrelang anhaftet und dem Kundigen sofort verrät, wo man sich befindet . . .“

Weniger vornehm sah es in jener „Opiumhöhle in Wien“ aus, über die im vorigen Jahre ein Anonymus V. S. in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ Einzelheiten mitteilte. Der Besucher war insbesondere über die primitive Einrichtung des „Salons“ enttäuscht, „der so gar nichts von einer Opiumhöhle an sich hatte“. Ein großer Glasluster warf sein nüchternes Licht auf acht Matratzenbetten, die flüchtig aufgeschlagen waren und den Eindruck wach werden ließen, daß es sich hier um ein Massenquartier für Obdachlose im Frack handle. Mit ihm waren allerdings auch zwei Damen angekommen, die, nachdem die Dame des Hauses die Opiumpfeifen in Brand gesteckt

³⁰⁾ Franz Farga, Künstliche Paradiese (Bohemia, 1925, 29. März).

hatte, alsbald in wollüstiger Ekstase stöhnten. Und wie hier in Wien, so gibt es auch in Berlin, in Hamburg usw. „Anreißer“ und „Schlepper“, die es verstehen, Kunden für die gut versteckten Opiumhöhlen zu gewinnen. Je mehr die Potenz des Opiumrauchers sinkt und erlischt, desto abnormer gestaltet sich seine sexuelle Phantasie und sein Geschlechtsleben. Drum mag



Daumier: Kuppler Alkohol

H. Libermann³¹⁾ möglicherweise recht haben, wenn er die Verbreitung der Homosexualität in China auf den Opiumgenuß zurückführt, insofern, als durch die anfänglich enorm gesteigerte Geschlechtstlust infolge des Opiumgenusses Exzesse veranlaßt werden, die meist widernatürlich sind, weil der normale Geschlechtsverkehr die abgestumpften Sinne nicht mehr

³¹⁾ H. Libermann, Les fumeurs d'opium en Chine. Etude médicale, Paris, 1862, 48 ff.

zu befriedigen vermag. Wie dem immer auch sei, sicher ist, daß, wie in China der Opiumgenuß in den Bordellen für Homosexuelle üblich ist, es in Paris außer den Opiumlokalen für Männer auch ein Opiumhaus für homosexuelle Frauen gibt, das, wie Schwaeblé³²⁾ berichtet, in engster Verbindung mit einem Bordell und Absteigquartier für Tribaden steht. Das Haus ist vier Stockwerke hoch. Im Parterre sind die Zimmer der beständig dort wohnenden Prostituierten, der erste und zweite Stock dienen als Absteigquartier für Zwecke der lesbischen Prostitution und der dritte wird von der Wirtin bewohnt. Das vierte Stockwerk endlich ist für die Opiumraucherinnen bestimmt, die nach Mitternacht dorthin kommen und von anamitischen Dienerinnen empfangen werden. Sie entkleiden sich, hüllen sich in ein Peignoir und begeben sich dann in den gemeinsamen, von einigen chinesischen Laternen diskret beleuchteten Saal, wo sie nach Schwaeblé, der sich mit eigenen Augen davon überzeigte, mit den lesbischen Prostituierten unter Zuhilfenahme des Opiumrausches die tollsten Orgien feiern.



Daumier: Zur Erwärmung

³²⁾ René Schwaeblé, *Les détraquées de Paris. Etudes documentaires*, Paris, 1905, 20 ff.



Die ländliche Schenke
Kolorierter französischer Kupferstich aus dem XIX. Jahrhundert
(Aus einer fürstlichen Privat-Galerie in Deutschland)

Dem Opium nahe verwandt und in seinen wohltuenden und beglückenden wie in seinen heimtückischen und existenzzerstörenden Wirkungen ihm gleichkommend ist sein Alkaloid, das Morphium. Es war ein deutscher Apotheker, dem es im Jahre 1804 gelang, aus dem Opiumsaft ein Alkaloid darzustellen, welches infolge seiner schmerzaufhebenden und schlafmachenden Wirkung zu einem Segen für die leidende Menschheit werden sollte: Friedrich Wilhelm Sertürner, geboren am 19. Juni 1783 in Neuhaus bei Paderborn als Sohn eines aus Oesterreich stammenden Ingenieurs und Landbauinspektors. Zunächst ebenfalls der Baukunst zugeneigt, ergriff er, sechzehnjährig, nach dem frühen Tode seines Vaters in Paderborn die Apothekerlaufbahn. Von lebhaftem Forscherdrang erfüllt, beschäftigte er sich eifrig mit chemisch-pharmakologischen Untersuchungen und es gelang ihm, im Jahre 1804 bei der chemischen Analyse des Opiums einen an die Mekonsäure gebundenen alkalisch reagierenden Stoff zu isolieren, den er als das eigentliche „principium somniferum“ erkannte. Sertürner nannte diesen neu entdeckten Stoff „Morphium“ nach Morpheus, dem Gott des Schlafes und der Träume. Seine Veröffentlichung über diese Entdeckung blieb jedoch ziemlich unbeachtet. Im Jahre 1809 wurde ihm die Verwaltung einer Apotheke in Einbeck (Hann.) übertragen. Dort veröffentlichte er im Jahre 1817 nach jahrelangen, mühsamen Versuchen seine berühmt gewordene Arbeit „Ueber das Morphem, eine neue salzfähige Grundlage, und die Mekonsäure als Hauptbestandteil des Opiums“. In dieser Arbeit wies Sertürner nach, daß der Stoff, den der Pariser Apotheker Derosne ebenfalls schon im Jahre 1803 dargestellt und als Grundprinzip des Opiums bezeichnet hatte, nicht die wirksame Substanz war, sondern eine Verbindung des Morphiums mit der Mekonsäure. Diese bedeutsame Entdeckung brachte ihm das Ehrendoktorat der Universität Göttingen, und die Pariser Akademie erkannte ihm im Jahre

1831 den Monthyon-Preis zu.³³⁾ Sertürner erprobte sein dargestelltes Morphinum zunächst an Tieren. Aber die Versuche mögen wohl nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein, denn er machte bald einen heroischen Versuch an sich selbst. Die Maximaldosis war ihm natürlich noch nicht bekannt und so erlitt er denn eine ziemlich heftige Vergiftung. Ein tiefer Schlaf war die Folge und der Ausklang der Vergiftungserscheinungen.

Das Morphinum wurde anfangs innerlich genommen, seit der Erfindung der Woodschen Methode der subkutanen Injektion der Arzneimittel (1853) unter die Haut eingespritzt. Durch diese bequeme Art der Einverleibung wurde alsbald aus dem wundervollen Geschenke ärztlicher Kunst, aus dem schmerzstillenden Freunde Verwundeter und Leidender ein verhängnisvolles, Leib und Seele zerstörendes Gift. Die Morphinumsucht, die Morphomanie, griff, im Stillen wachsend, immer mehr um sich, bis das Uebel — die Kriege von 1864 und 1866 trugen nicht wenig dazu bei — allzu offenkundig wurde. Und man liest mit gruseligem Schauer von der Tatsache, daß damals — es war zur Assistentenzeit des berühmten Berliner Chirurgen Franz König in Göttingen³⁴⁾ — beim Kaffeeskats im Aerztekasino die Morphiumspritze von Hand zu Hand ging wie jetzt die Zigarettendose, und daß vielen der Jugendfreunde Königs der schwere Kampf mit den Abstinenzerscheinungen nicht gelungen sei. Ein trauriger Beweis gegen den auch heute noch vielfach bestehenden Irrglauben der Aerzte, daß sie der Morphinumsucht nicht verfallen könnten. Im Gegenteil. Die Aerzte stellen, wie wir einer Statistik Lewins (Phantastica, 79) entnehmen, ein hohes Kontingent zu den Morphinisten. In einer alle Länder umfassenden Zusammenstellung der letzteren waren 40,4% Aerzte und 10,0% Arztfrauen.

In Paris konnte um 1890 herum die Zahl aller Morphi-

³³⁾ G. Lockemann, Der Entdecker des Morphiums, Vortrag (Zeitschrift für angewandte Chemie, 1924, Nr. 30).

³⁴⁾ J. H. Schultz, Morphinismus (Berliner Tageblatt, 1925, 6. Mai).

nisten auf mindestens 50.000 veranschlagt werden, wovon etwa die Hälfte auf das weibliche Geschlecht entfiel. Kein Wunder, daß in Paris auch recht bald eigene Lokale für Morphinistinnen auftauchten, die, wie Schwaebélé (a. a. O. 37 f.) berichtet, sehr luxuriös ausgestattet waren und auch von homosexuellen Frauen und Prostituierten stark frequentiert wurden. Daß die Zahl der Morphiomanen nach dem Weltkrieg ungeheuer zugenommen hat — nicht nur in Paris — ist ein offenes Geheimnis. In die Beobachtungsstation des Wiener



Félicien Rops: Am Buffet (Kohlenzeichnung)

allgemeinen Krankenhauses wurden im Jahre 1925 nicht weniger als 24 männliche und 13 weibliche Morphinisten aufgenommen (Herschmann a. a. O.). In Zeiten körperlicher und seelischer Not ist der Anreiz zum Mißbrauch von Morphinum und anderen Rauschgiften von jeher besonders groß gewesen, wozu noch das Vertrautwerden vieler Kranken mit diesem Gifte kommt, das sie bereits während des Krieges bei Krankheiten kennengelernt haben. Dabei entspricht die Verteilung der an Morphinumsucht leidenden Kranken den bereits früher überall beobachteten Verhältnissen. Immer überwiegen

noch weit die Aerzte, Professoren, Apotheker, Literaten und Künstler. So ist leider die von Professor Lewin schon 1889 aufgestellte Voraussage allzusehr in Erfüllung gegangen: „Wenn es einmal gelingen sollte, das Morphin durch Synthese billig herzustellen, dann werden leider viele Millionen Menschen mehr Sklaven desselben sein, als jetzt dem Opium huldigen!“ Und in der Tat: „Fast über die ganze Erde lagert sich als junge Vorstoßkraft das Morphin, bequem, ohne Apparat verwendbar: eine Spritze, ein Fläschchen, eine dunkle Ecke und der eventuell auch bekleidete Arm oder der Oberschenkel. Die Nadel dringt durch. Kein verräterischer Duft wie nach Opium, kein Hindämmern, das die Ruhelage erfordert.“ (Lewin, Phantastica, 70.) Wie oft kann beobachtet werden, daß in der Ecke eines Kaffeehauses inmitten einer Gruppe verdrossener, stumpfsinnig vor sich hinblickender Freudenmädchen sich eines erhebt, im Waschraum verschwindet und nach einigen Augenblicken tänzelnd und aufgeräumt zurückkommt, mit blitzenden Augen und lachendem Munde. Die Pravaznadel hat diese rasche Wandlung herbeigeführt. Und gar oft wird die kleine Operation im Kaffeehaus selbst vorgenommen. Jedwede Vorsicht wird dabei außer Acht gelassen. Die „Süchtigen“ denken nicht an die Gefahren, die im Durchstechen der Kleider mit der Pravaznadel liegen, sie achten nicht der Abszesse, die überall entstehen und entstehen müssen, und daß sich ihr schlaffer Körper allmählich mit braunen Flecken, Beulen und entstellenden Narben bedeckt. Ich hatte vor wenigen Jahren Gelegenheit, bei einer Vortragskünstlerin die oberhalb des Nabels gelegene derart zugerichtete Bauchhaut zu untersuchen, da die Dame die nichts weniger als hübsch aussehenden, sie zeitweilig schmerzenden Narben entfernt haben wollte. Sie gestand mir, sich Jahre hindurch vor jedem Auftreten eine Morphiuminjektion in die Bauchhaut verabreicht zu haben, um, wie sie sich ausdrückte, „die Lebensgeister aufzufrischen“. Sie sei von einer Freundin auf das „Wunder wirkende“ Mittel aufmerksam gemacht worden und hätte der Neugier, die angenehmen Wirkungen desselben kennen zu lernen, nicht widerstehen können. Ein typisches Beispiel für eine der häufigsten



Ungarisches Antialkohol-Plakat aus der Zeit der Räteregierung
(Aus den Werbegraphischen Sammlungen Dr. Hans Sachs, Berlin-Nikolassee)

Ursachen des ersten Morphiumberauches: Verführung und Nachahmungssucht. Denn viel mehr noch als der Alkoholiker ist der Morphinist geneigt, seine Leidenschaft auf seine Umgebung zu übertragen. Andererseits sind es wieder die Frauen, die sich merkwürdig leicht zum Morphinismus verführen lassen. Vielleicht, so meinen A. u. F. Leppmann³⁵⁾, liegt die Lösung dieses psychologischen Rätsels in der weiblichen Neugier, welche gerade durch das Seltsame, Zauberhafte der Morphiumpwirkung ganz anders gereizt wird als durch die allbekannte Rauschwirkung der weingeistigen Getränke. Auch daß die Morphiumpwirkung ästhetischer, nicht so widerwärtig für Dritte anzusehen ist wie der Rausch, mag den Entschluß der Frau, zur Pravazspritze zu greifen, erleichtern. Sicher ist, daß der Morphinismus „en deux“ eine weite Verbreitung hat, und daß nicht selten auch die übrigen Haushaltungsgenossen, die Dienstboten und Kinder, mit hineingezogen werden. Erst im Jänner dieses Jahres machte eine Nachricht vom „Gift-hunger eines jungen Ehepaares“ durch die Wiener Zeitungen die Runde. Der Polizei war zur Kenntnis gelangt, daß ein junger beschäftigungsloser Chemiker durch seine Hausgehilfin Morphiump und Kokain in großen Mengen kaufen lasse, und daß es auch häufig vorkomme, daß das Dienstmädchen zu später Nachtstunde diese Einkäufe besorgen müsse. Die Kriminalbeamten hielten in der Wohnung Nachschau und der junge verheiratete Mann gab zu, seit längerer Zeit Morphinist zu sein. Die Medikamente habe er sich mit Rezepten verschafft, die er sich selbst ausgestellt habe. Er gab auch zu, seine Frau zum Morphiumpgenuß verleitet zu haben. Die Untersuchung ergab tatsächlich auch bei der Frau zahlreiche Injektionsspuren. Bei der in der Wohnung vorgenommenen Revision wurden zahlreiche Phiolen, die Morphiump enthalten hatten, dann leere Flaschen mit Signaturen von Morphiump, mehrere Injektions-spritzen, mehr als 100 Rezepte auf Morphiump und Kokain, die schon bezogen waren, und etwa 30 Rezepte, die für den

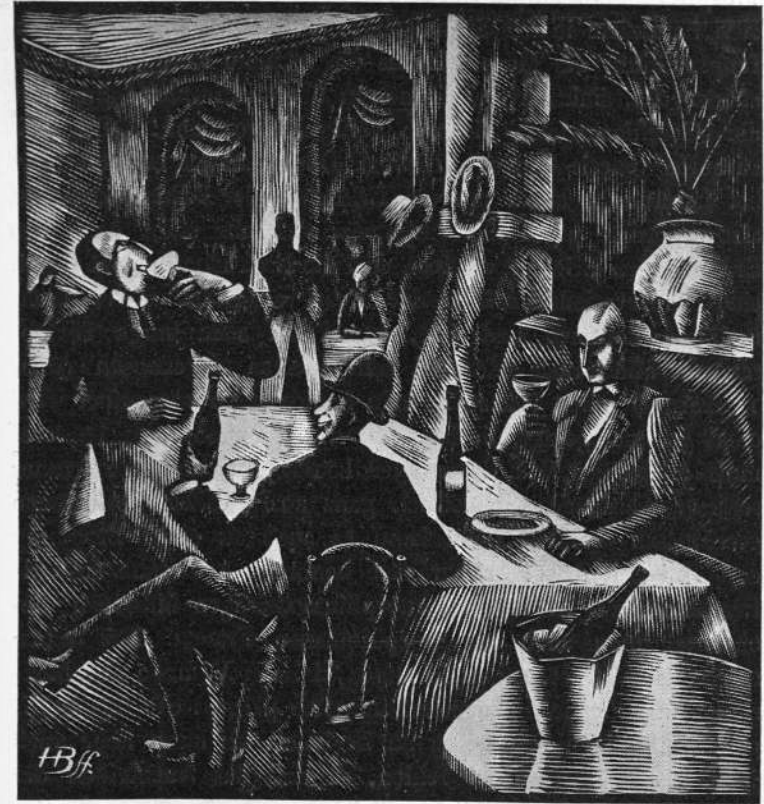
³⁵⁾ A. u. F. Leppmann, Alkoholismus, Morphinismus und Ehe. In: Krankheiten und Ehe, Hrsg. v. Senator und Kammerer., München, 1904.

Bezug vorbereitet waren, gefunden und beschlagnahmt. Das Ehepaar wurde auf die psychiatrische Klinik gebracht, der Chemiker dem Gerichte angezeigt. Der Fall zeigt deutlich die seelischen Gefahren, die dem Morphinisten drohen, wie außerordentlich groß die Einbuße ist, welche die Moral dieser Unglücklichen erleidet. Jedes Gefühl für Recht, für Ehrlichkeit und Wahrheit geht diesen Kranken verloren und willens-schwach und energielos sinken sie auf eine immer tiefere sittliche Stufe herab. Der Kranke, so schrieb schon 1887 Erlenneyer³⁶⁾, fälscht die Unterschrift seines Arztes auf Morphiumprezepten, er fingiert Namen von Aerzten und schreibt selbst Recepte, er belügt seine Frau, belügt seinen Arzt über die Quantität des gebrauchten Morphiums; er geht zur Entziehungskur und versichert auf Ehrenwort, kein Morphiump bei sich zu haben, muß aber bei der peinlichen Untersuchung seiner Effekten sich als ein Wortbrüchiger entlarven lassen, weil er in einem Rockkragen eingenäht, in einem zusammengelegten Hundertmarkschein versteckt, unter einem aufgeklebten Heftpflaster, unter der Pantoffelsohle verborgen, als Zahnpulver, in einer wohlriechenden Eau de Cologne-Flasche das seiner Ansicht nach unentbehrliche Gift einzuschmuggeln versucht hat. Es wird also hiebei ein staunenswertes Raffinement entwickelt, wie man es nur bei berufsmäßigen Schmugglern und Hochstaplern findet. Trotz dieser scheinbaren Dispositionsfähigkeit Morphiumsüchtiger möchten wir gleich Lewin den Morphinisten als geistig Kranken bezeichnen, und ihn dem beharrlichen Trunkenbold gleichsetzen, gleichgültig auf welchem Wege er zum Morphiomanen geworden ist. Ob durch Verführung, über die wir oben gesprochen, oder durch Krankheit. Denn groß ist auch die Anzahl der Morphinisten, die es infolge von Krankheiten geworden sind. Und man hat oftmals den Aerzten den Vorwurf gemacht, daß sie in der Anwendung von Morphiump mit einer allzu großen Freigebigkeit vorgehen. Es wird aber hiebei nicht berücksichtigt, daß die Grunddisposition für das Rauschgift in solchen Kranken schon

³⁶⁾ Albrecht Erlenneyer, Die Morphiumsucht und ihre Behandlung, 3. Aufl., Leipzig, 1887, 55.

schlummerte, wie es ja erwiesen ist, daß manche Schmerzleidenden wochenlang Morphium nehmen und nachher mehr oder weniger leicht darauf verzichten können, während viele — heutzutage sehr viele — nach zwei- bis dreimaliger Anwendung der Sucht auf Lebenszeit zum Opfer fallen. Drum wäre es ein Unrecht, wenn man aus Furcht vor dem Mißbrauch, der heute vielfach mit dem Morphium getrieben wird, von der Anwendung des Mittels in geeigneten Fällen absehen würde, weil dies hieße, viele Kranke den unerträglichsten Qualen zu überlassen und sie oft zum Selbstmord zu treiben. Denn wenn ein normal veranlagter Mensch sich eine Morphiuminjektion machen läßt, so tut er dies, um von unerträglichen Schmerzen befreit zu werden, und nimmt das Unangenehme einer solchen Injektion gerne mit in den Kauf. Die Injektion hat nämlich allerlei Nebenerscheinungen, wie Kopfschmerz, Brechreiz, Schwächezustände usw. zur Folge, die so unangenehm werden, daß der normal veranlagte Mensch gar nicht das Bedürfnis nach einer abermaligen Injektion empfindet, wenn ihn nicht ein neuer unerträglicher Schmerz dazu treibt. Bei den sogenannten „süchtigen“ Menschen aber, bei denjenigen Kranken, in denen, wie schon oben erwähnt wurde, die Grunddisposition des Morphismus bereits schlummerte, wirkt das Morphium ganz anders. Es nimmt ihnen, wie Professor A. Pils in einem Vortrage im März 1925 hervorhob, nicht bloß den Schmerz, sondern erzeugt in ihnen gleichzeitig ein Gefühl von ungeahntem Wohlbefinden, Erleichterung des Gedankenablaufes, Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit, der sexuellen Erregbarkeit, kurz es kommt zu der berühmten Morphium-Euphorie, die sich bis zu Tränen der Lust steigern kann. Aber die schrecklichen Folgen bleiben nicht aus. Nach den kurzen Stunden täuschenden Scheinglücks treten quälende Abstinenzerscheinungen auf: Unruhe, Erregung, Gähnkrämpfe, Schlaflosigkeit, Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall, Zittern, Nervenschmerzen und Schwächezustände. Ganz besonders verhängnisvoll ist die Morphiumsucht deshalb, weil zur Behebung dieser sogenannten Entziehungserscheinungen immer größere Giftmengen nötig sind. So steigt nach den Angaben von Schultz (a. a. O.) die Menge von

einigen Spritzen von 0,02 Gramm pro Tag oft unheimlich schnell zu 2, 3, 4 und mehr Gramm pro Tag, ja in seltenen Fällen zu 9, 12 und 20 Gramm. 50, 60, 80, ja 100 Spritzen pro Tag sind keine Seltenheiten.



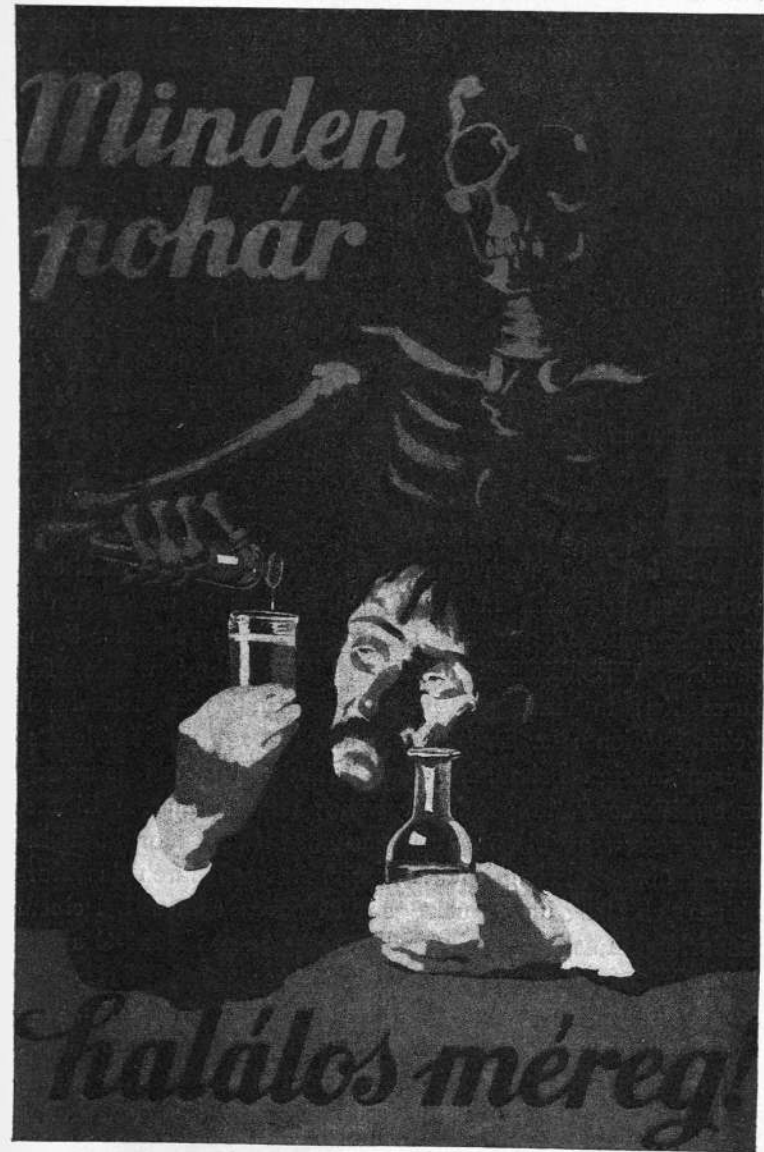
Modernes Plakat einer Weinstube

(Von H. Bischoff)

(Aus den Werbegraphischen Sammlungen Dr. Hans Sachs, Berlin-Nikolassee)

Aber schon sehr viel geringerer Mißbrauch führt auch ohne Abstinenzsymptome zu Vergiftungserscheinungen: Verdauungs- und Ernährungsstörungen, Kräfteverfall, Hautjucken oft in Verbindung mit Ausschlägen, Zittern und Unsicherheit der Bewegungen und nicht zuletzt Aufhebung der Sexualfunk-

tionen. Dazu Depressionen, Schwächung der Willenskraft, allmähliches Schwinden der Urteilskraft und, wie schon früher erwähnt, eine ganz unglaubliche Verschlagenheit, um die Umgebung über das Laster zu täuschen. Die bösen Folgen des Morphiums auf körperlichem und psychischem Gebiete machen sich besonders in der Sexualsphäre geltend. Während im Anfangsstadium des Morphinismus die sexuelle Erregbarkeit gesteigert ist, sinkt, wie alle Autoren übereinstimmend angeben, der Geschlechtstrieb bis zur völligen Impotenz: „Infringit stimulos veneris Opium“ (Lewin). Doch handelt es sich hierbei keineswegs allein um ein Erlöschen der Libido sexualis, also um eine psychische Impotenz; vielmehr steht nach den Erfahrungen Erlenmeyers fest, daß die Erektionen selbst durch eine Innervationsschwäche der Nervi erigentes nicht mehr zustande kommen und daß, zumal bei sehr lange fortgesetztem Mißbrauch oder bei sehr großen Tagesdosen (über 1 Gramm) schon frühzeitig kein Samen mehr sezerniert wird oder, genauer gesagt, die Samenbereitung erlischt. Auf letzteres muß allerdings, wie Erlenmeyer betont, nur aus den immer seltener werdenden, schließlich ganz ausfallenden Pollutionen geschlossen werden. Dazu kann es auch zu einer Stockung der Tätigkeit der Vorsteherdrüse kommen. Aehnliche sexuelle Erscheinungen wie die bei morphiumsüchtigen Männern beobachtet man auch bei morphiomanen Frauen. Bei diesen stellen sich Menstruationsstörungen bis zum Verluste der Menstruation ein. Diese Unregelmäßigkeiten pflegen oft mit heftigen kolikartigen Schmerzen zu beginnen. Es kann aber auch jedwedes Schmerzgefühl fehlen, so daß das Ausbleiben der Regel sich ganz unmerklich vollzieht, wodurch schon oft eine Schwangerschaft vorgetäuscht wurde. Daß es aber bei derlei morphiumsüchtigen Frauen meist überhaupt zu keiner Empfängnis kommt, ist wohl nicht zu verwundern. Findet aber trotz der Unregelmäßigkeiten der Menstruation oder noch vorher Empfängnis statt, so kann, wie wir bei Lewin (a. a. O. 88) lesen, die Frucht normal ausgetragen werden oder Fehlgeburt, Abortus, erfolgen. Aber auch im ersteren Falle ist die Möglichkeit eines frühen Todes des Kindes durch eine Art von Lebens-



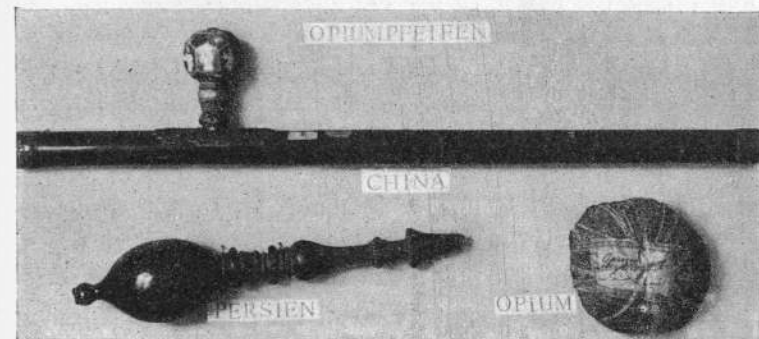
Ungarisches Antialkoholplakat aus der Zeit der Räteherrschaft
(Aus den Werbegraphischen Sammlungen Dr. Hans Sachs, Berlin-Nikolassee)

schwäche vorhanden. Die von morphiumsüchtigen Müttern geborenen Kinder sind in gewissem Sinn auch morphiumsüchtig. „Sie müssen“, sagt Goßmann³⁷⁾, „in den ersten Lebensstagen eine Art von Entwöhnungsprozeß durchmachen, der einen Kollaps bedingt und letal endigt, wenn nicht eine sehr günstige Ernährung durch die Amme stattfindet. In diesem Falle überstehen sie denselben und werden gesund und kräftig.“ Wie bei solchen „belasteten“ Kindern noch nicht alles verloren ist, so auch bei den durch das Morphinium impotent gewordenen Männern und Frauen. Die Impotenz besteht im allgemeinen nur so lange wie die Morphiumsucht selbst. Unheilbar — darüber sind alle Autoren einig — ist sie nicht. Das bestätigt auch der Kölner Arzt Dr. H. Kahle³⁸⁾, der die Disposition zum Morphinismus in einer Ueberreizung des Nervus sympathicus erblickt, dessen Tonus vom Morphinisten täglich durch ein genau bestimmtes Quantum Morphinium herabgesetzt wird, der also gelähmt wird. Tritt nun eine plötzliche Morphiumentziehung ein (sic ist Kahle nach einem von ihm selbst ausgearbeiteten Verfahren angeblich in 40 Fällen gelungen), wodurch das Morphinium alsbald ganz ausgeschieden wird, so gerät der Sympathicus, der bisher täglich künstlich gelähmt wurde, für kurze Zeit in einen extremen Reizzustand, was sich durch Ueberfunktion aller Drüsen, besonders aber der Geschlechtsdrüsen anzeigt. Beim Manne, sagt Kahle, entstehen jahrelang unterbliebene Pollutionen, Erektionen und stürmische Libido, bei der Frau 25 bis 35 Tage nach der letzten Morphiumeinnahme überaus heftige Menses, wenn sie auch durch das Morphinium jahrelang unterdrückt gewesen waren. So trat bei einem kinderlosen Ehepaare — beide seit sechs Jahren Fünf-Gramm-Morphinisten, d. h. solche, deren Körper ständig 5 Gramm Morphinium enthalten mußte, um sich „wohl“ zu fühlen, entsprechend einer täglichen Zufuhr von einem Gramm, beide seither ohne Geschlechtstrieb — sofort nach der Kur Empfängnis ein und später die Geburt eines gut entwickelten

³⁷⁾ Zit. nach Erlenmeyer, a. a. O., 45.

³⁸⁾ Hubert Kahle, Morphinismus und Sexualität (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, XI., 1924, 184 f.).

Kindes. Daraus geht wohl deutlich die enge Beziehung zwischen Morphinismus und Sexualität hervor. Auch wohl aus dem von Kahle betonten Umstande, daß in sechs von seinen acht Frauenfällen die äußere Veranlassung, zur Spritze zu greifen, „unglückliche Liebe“, d. h. die Entdeckung der Untreue des Mannes war, im achten Falle, der oben angeführten Ehefrau, die durch Morphinium erzeugte Impotenz des Mannes. Auch die bekannten Beispiele von homosexuellen Handlungen Nichtinvertierter im Morphiniumrausch sprechen deutlich für den Zusammenhang von Morphiumsucht und Sexualität. Hieher



Opiumpipfen

Aus den Sammlungen des Institutes für Sexualwissenschaft
(Ethnologische Abt. der Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

gehört auch jener von Hirschfeld³⁹⁾ veröffentlichte merkwürdige Fall periodischer Bisexualität, der einen an manisch-depressiven Stimmungsschwankungen leidenden Gymnasialprofessor betrifft, der in einer Heilanstalt Morphinist geworden war. Er fühlte im Depressionszustand homosexuell, im Exaltationsstadium und im Morphiniumrausch heterosexuell. Dabei war während der homosexuellen Periode seine Stimme sehr hoch, schlug oft um, auch seine Bewegungsart war recht weibisch, während er in heterosexuellen Zeiten viel tiefer sprach und auch in Gang und Gesten viel männlicher wirkte.

³⁹⁾ Magnus Hirschfeld, Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, Berlin, 1914, 212.

Man könnte erwägen, ob der Depressionszustand vielleicht erst eine Folge der sexuellen Abirrung ist, oder ob die depotenzierende Wirkung des Giftes zu homosexueller Betätigung verleitet, letzteres, weil Hirschfeld bei invertierten periodischen Neurasthenikern meistens nachweisen konnte, daß die Depression das zeitlich Frühere ist. Uebrigens führt Hirschfeld (a. a. O. 422) auch einige Fälle von Homosexuellen an, die Morphinsten geworden waren, um ihre homosexuelle Neigung zu betäuben — ein vergebliches Verlangen!

Wie hier Kranke den Teufel durch Belzebub austreiben wollten, so versucht auch der Morphiomane sich mit der Zeit vom Morphium, seinem „Erwürger“, zu befreien. Wann dieser Zeitpunkt eintritt, wie lange der Morphinist unter dem vergiftenden Einfluß arbeits-, denk- und lebensfähig bleibt, ehe er sich durch die Pforte der Entziehungsanstalt zwingt, das, sagt Lewin (Phantastica, 88), läßt sich auch nicht einmal annähernd voraussagen: „Die Fristung des trostlosen Lebens bis dahin kann lange währen. Nach 3 bis 6 Jahren schon, bei anderen noch nach viel längerer Zeit, kommt der Zeitpunkt des Nichtweiterkönnens.“ Wie es um einen solchen Menschen bestellt ist, dessen Seele vom Morphium zerstört ist, hat vor kurzem ein begreiflicherweise anonymen Arzt, der selbst Morphinist gewesen war und sich von seiner Sucht befreit hat, in der Münchner medizinischen Wochenschrift⁴⁰⁾ plastisch geschildert. Er verlangt auf Grund seiner Erfahrungen als einzig mögliche Hilfe die plötzliche, rücksichtsloseste Absetzung ohne Kompromiß, ohne Abfindungen. Schon um den Kranken völlig umzuwerfen, ihn bettlägerig zu machen, ihn in seiner Hilflosigkeit besser überwachen und erziehen zu können. Wenn dieser nach Wochen dann so weit ist, daß er ohne Morphium wenigstens wieder stehen und gehen kann, so ist die Entwöhnung nicht etwa, wie man meistens glaubt, beendet; sie beginnt vielmehr erst. Denn jetzt lasten innere Leere und Energielosigkeit am schwersten auf dem Rekonvaleszenten,

⁴⁰⁾ Morphium und Kokain. Von einem Arzte. Münchner med. Wochenschrift, 1925, Nr. 9, 346 f.

jetzt ist die Verlockung, zum beglückenden Mittel zu greifen, am höchsten. Da darf er keine Minute allein gelassen werden. Immer muß eine zuverlässige, mit der Eigenart des Kranken genau vertraute, energische Person um ihn sein, die allen, aber auch allen ausdenkbaren Täuschungsversuchen gewachsen ist. Nebenher ist von Zerstreuungen, Konzerten, Kino, Theater usw. reichlich Gebrauch zu machen, aber ohne den Kranken auch nur auf Minuten außer Sicht zu lassen. Ein volles Jahr unausgesetzter Kontrolle ist erforderlich, wenn man an



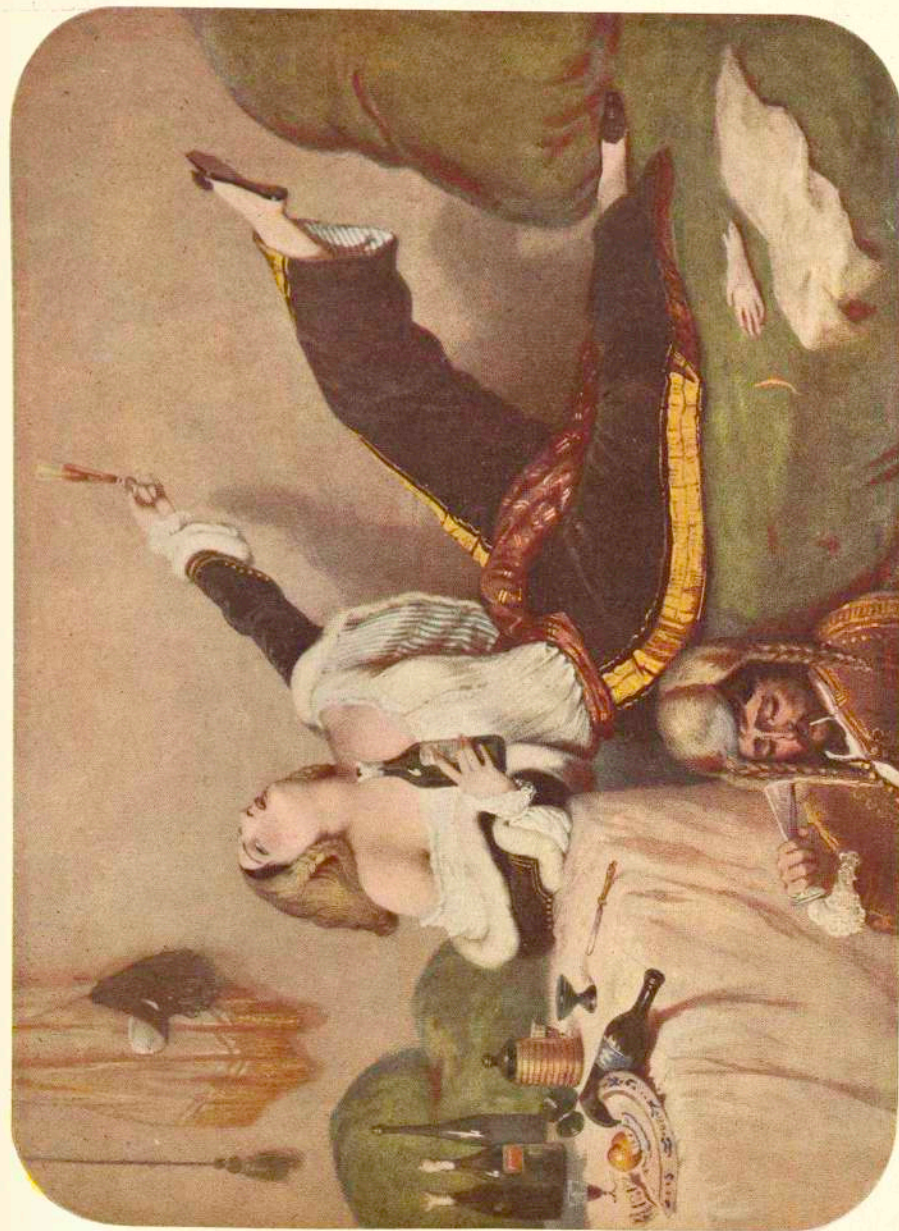
J. Touchet: Opium

Heilung glauben soll. Und nur wenn alle oben angegebenen Bedingungen ganz erfüllt werden, nur dann kann die Heilung erwartet werden, sonst aber niemals. In der Tat sind leider nur wenige Fälle bekannt, bei denen es zu Dauerheilungen gekommen ist. Bei dem geringsten Unbehagen, Schmerz oder Verdruß greift der aus der Anstalt als geheilt entlassene Morphinist wieder zu der Spritze. Eine Entziehungskur, ob dieselbe mit einem Male oder in Etappen vollzogen wird, ist bei der großen Verlogenheit und Willensschwäche der Patienten auch nach der Meinung von Professor Pilcz in der Familienpflege,

aber auch in den offenen Anstalten ganz undurchführbar und nur in einer geschlossenen Anstalt bei Besuchssperre und anderen Freiheitsbeschränkungen erreichbar. Drum wurden in den letzten Jahren in den meisten Ländern Spezialgesetze gegen den verbotenen Verkehr mit Betäubungsmitteln erlassen und in einzelnen dieser Spezialgesetze Bestimmungen über die Zwangsbehandlung der Süchtigen aufgenommen. So wurde in England verfügt, daß bei unerlaubtem Besitz oder Weitergabe der betreffenden Rauschgifte ohne weiteres eine mehrmonatliche Gefängnisstrafe zu verhängen ist. Ist der Verurteilte selbst ein Süchtiger, so kann unter Umständen bestimmt werden, daß er die Strafzeit, soweit es nötig ist, in einem Gefängnisspital oder in einer entsprechenden geschlossenen medizinischen Abteilung zubringt. Tatsächlich mußte sich vor nicht langer Zeit ein morphiumsüchtiger deutscher Chemiker in England einer solchen Zwangskur in einem Gefängnislazarett unterziehen, aus dem er, wie sich aus seinem Bericht über „Selbsterlebtes in England“⁴¹⁾ ergibt, als geheilt entlassen wurde:

„Mein Leben schien — nach vielen Jahren voller Erfolge — verloren. Eine zufällige Reise brachte mich nach England. Bald ging mir mein Morphinumvorrat aus, und Geld und gute Worte — wie bei uns — verhalfen mir wieder zu dem Gift. Da ich aber bald das Empfinden hatte, daß meine häufigen Apothekenbesuche auffielen, ging ich zu einem mir von einer Apotheke empfohlenen Arzt und bekam dort sofort gegen Zahlung von einem Pfund Sterling zwei Gramm Morphinum verschrieben. Doch der nächste Tag — es bleibt einem kaum Zeit zu arbeiten, da der ganze Sinn der Beschaffung der Droge gilt — fand mich schon wieder ohne Morphinum. Ich ging wieder zu dem Arzt, aber mit Absicht zu einer Stunde, wo ich ihn nicht antraf. Eine Ausrede dem Dienstmädchen gegenüber ließ mich an seinen Schreibtisch treten, und dort stahl ich mehrere Rezeptformulare. Mehrere Tage ging jetzt auch die Beschaffung klaglos vonstatten, da ich aus meinem Beruf her die Kunst, ein Rezept zu schreiben, verstehe. Doch wie „jener Krug“ nicht lügt, so auch in meinem Falle. Nach wenigen Tagen wurde ich plötzlich auf der Straße angehalten, in meinem Besitz befanden sich das kurz vorher erworbene Morphinum und die

⁴¹⁾ Berliner Tageblatt, Nr. 184 vom 19. April 1925.



Champagner-Stimmung im Séparé
(Farbige Lithographie von Guérard)

Spritze. Ich wurde verhaftet und da ich damals die englische Morphiumgesetzgebung nicht kannte, stand ich der „Freiheitsberaubung“ lächelnd gegenüber. Aber bald mußte ich erkennen, daß meine Lage denkbar ernst war. Das englische Gesetz verbietet unter Androhung einer schweren Gefängnisstrafe bis zu 18 Monaten den ungesetzmäßigen Gebrauch und Besitz von Morphium und Kokain, das heißt also, wenn von keinem Arzt verschrieben. Daß meine selbstgeschriebenen Rezepte „gesetzmäßig“ waren, konnte ich kühnlich nicht behaupten. Aber hier sei gleich betont: der englische Gesetzgeber straft den Morphinisten und Kokainisten nicht für seine in diesem Zustand begangenen Handlungen, also nicht wegen Urkundenfälschung. Hat in England der Morphinist oder Kokainist schwere Gesetzesübertretungen begangen, so wird danach die Strafe bemessen, die er für den Gebrauch des Giftes erhält. Denn man kann an der Schwere der gesetzwidrigen Handlungen den Fortschritt der Krankheit, respektive das Stadium des Niederbruches des moralischen Widerstandes gegen das Rechtsempfinden erkennen.

Kurz gesagt: Der Staatsanwalt in meinem Falle beantragte acht Monate Gefängnis, der Richter verurteilte mich zu drei Monaten. In dem Augenblick meiner Verurteilung begann mein Erstaunen und mein uneingeschränktes Lob für das, was England mir Gutes tat. Mein Seelenzustand in der nur fünf Tage währenden Untersuchungshaft und bei der Verhandlung bedarf wohl keiner weiteren Darstellung. Ich wurde in einem Krankenauto von dem Gerichtsgebäude nach dem außerhalb der Stadt liegenden Gefängnis gebracht. Wurde meiner eigenen Kleider und meines Geldes enthoben und unverweilt dem Chefarzt vorgestellt. Sofort begann die Entziehungskur des Morphiums. Am Morgen hatte ich noch auf dem Gericht vom Polizeirat Morphium erhalten, im Augenblick, wo das Urteil gesprochen war, bekam ich nicht die geringste Dosis — ein Verfahren, vor dem man bei uns noch sehr zurückschreckt. Die Kur ist in England sehr hart, aber doch weniger schmerzlich, glaube ich, als die allmähliche Entwöhnung. Ich wurde in eine geräumige Zelle des Gefängnishospitals gebracht und war während der langen Kur Tag und Nacht von zwei Polizeiwärtern bewacht. Die Tür stets offen, nur eine verschlossene Gittertür, an der die Aufsichtsbeamten ohne Unterbrechung vorbeigehen. Bei Nacht wurde der Raum von außen erleuchtet, ein Wärter war mit mir eingeschlossen, brauchte ich etwas, so klingelte der Wärter zur Wache, und zwei Beamte öffneten das Gitter. In diese Zelle kommt unerlaubt kein Gift. Fünf Aerzte bemühten sich Wochen um mich, denn ich litt entsetzlich und war lebensgefährlich krank.

Ich wurde im Gefängnishospital behandelt wie in einer ersten Privatanstalt — Hühner, Wein, Kognak, Kakao, Orangen, Fische waren täglich kostenlos auf Wunsch für mich da, sobald mein Zustand es erlaubte. Bei allem stets der gleiche Wunsch, es mir so leicht zu machen, als es die harte Kur erlaubte.

So wurde ich gesund und, als ich einer besonderen Kommission vorgestellt wurde, als geheilt entlassen. Wäre ich nach diesen drei Monaten nicht geheilt gewesen, so erlaubt das Gesetz, die Kur bis zu sechs Monaten zu verlängern. Der Segen des Gesetzes liegt darin, daß es die Möglichkeit liefert, jeden Morphinisten oder Kokainisten (auch selbstredend auf Antrag des behandelnden Arztes oder der Familie) hinter das Gitter zu bringen und ihm die Möglichkeit zu nehmen, nach begonnener Behandlung wieder zu entflüpfen. Es ist wohl selbstverständlich, daß eine derartige Haft nicht in einer Privatanstalt gestattet werden soll. Die Beaufsichtigung der Aerzte und Wärter im Gefängnishospital in England ist gleichfalls mustergültig. Täglich kommt der Gouverneur, einmal wöchentlich ein Richter, einmal monatlich der Inspektor der Gefängnisse und einmal wöchentlich der Gefürchtetste: ein Mitglied des Parlaments; er ist der einzige, den jeder Gefangene im Gefängnishospital allein in seiner Zelle empfängt.“

Auf Grund dieses günstigen Berichtes wäre zu wünschen, wenn auch in den anderen Ländern Gesetze erlassen würden, die eine solche zweckmäßige Zwangsbehandlung im Sinne der sichernden Maßnahmen vorzusehen imstande wären.



Daumier: Der Raisonneur

R A U S C H G I F T E / K O K A I N

So segensreich demnach eine derartige plötzlich ohne Rücksicht einsetzende Entziehungskur bei Morphinisten zu wirken vermag, so verhängnisvoll war die aus Amerika (1878) stammende Irrlehre, die Morphiumsucht durch Kokain heilen zu können. Eine unglückselige Idee, der damals unter den europäischen Aerzten auch der inzwischen so berühmt gewordene Professor S. Freud⁴²⁾ huldigte. Gegen diese unheilvolle Verwendung des Kokains bei der Morphiumentziehung sprach sich als einer der ersten 1885 in energischer Weise A. Erlenmeyer⁴³⁾ aus, um sie in der 3. Auflage seines früher zitierten Werkes, „Die Morphiumsucht und ihre Behandlung“ (1887, 154 f.) völlig in Grund und Boden zu verdammen:

„Diese Methode der Behandlung ist als solche in der neuesten Zeit mit Posaunenstößen allem Volke als sichere Rettung versprochen worden. Je größer aber der Lärm war, der über dieses ‚höchst schätzbare‘ und ‚geradezu unentbehrliche‘ Erlösungsmittel nicht nur in der fachmännischen, sondern auch — zur Schande unseres Standes muß diese widerwärtige moderne Gepflogenheit einmal gebrandmarkt werden — in der politischen Tagespresse erhoben wurde, desto geringer waren seine wirklichen Leistungen. Die objektive Kritik konnte hierfür sehr bald den Nachweis erbringen. Standen ja auch hinter den Posaunen Unerfahrenheit und Reklame. Trotzdem geschah kein Einhalt. Die Strafe folgte in fürchterlicher Gestalt: aus dem Gebrauch wurde Mißbrauch, die zu Hilfe gerufenen Geister verwandelten sich in verderbenbringende Furien.“

Erlenmeyer hatte nicht zu schwarz gesehen. Es entstand eine neue kombinierte Giftsucht, der Morphiokokainismus, dem auch heute noch viele Menschen verfallen sind, wie u. a. aus den an früherer Stelle schon erwähnten Selbstbeobachtungen des anonymen Arztes in der Münchner Med. Wochenschrift (1925, 346) hervorgeht. In anschaulicher Weise schildert er,

⁴²⁾ S. Freud, Ueber Koka. Vermehrter S. A. aus dem Zentralblatt für Therapie von 1884, Wien, 1885.

⁴³⁾ A. Erlenmeyer, Ueber die Wirkung des Kokains bei der Morphiumentziehung (Zentralbl. für Nervenheilkunde, Psych. und gerichtl. Psychopath., 1885, Nr. 13).

wie er zum Gewohnheitsmorphinisten geworden sei, wie ihn das Verlangen, sich „wunschlos glücklich“ zu machen, zu immer größeren Morphinumdosierungen trieb, bis die Wirkung nachließ und sich Beschwerden einstellten. Diese drängten ihn automatisch zum — Kokain, ihrem besten Gegenmittel, das ihn auch zuverlässig immer arbeitsfähiger machte und seine Aktivität steigerte, wenn es nur selbst gesteigert wurde. Sehr bald aber zeigte auch dieses Mittel seine verborgenen Krallen, erzeugte Herzklopfen, Halluzinationen und andere Beschwerden in so hohem Maße, daß er wieder zum Morphinum griff, um diese Symptome zu bannen. Wie die beiden Gifte sich nun in die Hände arbeiteten, wie das Morphinum ihn zum Kokain trieb und das Kokain ihn wieder zum Morphinum stieß, bis beide ihn völlig beherrschten, das alles liest sich wie ein Schauerroman.

So ging auch die Prophezeiung L. Lewins, die er im Jahre 1885 in der Berliner klinischen Wochenschrift ausgesprochen hat, in Erfüllung: es würde durch die fatale Empfehlung eines so gefährlichen Mittels nur erreicht werden, „daß ein solcher Mensch dann beide Stoffe gebrauchen, daß er dann einer ‚gepaarten Leidenschaft‘ sich hingeben würde“. Doch es kam noch ärger. Das Kokain allein begann ziemlich bald als Genußmittel gebraucht zu werden und immer weitere Kreise wurden von der Kokainseuche ergriffen, Künstler und Wissenschaftler immer heftiger von der verderblichen Leidenschaft erfaßt. „Sie alle“, sagt Lewin, „die glauben, auf diese Weise durch die Pforte des Vergnügens in den Tempel des Glücks gestiegen zu sein, sie bezahlen ihr Augenblicksglück mit ihrem Leib und ihrer Seele. Sie wandern bald durch die Pforte des Unglücks in die Nacht des Nichts.“

So wurde schon um 1902 herum in gewissen Orten, besonders in dekadenten Künstlerzirkeln, zum Beispiel in Paris, London, München und Berlin, häufig dem Kokainlaster gefrönt. Daneben gab es einzelne Aerzte und Apotheker, die dem gefährlicheren Gift verfallen waren. Dann kam der Krieg, der eine ungeheure Zunahme der Kokainsucht bewirkte. Wieso der Kokainismus während und nach dem Kriege immer weitere

Kreise ergriff, d. h. wodurch bei gewissen Kreisen der Zuhausegebliebenen wie auch späterhin bei vielen Heimgekehrten die allgemeinen psychischen Bedingungen zu einem Giftkonsum großen Stils geschaffen wurden, suchen Joël und Fränkel⁴⁴⁾ folgendermaßen zu begründen:

„Im Kriege: rasches und verhältnismäßig leichtes Geldverdienen bei Ausschaltung einer großen Anzahl früherer Vergnügungs- und Verausgabungsmöglichkeiten, die Unsicherheit der ganzen Lebenslage, die zu einer überhasteten und möglichst viel er-



*Behördlich beschlagnahmte, dem Opiumschmuggel dienende Geräte
(Aus einer deutschen Hygiene-Ausstellung)*

raffenden Genußgier führte; nach dem Kriege: die Entfremdung geregelter Arbeit, oft die Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz, ein gesteigertes und vergrößertes Rauschbedürfnis nach Jahren des Verzichtes, jene ganze Stimmungslage, wie sie in der Tanzwut, der massenhaften Eröffnung flachster Unterhaltungsstätten, der ungenierten Entfaltung der Prostitution zum Ausdruck kam — alles das bildete einen günstigen Boden für die Ausbreitung des neuen Mißbrauches.“

⁴⁴⁾ Ernst Joël und F. Fränkel, Der Kokainismus. Ein Beitrag zur Geschichte und Psychopathologie der Rauschgifte, Berlin, 1924.

Damit lebte eine Form der Selbstvergiftung wieder auf, die vor vielen Hunderten von Jahren in der Heimat des Kokastrauches üblich war und längst abgetan schien. Denn fast 400 Jahre sind es her, daß die Abendländer die wunderbaren Wirkungen dieses Rauschgiftes zuerst kennen lernten, das in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer sozialen Gefahr für Europa und darüber hinaus werden sollte.

Der spanische Eroberer Pizarro wurde im Jahre 1532 in Südamerika mit dem Strauch *Erythoxylon coca* bekannt, der mit seinen weißen Blüten von weitem wie unser Schwarzdorn aussieht und rote Früchte trägt. Der Strauch galt den Einwohnern als heilig, denn sie schrieben seinen Blättern, die sie mit Pflanzenasche oder Kalk vermengt kauten, wunderbare Wirkungen zu. Die Blätter wurden als „göttliches“ Kraut gepriesen, „welches den Hungrigen sättiget, dem Müden und Erschöpften neue Kräfte verleiht und dem Unglücklichen seinen Kummer vergessen macht“. Mit Koka im Munde brachte man den Göttern die Opfer dar, verrichtete die Gebete, gab sie den Toten mit ins Grab und verbrannte der Gottheit zu Ehren die wundertätigen Blätter; und die Liebesgötter wurden mit Koka-Blättern in der Hand dargestellt, wohl um damit deren geschlechtlich erregende Wirkung zum Ausdruck zu bringen. „Die Koka“, sagt Pöppig⁴⁵⁾, „ist dem Peruaner die Quelle seiner besten Freuden, denn unter ihrer Einwirkung weicht der gewohnte Trübsinn von ihm und seine schlaffe Phantasie stellt ihm dann Bilder auf, deren er sich im gewöhnlichen Zustande nicht zu erfreuen hat. Kann sie auch nicht ganz das entsetzliche Gefühl der Ueberreizung hervorbringen wie das Opium, so versetzt sie doch in einen nicht unähnlichen Zustand, welcher darum doppelt gefährlich ist, weil er, in schwächerem Grade zwar, weit länger anhält.“ Darum wird der Coquero — so wird in Peru der dem Kokagenuß leidenschaftlich Ergebene genannt — allmählich „für alle ernsteren Lebenszwecke unbrauchbar, er ist noch mehr Sklave seiner

⁴⁵⁾ Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827—1832, Leipzig 1836.

Leidenschaft als der Weintrinker und setzt sich des Genusses wegen noch größeren Gefahren als dieser aus“. Ein weniger grelles und ungünstiges Bild der Wirkungen und Fol-



K. A. Wilke: Eingang zur Kokainhöhle
(„Die Muskete“, Jahrgang 26, Nr. 52)

gen der Koka entwerfen andere Reisende, wie H. A. Wedell (*Voyage dans le Nord de la Bolivie*, Paris 1853) oder J. J. v. Tschudi (Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1832—1842,

St. Gallen, 1846, 2 Bde.). Letzterer berichtet nach Aussagen älterer Beobachter, „daß die Indianer beim regelmäßigen Gebrauch der Koka nur sehr wenig Nahrungsmittel bedürfen und bei verdoppelter Gabe fast gar keine nötig haben und zudem die anstrengendsten Arbeiten mit Leichtigkeit verrichten. Sie schreiben daher der Koka außerordentliche Kräfte zu und glauben sogar, sie könne die Nahrung ganz ersetzen. So sehr von ihnen die Wirkung dieser Blätter übertrieben wurde, so haben sie einige neuere Reisende zu sehr herabgesetzt, indem sie von der Ansicht ausgehen, die Koka sei nur ein momentanes Reizmittel, und daß nach ihrer vorübergehenden Wirkung die übrigen Bedürfnisse mit verdoppelter Kraft ihre Rechte verlangen, und erklären sie daher auch für absolut schädlich. Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten und glaube, daß ihr mäßiger Genuß nicht nur nicht nachteilig, sondern der Gesundheit sehr zuträglich sei . . .“. In der Tat hat der italienische Physiologe Paul Mantegazza⁴⁶⁾ auf Grund von Selbstversuchen beschrieben, daß er nach dem Kauen von kleinen Mengen Kokablättern das Gefühl der Zunahme der Kräfte und der Beweglichkeit gehabt habe und daß seine Umgebung den Eindruck der größeren Lebhaftigkeit der Sprache und eine Erhöhung der Arbeitslust bemerkte. Nach größeren Dosen sei allmählich der Zustand der Isolierung von der Außenwelt, das Gefühl von Wohlbehagen und Glückseligkeit aufgetreten, dazu habe sich die Neigung zur Unbeweglichkeit gesellt, freilich unterbrochen von zeitweiligen Anfällen eines heftigen Bewegungstriebes, und endlich sei es zu einem langen Schlaf und zu angenehmen Träumen gekommen.

Nun wissen wir nicht nur aus den Berichten Pöppigs, sondern auch durch die Beobachtungen südamerikanischer Aerzte, daß unter den Eingeborenen eine besondere Kokakrankheit besteht, die „Opilacion“ genannt und durch den gewohnheitsmäßigen Gebrauch der Kokablätter hervorgerufen wird. Sie kennzeichnet sich durch Verdauungsbeschwerden, Verstopfung, Gelbsucht, Schlaflosigkeit und Abmagerung. Zum Schlusse

⁴⁶⁾ Paolo Mantegazza, Sulle virtu igieniche e medicinali delle Cocaina (Ann. univers. di medic., Bd. 167, 1859, 449).

kommt es zu körperlicher und seelischer Verelendung. Ueble Erscheinungen, die ebenso wie die früher erwähnten angenehmen Wirkungen auch bei den modernen Kokainschnupfern beobachtet werden.

Die Kokapflanze blieb in Europa lange unbeachtet, bis es im Jahre 1860 Albert Niemann im Laboratorium von Wöhler in Göttingen gelang, das Alkaloid aus Kokablättern zu isolieren, das er Kokain nannte. Schon damals machte Niemann auf die anästhesierende Wirkung des von ihm entdeckten Stoffes aufmerksam, aber trotzdem dauerte es noch ein Vierteljahrhundert, bis die Aerzte daraus praktische Schlüsse zogen. Erst als im Jahre 1884 der Wiener Augenarzt Koller⁴⁷⁾ gezeigt hatte, daß in der Praxis von dieser schmerzaufhebenden Wirkung des Kokains mit sicherstem Erfolge Gebrauch gemacht werden könne, fand das Mittel allgemeine Verwendung besonders in der Chirurgie (Schleich!). Seine Einführung bedeutete zunächst keine Gefahr, da es lediglich von Aerzten zu Heilzwecken benutzt wurde und dem großen Publikum als Berausungsmittel völlig unbekannt blieb. Die Gefahr trat erst in dem Augenblicke ein, als man begann, wie schon oben ausführlicher hingewiesen wurde, die Morphinisten mit Kokain heilen zu wollen. Ein verhängnisvoller Fehler, zu dessen Ausrottung es vieler Jahre bedurfte. Denn in Zeitungsartikeln und Journalen wurde Kokain als ein Wundermittel verschrien, in Amerika wurde es in den Inseratenteilen der Presse in großen Lettern angepriesen. Und es ist interessant zu konstatieren, daß noch im Jahre 1890 ein deutscher Militärarzt⁴⁸⁾ Kokainmengen für die Armee verlangte, weil durch den Gebrauch die Leistungsfähigkeit der Truppen erhöht werde. Das Kokain wurde damals nicht mehr allein unter die Haut eingespritzt, sondern auch als Kokainwein, Kokainchampagner oder als kokainisierter Tee innerlich genommen, dann auch als kokainisierter Tabak geraucht und zum Schlusse als Pulver ge-

⁴⁷⁾ K. Koller, Ueber die Verwendung des Kokains zur Anästhesierung am Auge (Wiener med. Wochenschrift, 1884).

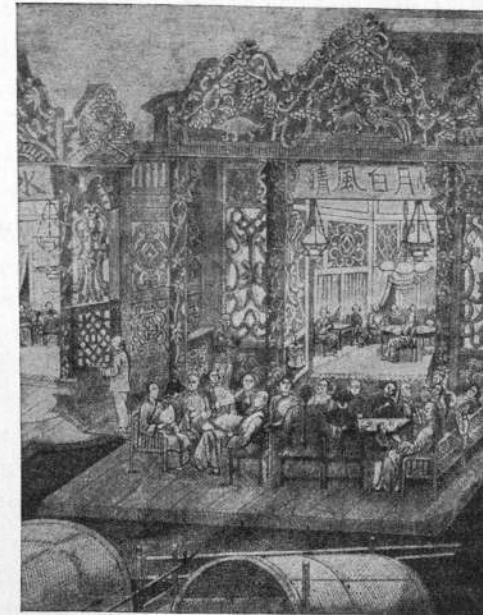
⁴⁸⁾ Aschenbrandt, Der Kokawein, ein neues Verpflegungsmittel (Allgem. Milit.-Zeitung, 1886).

schnupft. Eine Art der Kokaineinverleibung, die, zuerst von den Negern in Amerika geübt, dann auch, kaum daß die ersten Berichte darüber im Jahre 1902 in Europa vorlagen, sofort in verschiedenen europäischen Ländern Verbreitung fand, wobei man damals zuerst die für diese Art der Einführung des Giftes charakteristischen Durchlöcherungen der Nasenscheidewand beobachten konnte. In den Jahren knapp vor dem Weltkriege war es hauptsächlich Paris, wo die Kokainsucht in Form des Schnupfens in unerhörter Weise grassierte. Dabei wählte sich das „weiße Laster“ seine Opfer, wie die Pariser Enquete aus dem Jahre 1913 und nachher viele Autoren gezeigt haben, unter bestimmten Kategorien von Menschen, meist — um mit Kraepelin (Lehrbuch der Psychiatrie) zu sprechen — unter den Minderwertigen, den Haltlosen, den Lügner, Schwindlern und Gesellschaftsfeinden. Wie denn auch Joël und Fränkel (a. a. O., 15) sie nach dem Kriege unter den Müßiggängern aus der literarischen und artistischen Boheme, unter Spielern, Sportinteressenten, Angehörigen der eleganten und proletarischen Prostitution, unter Schiebern und Schleihhändlern, Filmstatisten, Kellnern, Zubältern und Gelegenheitsverbrechern fanden, kurz hauptsächlich unter jenen Gruppen von Menschen, die dem geregelten Erwerbsleben ferne stehen. Leider befanden sich auch sehr viel Jugendliche darunter.

War also die Kokainseuche vor dem Kriege in Paris am stärksten verbreitet, so wurden während des Krieges auch die anderen europäischen Hauptstädte von ihr erfaßt. Selbst in der Schweiz konnten, wie Professor Hans W. Maier in seiner grundlegenden Arbeit über den Kokainismus⁴⁹⁾ berichtet, in den Jahren 1915-16 zahlreiche Fälle von Kokainschnupfern und vor allem -Schnupferinnen festgestellt werden, meist Leute, die aus Paris dorthin gekommen waren. Am spätesten wurden Deutschland und Oesterreich vom Kokainlaster heimgesucht. Hier hat besonders die Stimmung der Revolutions- und Inflationszeit seiner Ausbreitung Vorschub geleistet. Und Joël und Fränkel konnten für die Ausbreitung des Giftes nach dem

⁴⁹⁾ Hans W. Maier, Der Kokainismus. Geschichte, Pathologie. Medizinische und behördliche Bekämpfung, Leipzig, 1926.

Kriege für Deutschland noch folgende Momente feststellen: Vor allem die noch einige Jahre nach dem Kriege fortdauernde Alkoholknappheit und die ungeheure Verschleuderung von Heeresgut, durch die auch die sehr großen Bestände der Sanitätsdepots in die Hände Unberufener fielen, die dann mit dem vorgefundenen Kokain einen schwungvollen Handel trieben. In Restaurants, in Dielen und Bars und sonstigen Nachtlokalen



Chinesisches Blumenschiff
(Ethnographische Sammlung des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

wurde das Gift an die Lokalbesucher mit hohem Aufschlag verkauft. Und wird auch heute noch trotz aller Gegenmaßnahmen in Berlin und Hamburg, in Prag und Wien, in Budapest und Bukarest, kurz in allen Hauptstädten Europas „gehandelt“. Nicht weniger in Amerika, wo im Jahre 1920 in New-York eine eigene Spezialklinik für Kokainkranke eröffnet werden mußte. Und während zum Beispiel in Wien vor dem Kriege oft ein ganzes Studienjahr verfloß, ohne daß es möglich ge-

wesen wäre, einen Kokainsüchtigen in der klinischen Vorlesung zu demonstrieren, wurden, wie Herschmann (a. a. O.) berichtet, im Jahre 1925 mehr als ein halbes Hundert in die psychiatrische Klinik eingeliefert. Die Kokainisten einer Stadt bilden, wie Joël und Fränkel sich ausdrücken, eine Art Gemeinde. Sie fühlen sich untereinander solidarisch, teilen einander ihre geheimen Bezugsquellen mit und helfen sich mit Kokain aus. Und für die Heimlichkeit der Kokainomanen spricht auch, daß sie ihre eigenen Symbole und ihre eigene Sprache haben. In dieser Sprache erscheint das Kokain bei uns als „Koks“, „Kakao“ oder „Zement“ oder wird einfach mit „C“ bezeichnet, der Berliner nennt es ebenfalls „Koks“, in Italien heißt es „coco“, ebenso in Frankreich, wo es auch „idole universelle“, „neige“, „poison blanc“ „poudrette“ genannt wird. In Amerika führt es den Namen „snow“, oder man nennt es „Charlie“, während Morphinium „Mary“ genannt wird. Das Kokainschnupfen wird als „koksen“, „aufschütten“, „hochziehen“ bezeichnet, der Kokainrausch als „Kokolores“. Ein Mensch im Kokainrausch ist „irre“ und das dem Rausch folgende Depressionsstadium heißt unter den Berliner Kokainisten fast allgemein „die Reaktion“. Diese Kreise haben sogar ihre eigene Poesie, ihre besonderen Lieder, von denen Joël und Fränkel in ihrem Buche ein Beispiel anführen. Dasselbe läßt sich von den Pariser Kokainschnupfern sagen und Otto Rung läßt in einer seiner ausgezeichneten Novellen „Kokain“⁵⁰), in der er voll gefühlstiefer Phantasiekraft das Kokainlaster in Paris schildert, die der „dritten der Menschheitsgeiseln“ verfallene Sängerin Kathleen im Kabarett ein solches „Lied vom Koko“ singen:

„Wollt ihr wissen, wer mein Freund war,
als ich schlaflos niedersank —
als mein Liebster mich betrogen,
als ich litt, so matt und krank!
Einer, einer macht mich froh!

⁵⁰) Otto Rung, Kokain. Novellen. (Uebersetzt von Emilie Stein.) Wien, 1923.

Nicht der Wein —
Nein, o nein!
Komm, Morphin!
Kokain!
Mein Koko!

Gegen all mein Leid und Weh
Deck mich zu, du tiefer Schnee!
Du allein machst still und froh.
Nicht der Wein —
Nein, o nein!
Komm, Morphin!
Kokain!
Mein Koko!“

Hier sind Ursache und Wirkung des Kokaingenusses in poetischer Form zur Darstellung gebracht. In der Tat wirkt kein anderes Rauschgift so schnell wie Kokain, kein anderes vermag den Menschen in eine so wohlige Stimmung zu versetzen, ihn von körperlichen Schmerzen und seelischen Qualen zu befreien, kein anderes „den eben noch Trübsinnigen, mit seinem Schicksal und seinen Nebenmenschen Hadernden in einen Glücklichen, Zufriedenen zu verwandeln“. Es regt an und beruhigt zugleich. Doch schon beim ersten Angriff umgarnt es sein Opfer und raubt ihm die Fähigkeit der Selbstbeherrschung. Es zwingt ihn durch seine Nachwirkung zu erneuter Anwendung in erhöhter Dosis. Denn sobald die Wirkung abgeflaut ist, fühlt man sich „von der Menschheit ganzem Jammer erfaßt“ — eine peinliche nervöse Unruhe zugleich mit Mattigkeit und Schlaffheit stellt sich ein, die das Bedürfnis nach neuer künstlicher Belebung erzeugen. Es bedarf dann nur einer kurzdauernden fortgesetzten Anwendung des Giftes, freilich in rasch zunehmender Menge — sonst bliebe die herbeigesehnte Wirkung aus —, um den vollständigen moralischen und körperlichen Zusammenbruch zu bewirken. Der Kokainist wird willen- und haltlos, er vernachlässigt Beruf und Familie, sein ganzes Sinnen und Trachten ist beherrscht von dem Bedürfnis nach Betäubung. Kein anderes Gewohnheitsgift, weder Opium noch Morphinium, weder Al-

kohol noch Heroin, sagt Bonvicini⁵¹⁾ mit Recht, verdirbt so rasch und gründlich die Sitten wie das Kokain, „der Holzwurm der Moral“. Und der Satz: „Der Morphinist kennt keine Scham“ gilt nach Joël und Fränkel in erhöhtem Maße für den Kokainisten, und Vervaeck⁵²⁾ ergänzt ihn in der Weise, daß letzterem jedes Scham- und Schandgefühl abzusprechen sei. Kurz, der Kokainomane ist zu allem fähig, und so werden Männer zu Zuhältern, Frauen zu geheimen Prostituierten, die ihre nächste Umgebung belügen und bestehlen. Dazu kommen noch die körperlichen Beschwerden. Denn sobald das Gift im Kokainisten nicht mehr wirkt, wird er von Jucken der ganzen Körperoberfläche geplagt, Herzklopfen tritt ein und Angstgefühle mit Schweißausbrüchen lassen ihn weder Schlaf noch Ruhe finden. Er magert rapid ab, wird welk und fahl, die Manneskraft erlischt bei vorhandener sinnlicher Aufregung — ein qualvoller Zustand, dem zu entfliehen der Kranke um jeden Preis bestrebt ist. Von da bis zum Ausbruch des Kokainwahnsinns ist nur mehr ein kleiner Schritt. Der quälende Juckreiz nimmt zu, wird zum Kribbeln und wird wahnhaft gedeutet: Insekten, Milben krabbeln zu Tausenden auf und in der Haut herum. Hand in Hand damit gehen Sinnestäuschungen verschiedener Art, Verfolgungswahn und Eifersuchtswahn, welcher letzterer nach Maier in seinem Auftreten und seinen Folgen (Gewalttätigkeiten gegen die angeblich betrügenden Personen) die größte Aehnlichkeit mit den nämlichen Symptomen bei chronischen Alkoholikern zeigt. Psychologisch ist für die Entstehung des Eifersuchtswahns — hier stimme ich mit Maier vollkommen überein — wohl nur die rasch sich einstellende Impotenz des Mannes ausschlaggebend. Diese tritt, wie wir noch später genauer darlegen werden, bei den Kokainisten in der Regel bald auf, wird von den Patienten sehr unangenehm empfunden und ihr Grund dann in die Umwelt projiziert: Die eigene Krankheit darf nicht daran

⁵¹⁾ G. Bonvicini, Kokainismus und Oeffentlichkeit (Wiener med. Wochenschrift, 1925, Nr. 25).

⁵²⁾ L. Vervaeck, Quelques aspects médicaux et psychologiques de la cocaïnomanie (Scalpel, LXXVI, 1923, 741 ff.).

schuld sein, sondern die herabgesetzte erotische Einstellung



Kokain
(Mimische Studie der Schauspielerin Orska)

der Geliebten, die dann wieder durch ihre Beziehungen mit anderen Männern begründet werden muß. Aus dieser Annahme

erklärt sich auch das viel seltenere Auftreten dieser Erscheinung bei kokainisierten Frauen; wenn sie hier vorkommt, so liegt nach Maier der Grund in der durch das Kokain bedingten sexuellen Unersättlichkeit, die auf ein Versagen des Mannes durch angebliche andere Beziehungen umgedeutet wird.

Diese Tatsachen führen uns auf ein wichtiges, ich möchte sagen, das wichtigste Wirkungsgebiet des Kokains, auf die Sexualsphäre. Und ich glaube mit vollem Rechte behaupten zu dürfen, daß das Kokainlaster nie jene beängstigenden Dimensionen angenommen hätte, wenn das Alkaloid nicht im Rufe stünde, ein besonders wirksames Aphrodisiacum zu sein, d. h. ein Mittel, das in ganz hervorragendem Maße imstande ist, sowohl den Geschlechtstrieb als auch die geschlechtliche Leistungsfähigkeit anzuregen, zu steigern und zu stärken. Wohl mag in manchen Fällen die Mode, in anderen das Heimliche und Verbotene des Kokaingenusses den Ausschlag geben, sich dem Laster hinzugeben. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist es nichts anderes als Sensationslust und Neugierde, die insbesondere das weibliche Geschlecht die durch das Kokain erzeugten Rausch- und Traumzustände ersehnen lassen, um die dabei auftretenden erotischen Reizerscheinungen kennen zu lernen. Daß hiebei auch die Verführung eine große Rolle spielt, braucht nicht erst betont zu werden. Auf den Umstand, daß schon ganz geringe Dosen von Kokain bei gesunden, ganz besonders aber bei hierzu prädisponierten Frauen bisweilen mit oder ohne Störung des Bewußtseins erotische Zustände hervorrufen können, habe ich schon in meinem Aufsatz über Aphrodisiaca im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft“ (hrsg. v. Max Marcuse, 2. Aufl., Bonn 1925) hingewiesen und mich dabei auf die zusammenfassende Darstellung der betäubenden Wirkungen, der Störungen des Bewußtseins und der starken, meist erotischen Erregungszustände kurz nach von Zahnärzten verabreichten Kokain-Injektionen gestützt, die Salinger⁵³⁾

⁵³⁾ L. Salinger, Erotische Reizerscheinungen bei Anwendung von Betäubungsmitteln in der ärztlichen, insbesondere in der zahnärztlichen Praxis (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, VIII, 1921, H. 7).



Opiumtraum
(Farbiger japanischer Holzschnitt)

in einem im Jahre 1921 erschienenen Uebersichtsreferat veröffentlicht hat. Er führt dort eine Reihe von Beispielen an, in denen Damen aus der besten Gesellschaft nach ganz geringen Kokaindosen erotische Reizerscheinungen zeigen, die eine, indem sie in einen Ermattungszustand verfiel und in diesem Zärtlichkeiten versuchte, die andere, indem sie obszöne Lieder zu singen und die Röcke hochzuheben begann. Daß durch solche durch Kokain-Injektionen hervorgerufene Sinnestäuschungen, Träume oder akute Psychosen, die bei Frauen häufig mit Halluzinationen nach der geschlechtlichen Seite hin verbunden sind, dem Zahnarzt große Unannehmlichkeiten erwachsen können, braucht nicht erst näher dargelegt werden. Der beste Schutz, die größte Sicherheit gegen etwaige nachträgliche Anklagen wegen sittlicher Verfehlungen ist daher die von allen Autoren, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, geforderte Anwesenheit einer dritten Person während der ganzen Dauer der zahnärztlichen Behandlung. Sonst könnte es einmal einem Zahnarzt passieren, daß er bei einer neuropathischen oder psychopathischen Patientin die von Abraham⁵⁴⁾ bei Geisteskranken selbsterlebte Erfahrung macht: „Wenn man den Kranken ein narkotisches Mittel unter die Haut einspritzte, so faßten sie dies als eine sexuelle Vergewaltigung auf. Sie deuteten Injektionsspritze und Flüssigkeit symbolisch auf.“ Wenn schon die geringen Kokaindosen, die die Zahnärzte bei ihren Behandlungen zu verwenden pflegen, bei manchen Frauen erotische Reizerscheinungen hervorzurufen imstande sind, um wieviel mehr die Mengen, die von Kokainistinnen aufgeschnupft werden. In der Tat findet man, wie Maier (a. a. O., 94 f.) und andere von ihm zitierte Autoren angeben, bei kokainsüchtigen Frauen ausnahmslos eine Steigerung der sexuellen Spannung sowohl in körperlicher wie in seelischer Richtung: „Es tritt eine erhöhte affektive Empfänglichkeit für erotische Reize mit entsprechenden Phantasievorstellungen und Wünschen ein; gleichzeitig werden angenehme Reize in der Genitalgegend

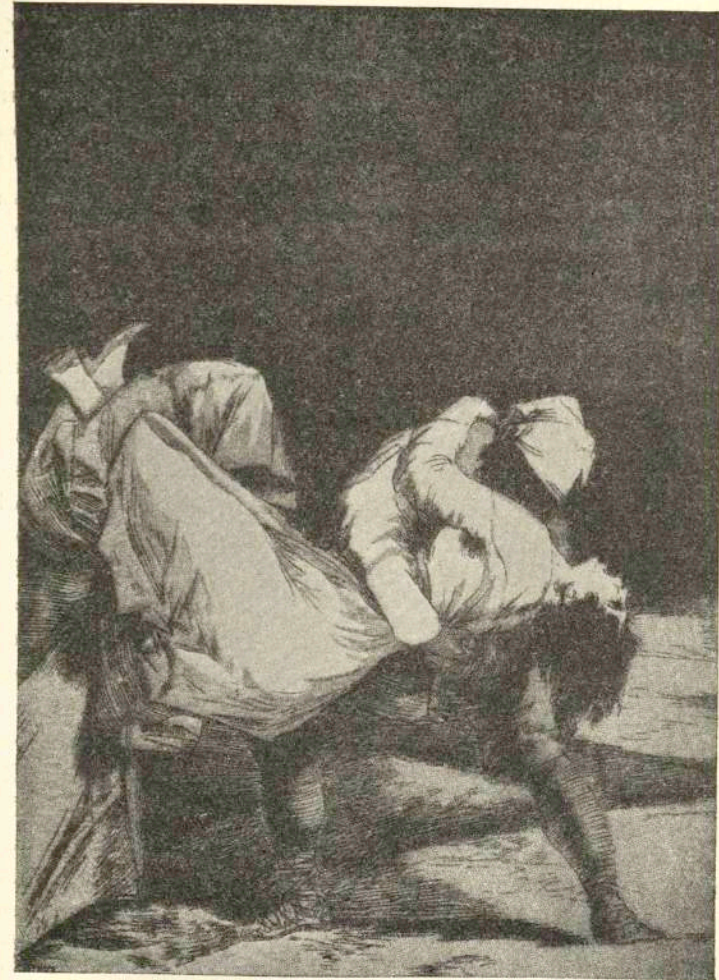
⁵⁴⁾ Karl Abraham, Klinische Beiträge zur Psychoanalyse, Wien, 1921, 44.

empfunden mit dem Bedürfnis nach sexueller Betätigung, und zwar auch bei Mädchen, die bisher diese Gefühle in dieser Art nicht kannten. Die Schamhaftigkeit fällt fort und es werden häufig direkt sexuelle Ansprüche an die anwesenden Männer unter Ausschaltung der Kritik sowohl in bezug auf das betreffende Individuum wie auch die Situation und die Folgen gestellt.“ Kommt es zur Vereinigung, so lesen wir weiter bei Maier, dann wird der Orgasmus innerhalb sehr kurzer Zeit ausgelöst, tritt aber rasch von neuem ein, so daß eine Ver- vielfachung der sexuellen Genußfähigkeit daraus resultiert. Diese Tatsache wird nicht selten benutzt, um Mädchen zu ver- führen. Für andere Frauen, die einmal davon Kenntnis er- hielten, kann sie die Ursache der Sucht werden. Daraus er- klärt sich die Erfahrung, daß gerade Prostituierte oder sonst Frauen, die einen unregelmäßigen Geschlechtsverkehr treiben, eine besondere Neigung zum Kokain besitzen, und daß andernteils von Männern, die in diesen Kreisen verkehren, Kokainistinnen wegen ihres heftigen Geschlechtstriebes und dessen Rückwir- kung auf den Partner besonders gesucht sind. Wie stark die Libido des Weibes durch den Kokaingenuß werden kann, geht aus einer Mitteilung hervor, die ein psychologisch geschulter Akademiker über eine sexuelle Beziehung, die er mit einer der anziehendsten Kokainistinnen seines Wohnortes gehabt hat, Dr. Maier, übermittelte:

„Nach einer Nacht voll libidinöser Anstrengungen, gegen die die sieben Arbeiten des Herkules eine Kleinigkeit waren, wurde ich, kaum eingeschlafen, durch neue Ansprüche meiner unersätt- lichen Partnerin geweckt. Ich konnte selbst konstatieren, wie das Kokain diese Frauen unfähig macht, zu einer sexuellen Beruhigung zu kommen. Ein Orgasmus folgt auf den andern und jeder steigert die Begierde von neuem. Auch der leistungsfähigste Mann ist einer solchen Süchtigen auf die Dauer nicht gewachsen. Es blieb mir nichts übrig, als mein Heil in der Flucht zu suchen.“

Es handelte sich hier wohl um eine jener Halbweltdamen, in deren Kreisen — das ist ein offenes Geheimnis — in allen Ländern das „teuflische Gift“ besonders rasch Eingang ge- funden hat. Die Angehörigen dieser Welt hängen ja gerne Illusionen und Träumen von einem besseren Leben nach, wozu

noch die ihnen nicht unbekanntere erotische Wirkung kommt, die sie nach dem Mittel greifen läßt. Besonders häufig findet

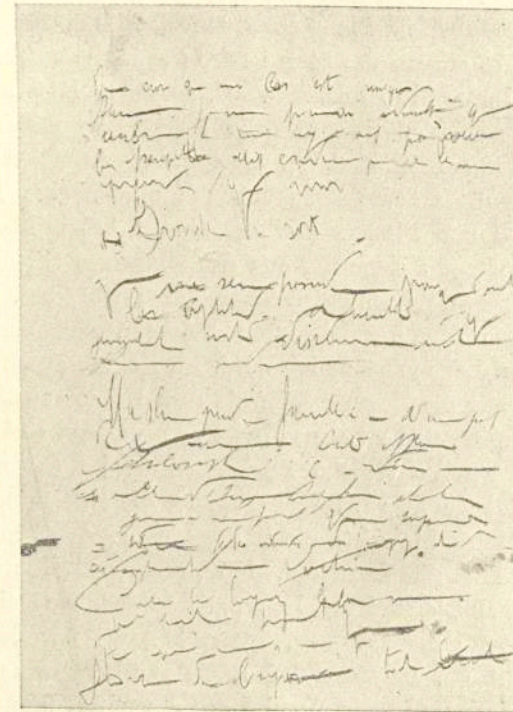


Francisco de Goya: Verschleppung
(Radierung)

man es bei Artisten, Artistinnen und Tänzerinnen, wo es, wie Maier angibt, außerdem durch seine psychomotorisch anregende Wirkung und die Ausschaltung des Müdigkeitsgefühls und des

Schlafbedürfnisses beliebt ist. Wegen des gleichzeitig dadurch gesteigerten Durstgefühles kommt es in diesen Kreisen meist zu einer Kombination mit Trunksucht, wodurch, wie mir selbst ein derartiger Fall bekannt ist, besonders komplizierte und schwere Rauschzustände entstehen können. Uebereinstimmend wird von allen Autoren angegeben, daß von Prostituierten, die Insassen von Bordellen sind, dem Kokainlaster weniger gefrönt wird. Nicht etwa aus dem Grunde, weil diese Sorte von Freudenmädchen keine Lust darnach verspürten, sondern weil die Bordellbesitzer die Einschmuggelung und Benützung des Giftes strenge verbieten, erstens aus Angst vor der Polizei, und zweitens, weil die Prostituierten im Kokainrausch das Interesse daran verlieren, ihre Besucher materiell auszubeuten. Hingegen sollen, wie Maier nach ihm zugegangenen Berichten der letzten Zeit angibt, an einzelnen Orten Prostituierte, besonders Südländerinnen, den Trick anwenden, die Glans penis ihrer Besucher mit einer starken Kokainlösung vor dem Verkehr zu bestreichen, um dadurch auch bei sonst normal Potenten eine Verlängerung der Ejakulationszeit zu bewirken, die eine Stunde und mehr betragen soll; dadurch wird gleichzeitig die psychische Libido beim Manne gestaut und vermehrt, so daß sich solche „Spezialistinnen“ eines besonderen Zulaufes erfreuen sollen. Daß durch derlei Manipulationen schon viele Männer der Kokainsucht verfallen sind, ist leicht begreiflich; wie ja überhaupt das männliche Geschlecht — abgesehen von dem anfänglich auftretenden Glücks- und Kraftgefühl nach Kokaingenuß — sich dem diabolischen Gifte hauptsächlich deshalb hingibt, um die dadurch bewirkte und von ihren Verführern und Verführerinnen gepriesene erhöhte geschlechtliche Erregung verbunden mit einer starken Verlängerung der Ejakulationszeit kennen zu lernen und zu genießen. Diese nur im Anfangsstadium des Kokaingenußes auftretende Verlängerung der Ejakulationszeit wird wohl richtig als Erhöhung des Genusses, aber fälschlich als eine Steigerung der Potenz gewertet, da nach längerem Kokaingebrauch die Erektionsfähigkeit allmählich erlischt und auch die Ejakulation zum Fortfall kommt. Wobei aber der Geschlechtstrieb,

die Libido, erhalten bleiben kann, ein Umstand, der bei der Unmöglichkeit eines normalen Geschlechtsverkehrs zu den verschiedensten perversen Handlungen und Praktiken Anlaß geben und zu Orgien phantastischer Art führen kann, wofür auch „das schwüle, oft mit erotisch abenteuerlichen Phantasien ge-



Schrift eines Kokainisten in einem manischen Erregungszustand mit deutlicher Ideenflucht, die mit fortgesetztem Schreiben immer unleserlicher wird (H. Piouffle: Les Psychoses cocaïniques, Paris 1919)

schwängerte Milieu naturgemäß einen ausgezeichneten Boden bildet“ (Maier). Es kann demnach durch Kokainmißbrauch eine Tendenz zur Pervertierung des Geschlechtslebens, d. h. eine Abkehr von der normalen Sexualbetätigung (sadistische, masochistische Neigungen, Voyeurismus usw.) eintreten. Nicht so bestimmt läßt sich hingegen die Frage beantworten, ob das Kokain auch eine Umkehr der Triebrichtung, eine Abkehr

vom normalen Sexualobjekt (Inversion), d. i. Homosexualität, bewirken kann. Sicher ist nur, daß die Verbreitung der Kokainsucht innerhalb homosexueller Kreise eine auffallend große ist, eine Tatsache, die durch Zeugnisse aus aller Herren Ländern beglaubigt ist. Es besteht demnach zweifellos ein Zusammenhang zwischen Kokainismus und Homosexualität, worauf u. a. Joël und Fränkel in ihrer oben zitierten Monographie und auch Maier in seinem des öftern schon erwähnten Buche über den Kokainismus hinweisen. Beobachtungen und Untersuchungen dieser sowie anderer Autoren haben nun ergeben, daß manifest Homosexuelle, d. h. „geborene“ Invertierte, einen hohen Prozentsatz der Kokainsüchtigen bilden, eine Tatsache, die, wie Joël und Fränkel in ihrer letzten Arbeit über dieses Thema⁵⁵⁾ darlegen, einerseits aus der abnormen Struktur dieser Typen (bewußte Unterdrückung des Trieblebens, Rauschtendenz als Folge unbefriedigten Triebes), andererseits aus ihrer sozialen Lage verständlich wird. Im Kokainrausch schwinden erstens alle die Hemmungen, die dem Homosexuellen sonst im Wege stehen, und zweitens findet er unter den Kokainisten, die ja das gesellschaftliche Zusammensein im Gegensatz zu den Morphinisten lieben, leicht Objekte, die sich ihm, worauf besonders Maier hinweist, mehr oder weniger willenlos hingeben. Das läßt uns begreifen, daß „geborene“ Homosexuelle sich zu Kokainistenkreisen hingezogen fühlen. Nun sind auch Fälle bekannt geworden — Norbert Marx⁵⁶⁾ hat deren drei veröffentlicht —, in denen bei geschlechtlich normal veranlagten Männern unter der Einwirkung des Giftes homosexuelle Neigungen aufgetreten seien. Es handelte sich hier aber um sogenannte latente Homosexuelle, eventuell Bisexuelle, bei denen also keine wirkliche Aenderung der Triebrichtung stattgefunden hat, sondern die sonst gebändigte homoerotische Triebrichtung durch die entfesselnde Wirkung des Kokains zum Durchbruch kam. Derlei Fälle sind auch von Alkoholikern be-

⁵⁵⁾ Joël und Fränkel, Kokainismus und Homosexualität (Deutsche med. Wochenschrift, 1925, Nr. 38).

⁵⁶⁾ N. Marx, Beiträge zur Psychologie der Kokainomanie (Zeitschrift für d. ges. Neurolog. u. Psychiatr., Bd. 80, 1923, 550).

kannt geworden. So berichtete im Jahre 1913 ein Wiener Arzt⁵⁷⁾ von einem 39-jährigen verheirateten, bisexuell veranlagten Mann, der im Alkoholrausch sich homosexuelle Handlungen zuschulden kommen ließ, die er im nüchternen Zustand verabscheute. Anders ist die Sache, wenn wirklich ganz normal Empfindende unter der Kokaineinwirkung zu einer homosexuellen Betätigung gelangen. Derlei perverse Entgleisungen Normalsexueller erklären Joël und Fränkel in ihrer zuletzt angeführten Arbeit mit den Aenderungen, denen die Persönlichkeit mit dem Genuß des Rauschgiftes erliegt und die sich in mannigfacher Weise kombinieren können: Fremdsuggestion, Neugierde, Sensationslust, ekstatischer Drang zur Hingabe, am meisten aber eine Störung im Verhältnis von Geschlechtstrieb und Potenz. Indem Kokain beim Manne meist die Potenz schwächt, die Libido jedoch zunächst wenigstens unberührt läßt oder gar steigert, kommt es zu einer Abnahme der sexuellen Aktivität, zu einer mehr passiven Einstellung des Trieblebens, zu einer geringeren Zielstrebigkeit des erotischen Verkehrs. Durch eben diese Relationsstörung zwischen Libido und Potenz kommt es zur Notwendigkeit einer Reizsteigerung, die für einen Teil der Fälle durch den vorgestellten oder wirklichen Verkehr mit Gleichgeschlechtlichen erreicht wird. Es handelt sich dann nicht um echte Homosexualität, sondern um Sexualakte, die trotz Aenderung in der Wahl des Sexualobjektes die wahre Sexualstruktur der Persönlichkeit unberührt lassen. Wie es ja auch nicht selten vorkommt, daß Kokainistinnen, die vor der Vergiftung durchaus normal empfanden, sich unter der Wirkung des Kokains in lesbische Beziehungen einlassen. Vorkommnisse, die sich zum größten Teile damit erklären lassen, daß die in Gesellschaft der kokainisierten Frauen sich befindlichen Männer — sei es, daß sie selbst Kokainomanen sind (was um so schwerer ins Gewicht fällt, da diese, wie schon oben erwähnt wurde, sehr rasch impotent werden) oder nicht — dem gesteigerten Geschlechtstrieb der Kokaini-

⁵⁷⁾ Deutsch, Alkohol und Homosexualität (Wiener klin. Wochenschrift, 1913, 102).

stinnen nicht zu genügen vermögen, demzufolge diese als eine Art Ersatz zu lesbischen Beziehungen greifen, bei denen der sexuellen Befriedigung keine Grenzen gezogen sind.

All dies vermeintliche Glück, all diese scheinbaren Freudenstunden müssen die der Kokainsucht Verfallenen zumeist mit lebenslänglichen körperlichen und seelischen Qualen bezahlen. Es sind erschütternde Bilder, die sich nur allzuoft dem Arzte darbieten und die es im höchsten Grade wünschenswert erscheinen lassen, daß man dem diabolischen Gifte die zumeist dunklen Wege versperrt, auf denen es eine verhängnisvolle Verbreitung findet. Eine radikale Abhilfe kann nur ein Gesetz bringen, das nicht nur den unerlaubten Handel, sondern auch den unerlaubten Besitz von Kokain strenge bestraft.



*Innendeckel einer französischen Schnupftabaksdose aus Wurzelholz
(XIX. Jahrhundert) mit erotischen Motiven*

DR. OTTO GOLDMANN
(Untersuchungsrichter und Landgerichtsrat, Leipzig):

DAS SEXUALLASTER IN SEINEN ABARTEN

Wir stehen im Zeitalter der beginnenden Erkenntnis. Blind schritten wir noch gestern an vielen Dingen vorüber, die wir als unabänderlich hinnahmen, weil wir ihren Ursprung nicht kannten oder weil wir ihn mißdeuteten. Die Wandlung ist verschiedenen Faktoren zuzuschreiben, insbesondere der ungeheuren Vertiefung der Seelenforschung, den Arbeiten der Aerzte (Institut für Sexualwissenschaft, Berlin), der Neuordnung unserer Sexualethik und der aufblühenden Sozialwissenschaft. So ist es auch gelungen, sehr viele „Sexuallaster“ als zwangsläufige Entwicklungsformen darzustellen und sie dadurch ihrer bisherigen Rätselhaftigkeit zu entkleiden. Ehe und Prostitution erleben eine andere Beurteilung, seitdem man eine leichtere Lösbarkeit der Ehe zu begründen weiß und zu vertreten wagt, seitdem man die Prostitution nicht mehr nur ethisierend oder sentimental betrachtet.

Die wissenschaftlichen Darstellungen der Jetztzeit gehen nicht mehr vom starren Schema einer Institution oder Erscheinung aus, erschöpfen sich nicht mehr in einer bloßen Kasuistik, stehen Verstößen gegen das Schema und Abarten nicht mehr oder weniger hilflos gegenüber, sondern der moderne Forscher sieht zunächst alles „im Fluß“, in Bewegung. Er taucht hinab in den Strudel und sucht den latenten, geheimen Erreger dieses Strudels ans Tageslicht zu ziehen.

Der primitive Urmensch und auch noch der geistig hochentwickelte Mensch der Antike betrachteten alle Lebensformen vorzüglich aus dem Gesichtspunkte der Sinnenfreude, und bei ihnen finden wir darum so ziemlich alles geübt und erlaubt, was zur Befriedigung des Geschlechtstriebes führt. Wir lesen in einer der besten Fundgruben, im „Hermaphroditus“ von Antonius Panormitas, verfaßt etwa 1410, wieder herausgegeben von Forberg 1824, daß man sich in der Antike keineswegs mit dem normalen Koitus begnügte, daß vielmehr auch jede andere Methode und Technik allgemein bekannt, geübt und ungeniert besprochen wurde. In Frage kommen da Masturbation, Fellatio, Cunnilingus, Anal-Koitus usw. Forberg bringt

eine Liste von 90 Variationen der *positio cohibitionis!* (*Figurae veneris.*) Ganz zweifellos verstößt ein gut Teil von ihnen *contra naturam*, sehr viele aber sind aus der Schwierigkeit entstanden, die Zeugungsglieder bequem und erfolgreich zu vereinigen. (Vgl. den sexualwissenschaftlichen Kommentar zum „Hermaphroditus“ von Dr. Kind, S. 410.) Denn die These, daß der Instinkt aus dem Untergrunde aprioristischer Kenntnis heraus den Menschen gleich dem Tiere ohne Anlernung und Beispiel zum Koitus führe, ist unhaltbar. Eine andere, noch jetzt umstrittene Frage ist, ob allein der Koitus psychisch und physisch eine völlige Entspannung und Abschwellung herbeiführt. Ebenso umstritten ist die Frage, ob beim Menschen der Koitus „Leib gegen Leib“ oder der *a posteriori* (*bête à quatre pattes*) der Natur entspricht. Man hat neuerdings nachzuweisen versucht, der letztgenannte sei der natürliche, und zwar aus anatomischen Gründen. (Vgl. Ernst Klotz in einer Abhandlung „Der Mensch, ein Vierfüßler“, Leipzig, 1908, sowie Dr. Karl Ludwig in „Geschlecht und Gesellschaft“, Bd. III, S. 4 ff.) Für die Auffassung, daß diese Kohabitationsart nicht *contra naturam* sein kann, spricht die Tatsache, daß bereits in der Antike Aerzte zur Erleichterung der Empfängnis zum Koitus *a posteriori* rieten. Gründe der Moral und Aesthetik haben aber dazu geführt, daß diese Art noch heute überwiegend als anormal, als atavistischer Rückfall gilt.

Der Anal-Koitus hat seinen Ursprung im sexuellen Variationsbedürfnis Uebersättigter. Er ist eine der kärglichen Ersatzformen des Koitus für Homosexuelle und er wurde schon im alten Mexiko und Peru geübt und gestattet zur Schonung der Mutter während der langen Laktationszeit sowie zur Verhütung der Empfängnis. Dort führten dann drei völlig verschiedene Gründe eine Sittenänderung herbei: Die Inkaherrschaft, die nach Raubkriegen die großen Menschenverluste wieder ausgleichen mußte. Die christliche Moral. Und . . . die Revolution der um ihren Genuß betrogenen Frauen!

Der Cunnilingus dürfte seine Entstehungsgründe teils in einem atavistischen Rückfall haben, teils in einer isolierten Adoration der Genitalen. Geübt wurde er zu allen Zeiten, stets

aber galt er bis auf den heutigen Tag als eine ziemliche Unappetitlichkeit. Trotzdem fand die Antike an ihm weniger



Peruanische Steinplastik

Gräberfund aus vorchristlicher Zeit, Anal-Koitus zwischen Mann und Weib darstellend (Aus den Sammlungen des Instituts für Sexualwissenschaft, Sammlung Gaffron des Archivs der Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

auszusetzen als an der Fellatio, als deren Erfinder die auch sonst übelberüchtigten Lesbier angesehen wurden.

Trotzdem der Anal-Koitus, der Cunnilingus und die Felatio der heutigen Moral als unzüchtig gelten, sind sie nicht mit Strafe belegt. Strafbar ist nach § 175 St.-G.-B. lediglich „die widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts“, worunter die Rechtsprechung aber nur „beischlafähnliche“ Handlungen versteht.

Zuletzt die Onanie als Ersatz des Koitus. Im 1. Buche Moses, 38. Kapitel, ist von einem Manne die Rede, der seinen Samen „auf die Erde fallen ließ und ihn verderbte“, um seines Bruders Weib nicht zu schwängern.

Dieser Mann hieß Onan und man nennt nach ihm die Selbstbefriedigung Onanie. Fälschlicherweise jedoch, da es sich bei Onan um einen coitus interruptus gehandelt hat. Besser ist die Bezeichnung Masturbation (Schändung mit der Hand). Man versteht darunter das Frottieren des eigenen oder fremden Geschlechtsteiles bis zum Orgasmus mit der Hand oder irgendeinem anderen Gegenstande.

Martial spricht in einem Epigramm (IX, 41) von dem „gewaltigen Frevel“, auf diese Weise „einen Menschen zu vergeuden“. Er selbst gibt aber in einem anderen (II, 43) ungeniert zu, daß die eigene Hand ihm „Ganymed“ gewesen sei. Man sprach sich also ganz offen darüber aus. Und aus anderen Epigrammen lesen wir, daß der Alt-Lateiner dabei die linke Hand bevorzugte, eine Gewohnheit, die noch heute in Südslawien von Frauen und Mädchen beibehalten wird.

Skaven masturbierten vor der Stalltür, wenn auf „hektorischem Roß die Gebieterin saß“, und man fand nichts dabei, wenn Diogenes, der Zyniker, auf offenem Markte masturbierte und dabei klagte: „Wenn ich doch auch den Hunger meines Magens so einfach stillen könnte!“

Noch weniger fand man etwas in der galanten Nachhilfe der Bettgenossin; eine Unterstützung, die der Franzose „patte d'araignée“ nennt. Sie gilt auch heute kaum als unsittlich und wurde selbst von Moraltheologen „um des guten Zweckes willen“ empfohlen.

Mit der Askese des Christentums, von deren Folgen selbst für den normalen Koitus noch zu sprechen sein wird, kam auch

für die harmlose Masturbation eine Zeit der Verfemung und Verfolgung. Man hatte blühende Jugend hinter Klostermauern verborgen und für immer vom anderen Geschlechte getrennt. Da aber auf dem Sexualgebiet der menschliche Geist von jeher besonders erfinderisch ist, war man gerade in den Klöstern, den Brutstätten weiblicher und männlicher Onanie, sehr bald zu besonderen Reizmitteln übergegangen: zum künstlichen Phallus und sogar zur Selbstbefriedigungsmaschine. Wir lesen



J. Touchet: Witwentrost

dies in Strafvorschriften, in denen die Rede ist von der „machina mulierum“, Maschinen, die auch der überreizten Libido des Modernen nicht fremd sind, und von denen sich z. B. im Dresdener Kriminalmuseum ein Exemplar befindet.

Vergeblich trat man der Masturbation in den Klöstern mit strengen Strafbestimmungen und Bußordnungen entgegen. Strafe war zum Beispiel dreijährige Buße, ein Jahr davon bei Wasser und Brot. Dies findet sich bereits in einer Bußordnung des 8. Jahrhunderts. Die Bußordnung des Bischofs Burchard von Worms aus dem 12. Jahrhundert belegte Onanie und lesbische Liebe mit noch strengeren Strafen, ein Zeichen für

die Zunahme dieser „Sünden“. In den streng denkenden spanisch-habsburgischen Erblanden (Ferdinand I.) setzte man Sittenkommissionen ein und häufte Polizeiverordnungen gegen das „unkeusch treiben“. (Vgl. Schidrowitz, Sittengeschichte des Proletariats, S. 151 ff.)

Die Auffassung, daß die Onanie eine wohl zu vermeidende „Schuld“ sei, ist dank der nüchternen modernen Forschung immer mehr im Schwinden. Bis vor wenigen Jahren noch nahm man allgemein den Standpunkt ein, die Onanie berge zumal für die Pubertätsjugend ungeheure Gefahren in sich. Man „klärte“ in Schriften darüber auf und prophezeite die schlimmsten Folgen: Neurosen, Impotenz, ja sogar Geisteskrankheiten.

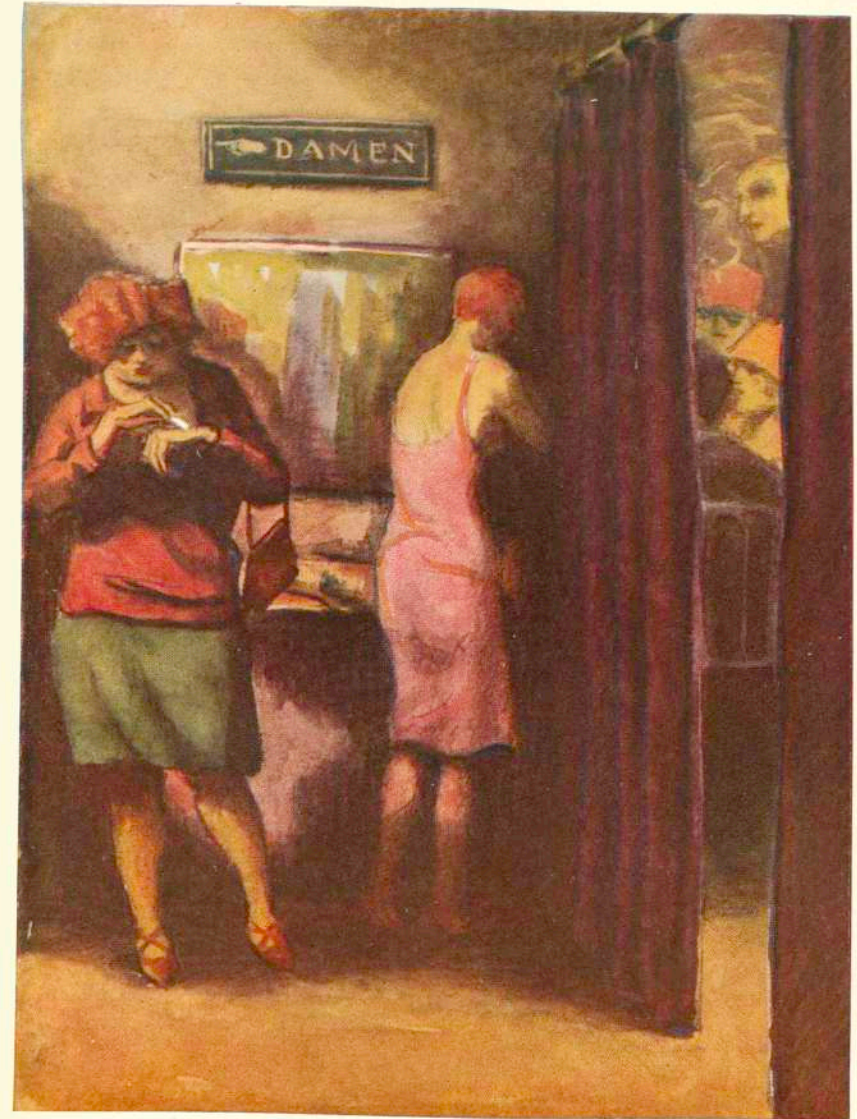
Sexualforschern, wie Freud und Stekel, ist es zu verdanken, daß dieser Bann gebrochen wurde. Man sieht in der Onanie heute nicht mehr ein pathologisches Symptom, sondern beim Erwachsenen einen unschädlichen Ersatz des Beischlafes, beim Jugendlichen aber das erste Symptom des normalen, urkräftigen Trieblebens. Selbst Onanie ohne Libido ist nichts Verwerfliches, noch weniger Krankhaftes. Dies beweist das Verhalten von Kindern vor dem Erwachen des Sexus, beweist das von Idioten, die beide ohne Gefühl und Gedanken für das andere Geschlecht lediglich organischen Empfindungen an den Genitalien nachgeben.

Selbst kriminell ist die Onanie das beste Schutzmittel der menschlichen Gesellschaft gegen die wahren Sittlichkeitsverbrechen, deren schlimmste Notzucht und Lustmord sind. Wessen Onanie mit Notzuchtsvorstellungen verknüpft ist, der macht sich im Augenblick der Detumeszenz selber harmlos und unschädlich. Er tobt seinen Triebmenschen in der Phantasie aus.

Zu diesem Standpunkt der Unschädlichkeit maßvoll betriebener Onanie bekennt sich die Aerzteschaft mehr und mehr. Straffbar ist die Onanie nach heutigem Recht nicht.

Woher aber die Anschauung, jeder Ersatz des Koitus sei ein „Laster“?

Dies erklärt sich vor allem damit, daß die Religion auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens „Normen“ aufgestellt



Viktor Leyerer: Die Schnupfede im Dirnen-Café

habe, deren Uebertretung seither als Sünde und Unmoral galt.

Der Antike legte die Religion jedenfalls keine Beschränkungen in dieser Beziehung auf, sie förderte im Gegenteil durch Kulte und Mysterien Phantasie und sexuelle Betätigung. Es sei hier an den Phalluskult erinnert, der auch in Asien keineswegs den Beigeschmack des Ekeleregenden hatte, vielmehr diesem Symbol der Fruchtbarkeit galt. Unverhüllt waren Mensch und Sexus in der Kunst wie auch im Leben. Die Steigerung der Liebesvariationen, zu denen echte Perversitäten



Félicien Rops: Spiritus flat

traten, brachte aber im Cäsarentum infolge der sexuellen Uebersättigung der Plutokratie und des niedern Volkes die Apotheose der Wollust, des Raffinements und der Grausamkeit.

Der Rückschlag kam mit der starren Askese des Christentums, das sich allein auf das Geistige einstellte. Man schuf den Begriff der „Erbsünde“. Der Mensch sei von Anfang an nicht gut, sondern verderbt, und sein ganzes Streben habe sich darauf zu richten, den Verlockungen des „Fleisches“ zu widerstehen, damit es nicht über „Geist“ und Seele triumphiere.

Die eifrige Moraltheologie erklärte zuletzt beinahe alles,

was irgendwie nach Sexus aussah, im Bausch und Bogen als „Todsünde“ in Acht und Bann, und gerade der Asket vergrub sich mit einer gewissen Wollust in das Studium aller nur erdenkbarer Perversitäten. Die Kirchenlehre zerarbeitete sich an der Lösung des Problems der „Sünde“.

Gestattet war nur noch der Koitus, der in Zeugungsabsicht stattfand, also der eheliche, normale. Alles übrige war mehr oder weniger Sünde, Unzucht, Laster.

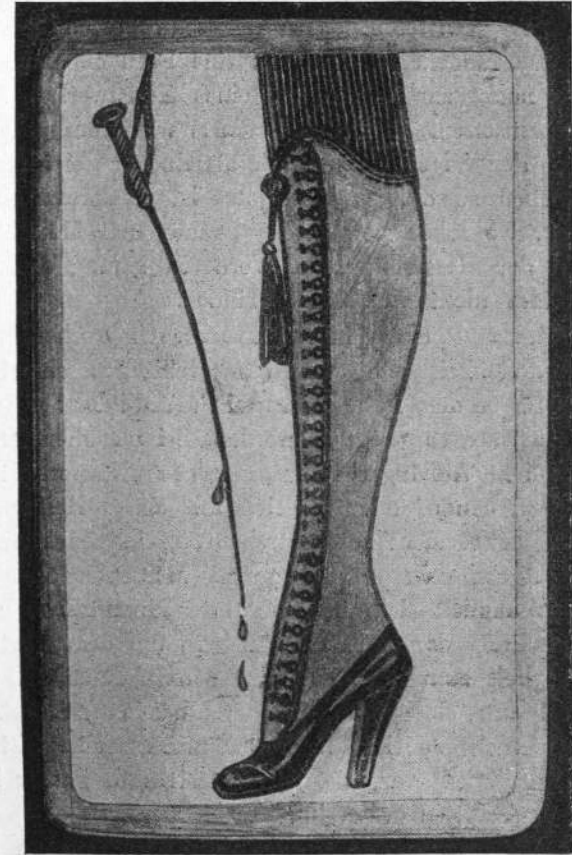
Diese Moral sitzt noch heute im Hirn der meisten, obwohl jeder weiß und sieht, daß die Menschheit in ihren Taten längst nicht mehr obige Norm befolgt, sie in Wahrheit auch nie befolgt hat.

Nicht nur die Ersatzformen des Koitus gelten als unsittlich, sogar der außereheliche Verkehr wird heute noch vom Gesetzgeber mit dem Begriffe „Unzucht“ belegt, eine Auffassung, die auch dem obersten deutschen Gerichtshofe, dem Reichsgericht, eigen ist.

Man sagt: „Unzüchtig ist die Ueberschreitung der Grenzen, die gezogen sind durch Herkommen, Gewohnheit und Erziehung auf dem Gebiete des geschlechtlichen Verkehrs und die im menschlichen Geschlechtsleben zur Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte geboten sind.“ Anstatt zu sagen: „Unzüchtig ist, was eine Gefahr für die Reinheit, Kraft und Gesundheit des Volkes bedeutet.“

Das heutige Gesetz ist noch immer eine Art Verkehrs-polizei auf dem Gebiet der Sexualität zur Vermeidung von Störungen des pruden, gutbürgerlichen Behagens. So kann es vorkommen, daß ein Sadist hinter verschlossenen Türen sein williges Opfer (*volenti non fit injuria!*) beinahe bis zum Exitus straflos quälen darf, während — zumal in katholischen Ländern — der „Unzuchtsstrafe“ verfällt, wer mit Andersgeschlechtlichen in einsamer Gegend ein Luftbad nimmt und sich nicht genügend gegen Ueberraschungen durch Schnüffler gesichert hat, „weil das Nacktgehen von Personen verschiedenen Geschlechts eine grob ungebührliche, unkeusche Handlung ist, die das überwiegend anders denkende Publikum in seiner Sittlichkeit verletzt.“

nackt den sogenannten Schwertertanz vollführten. Beide Tänze wurden von Liedern begleitet, deren Inhalt sich der Art des Tanzes anpaßte. (Vgl. Dr. Leonhardt in „Geschlecht und Gesellschaft“, Bd. VII, Seite 196.)



Zigarettschachtel, wie sie sich ein masochistischer Schuhfetischist zu Dutzenden in Schabmanier mit ihm beherrschenden Motiven zierte
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Sind dies nun alles „Perversionen“ des Geschlechtstriebes? Nein, es sind lediglich — mehr oder weniger geschmackvolle — Ausdrucksformen natürlicher Sexualität. Vom Spitzenmorgenhäubchen der Jungverheirateten, über den g'schamig-lüster-

nen Schuhplattler hinweg bis zur öffentlichen Veranstaltung einer Körperkulturschau.

Die Perversion, das Anormale, beginnt erst da, wo Sitte und Moral nicht mehr Schritt halten können.

Aber auch hier hat es wunderliche Wandlungen gegeben. Die Künstler gewisser Epochen der schlimmsten Askese bekamen keine Modelle, weil es für eine Frau als unmoralisch galt, sich nackt zur Herstellung eines Kunstwerkes Männerblicken auszusetzen. Zu Zeiten Makarts wiederum galt es für die Damen der Wiener Aristokratie als eine Auszeichnung, ihm Modell stehen zu dürfen. Und jetzt ist wiederum eine Zeit gekommen, wo schön gewachsene Frauen und Mädchen aller Kreise an der Herstellung und Veröffentlichung des eigenen Aktlichtbildes nichts Anstößiges finden.

Bei diesem Punkte jedoch muß die Unterscheidung zwischen Natürlichkeit und anormaler Exhibition einsetzen. In Bordells pflegen dem Besucher zuweilen Aktbilder der Insassinnen zur Auswahl vorgelegt zu werden. Bei manchem Bild, das eine angebliche Anhängerin der modernen „Körperkultur“ an „Gesinnungsfreunde“ oder zugleich mit einem Heiratsgesuche verschickt, waltet nicht das Bestreben ob, eine Zuchtwahl zwischen wohlgebildeten und gesunden Menschen anzubahnen, sondern es handelt sich um verkappte Prostitution, um eine Zurschaustellung der eigenen Nacktheit, um dem Partner die Bereitwilligkeit zum intimen Verkehr anzudeuten. Obwohl es sich dabei um einen normalen, wenn auch außerehelichen Verkehr handelt, so liegt nach der herrschenden Sitte doch eine Schamlosigkeit vor, die die Jetztzeit noch immer im unmittelbaren Anbieten des weiblichen Körpers erblickt.

Aber auch wenn das eigene Aktbild niemandem gezeigt wird, nimmt man Exhibitionismus an, obwohl hier eher eine Form der Autoerotomanie vorliegt. Es ist die Sucht, sich, ohne den Gedanken an das andere Geschlecht, nackt abgebildet zu sehen.

Der echte Exhibitionist jedoch sucht stets ein Objekt, am liebsten ein andersgeschlechtliches. Er handelt unter einem Zwange, der ihn bis zur Bewußtlosigkeit treiben kann. Er wartet

zitternd, bis das Opfer sich naht, am Fenster, im Treppenhause, versteckt in den städtischen Anlagen, oder auf einsamen Waldwegen. Mitunter geht er auch durch belebte Straßen und schlägt blitzschnell den Mantel auseinander, um seine Entblößung zu zeigen. Es gibt Exhibitionisten, die unter dem



Partiell fetischistische Photographie, die sich ein deutscher Soldat ins Feld schicken ließ (seine Frau?)

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Mantel nur ein Hemd tragen, ausgeschnitten à la Frack, um schnell „bei der Hand“ zu sein.

Im Augenblick der Entblößung wird meist masturbiert, doch gibt es auch Exhibitionisten, deren Lust sich schon mit dem bloßen Zeigen erschöpft. Andere brauchen zur Befriedigung die Berührung ihres Geschlechtsteils. Sie pflegen eine derartige Aufforderung zu murmeln. Meist Kindern gegenüber,

die der Exhibitionist überhaupt gern als Opfer wählt, da er mit der kindlichen Neugier und mit größerer Verschwiegenheit rechnet. Er hat deshalb eine Düte mit Bonbons in der Tasche, die ihm Anknüpfungs- und Bestechungsmittel sind.

Die meisten dieser Fälle sind klinisch. Dies hat man lange nicht erkannt. Vor allem war dem Strafrichter die Ursache des Exhibitionismus bis vor kurzer Zeit noch rätselhaft. Er sah nur die Unsittlichkeit, die Perversion, das „zweifelhafte Sittlichkeitsverbrechen“. So kam es vor, daß derselbe Mensch wegen derselben Handlung immer wieder aus dem § 183, St.-G.-B. (öffentliche Vornahme unzüchtiger Handlungen) verurteilt wurde, obwohl seine Verteidigung, unter einem unwiderstehlichen Zwange zu stehen, dem Psychiater hätte unterbreitet werden müssen. Man wußte eben noch nicht, daß es gerade auf dem Gebiet der Sexualität Triebe gibt, denen gegenüber auch beim sonst Verantwortlichen die Hemmungsvorstellungen nicht zur Geltung kommen können. Es liegt hier ein krankhafter Anreiz vor, der zur Anwendung des bekannten § 51 St.-G.-B. und damit zur Freisprechung führen muß. (So jetzt das Reichsgericht in seinem Urteile vom 29. IX. 1922, Bd. 57, S. 76 der Sammlung der Strafentscheidungen.)

Ein krankhafter Anreiz zur Exhibition wird angenommen bei Degenerierten, Epileptikern, Alkoholikern, Altersblöden, Infantilen und bei Paralytikern. Es gibt also angeborene und erworbene Anlagen zum Exhibitionismus.

Hauptentstehungsursache des erworbenen Exhibitionismus ist die Onanie.

Wird diese längere Zeit im Uebermaß betrieben, so geht das Schamgefühl verloren. Zunächst dem eigenen Ich, später auch den Mitmenschen gegenüber. Die Hemmungen des Schamgefühls sind durch die Libido derart versklavt, daß der Onanist, innerhalb seiner vier Wände nicht mehr befriedigt, ein Objekt braucht, dessen Anwesenheit ihm den fehlenden Anreiz verschafft. Verbunden sind damit aber auch sadistische Züge (so auch Wulffen, „Der Sexualverbrecher“, 1910, bei Dr. P. Langenscheidt, Berlin). Es genügt dem Exhibitionisten, daß das Opfer die Entblößung sieht, seine Absicht geht gleich-



Menükarte eines Pariser Restaurants

(Bemerkenswert als Ausdrucksform von Busenfetischismus)

(Aus den Werbegraphischen Sammlungen Dr. Hans Sachs, Berlin-Nikolassee)

zeitig dahin, eine sexuelle Erregung im Opfer, versteckt hinter Scham und Schreck, nachklingen zu lassen. Dessen Entrüstung vermehrt beim Täter den Reiz und die geschlechtliche Wirkung der Entblößung.

In der Münchner Medizinischen Wochenschrift 1914, Nr. 46, wird berichtet, daß man während des Weltkrieges in den Tornistern mehrerer im nordwestlichen Frankreich gefallener französischer Offiziere einen Phallus aus Gips fand, jeder beinahe 20 cm lang und von einem Durchmesser von etwa 6 cm. Man riet herum, zu welchem Zwecke diese Gliednachbildungen wohl ins Feld mitgenommen waren. Die Erklärung französischer Gefangener: „C'est seulement pour rire!“ war nicht glaubhaft. Selbst für einen recht derben Spaß dürften diese reichlich schweren Instrumente nicht vom Hause mitgeschleppt worden sein. Daß sie für eine geplante Schändung bestimmt waren, schied wohl auch aus, obwohl französische Gedichte von 1914 den deutschen Frauen und Mädchen ankündigten, daß man aus ihrer Haut Suspensorien zu fertigen gedenke.

Möglicherweise sollten die Fundstücke dazu dienen, auf einem Vormarsch bei der weiblichen Bevölkerung angesichts dieses Riesenphallus Scham und Verlegenheit hervorzurufen, an der man sich dann weiden wollte. (Exhibitionismus!)

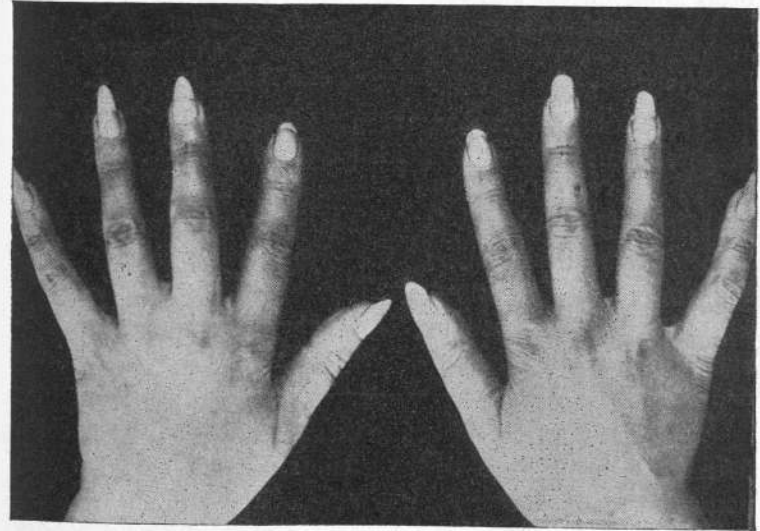
Oder aber es handelte sich um einen erotischen Talisman. Man wollte sich vor dem Verlust der Genitalien schützen, wenn nicht etwa dieser Phallus Ersatz und Erinnerung sein sollte an den Urningsverkehr mit dem Freund zu Hause. (Vgl. die Deutungsversuche in Groß' Archiv für Kriminalogie, Leipzig, Verlag Vogel, Bd. 64, S. 69.) Auch Fetischismus, von dem noch die Rede sein soll, käme in Frage.

Der Exhibitionist hat ein Gegenstück: den Voyeur. Geht der Wunsch des Exhibitionisten dahin, daß andere seinen unsittlichen Akt sehen, so besteht die Handlung des Voyeurs im Zuschauen. Man spricht daher vom Schautrieb (Mikoskopie).

Auch hier nicht unbedingt ein Verstoß gegen Sitte und Norm. Man kann vielmehr sagen: Wo der Exhibitionismus gestattet ist, liegt auch im bloßen Zuschauen nichts Lasterhaftes.

Das Unsittliche, die Triebabweichung, kommt erst in Frage, wo das Motiv, hauptsächlich aber wo Art und Weise des Zuschauens außergewöhnlich sind.

Zweifellos gab es schon in den Anfängen der Menschheit Naturen, die den anderen gern rein körperlich, bei irgendeiner Verrichtung oder gar bei der Paarung sahen. Bei wilden Stämmen besteht jetzt noch die Sitte, in versammelter Gemeinde Zeuge und Begutachter der „Brautnacht“ zu sein. Diese Mi-



Photographien aus der Sammlung eines Handfetischisten
(Dresdner Kriminal-Museum)

oskopie! ist dort eine gesetzliche, feierliche Handlung. An sie erinnert der noch jetzt bei einigen Mittelmeervölkern in dörflicher Weltabgeschiedenheit bestehende Brauch, nach der Hochzeit den Verwandten das „Brauthemd“ zur Bescheinigung der bräutlichen Jungfräulichkeit vorzulegen.

Nicht nur reine Neugier, sondern auch sexueller Schautrieb veranlaßt manchen, auf der Straße der Paarung von Hunden, auf der Koppel derjenigen von Pferden und Rindvieh und in den zoologischen Gärten dem Brunstgebaren wilder Tiere zuzusehen.

Es ist der geschlechtliche Vorgang, der anlockt. Und je größer beim menschlichen Liebespaar der Wunsch nach Verheimlichen dieses Vorganges ist, um so raffinierter die Neugier der Zuschauer.

Schon Martial XI, 45, gibt dem Besucher des römischen Lupanars den guten Rat:

„Wenn du die Schwelle betrittst der ein Täflein tragenden Kammer,
Ist dir, sei's daß ein Knab oder ein Mädchen dich lockt,
Nicht genügend die Tür, auch der Vorhang nicht und der Riegel,
Und gesicherter noch soll das Geheimnis dir sein.
Auch den geringsten Spalt, der verdächtig dir scheint, verstopfst du,
Löchlein auch, die vielleicht lüsterne Nadeln gebohrt . . .“

Es gab also auch dort schon Lüsterne und Löcher zum Zuschauen. Besonders Frankreich hat später diese Unsitte übernommen und in den Stätten solcher Freuden Gucklöcher für impotente, aber um so zahlungsfähigere Lebegreise eingerichtet. Dem Liebespaar selbst dienen Spiegel an den Wänden, vor allem über dem Lager, zur vielfältigen Befriedigung seines Schautriebes. Und die Kastration der orientalischen Eunuchen beweist, wie unvereinbar man im Harem Wächterdienst und Schautrieb hielt.

Schüler machen sich bisweilen den „Ulke“, ohne einen Pfennig Geld Bordelle zu betreten, angeblich nur, um sich postwendend wieder vor die Tür setzen zu lassen. In Wahrheit aber wollten sie möglichst viel von den mangelhaft bekleideten Insassinnen sehen.

Messalina zwang ihre Hofdamen, sich in ihrer Gegenwart zu prostituieren. (Vgl. Bloch, „Das Sexualleben unserer Zeit“.) Sie brauchte starke Reize für ihre zügellosen Triebe.

In Jahre 1914 tauchte in sächsischen Städten ein Mensch auf, der ein Hotellogis bezog und Inserate folgenden Wortlautes in die Zeitungen setzen ließ:

„Geb. hübsches Fräulein für Empfang und leichte Kontorarbeiten gesucht. Dr. med.“

Meldeten sich bei ihm junge unerfahrene Mädchen, so gab er sich als Arzt aus und forderte zwecks ärztlicher Untersuchung Entkleidung vor der Anstellung. In einigen Fällen ist

terlassen haben, während im modernen Rußland und im Baltikum ganz richtig der Voyeur wegen Beleidigung der anderen bestraft wird.

So geschehen im Juli 1924 in Kowno, wo junge Leute, bewaffnet mit Feldstechern und photographischen Apparaten, im Gebüsch versteckt im Njemen badende Mädchen belauscht hatten. Sie wurden auf der Stelle verhaftet und streng bestraft.

Voyeurs hat zuerst der Franzose Coffignon beschrieben. Seine Voyeurs sind aber diejenigen Menschen, die in den Champs Elysées andere Personen beim Urinieren beobachten, also im Anblick der Defäkation einen sexuellen Genuß finden (stercoraires platoniques). Gucklöcher zu solchen Zwecken weisen übrigens die Aborte aller Länder auf! Soweit nicht bloße Neugier das Motiv war, handelt es sich um eine zweifellose Perversion des Geschlechtstriebes, die nicht selten zu den ekelhaftesten Erniedrigungen auf masochistischer Grundlage führt (sog. Pica oder Kopro- und Urolagnie). Obwohl der Antike nichts Menschliches fremd war, also auch die Pica nicht, so geht doch aus der Materialsammlung des Antonius Parnormitas deutlich hervor, daß man auch dort solche Perversionen zum mindesten verspottete, wenn nicht verabscheute.

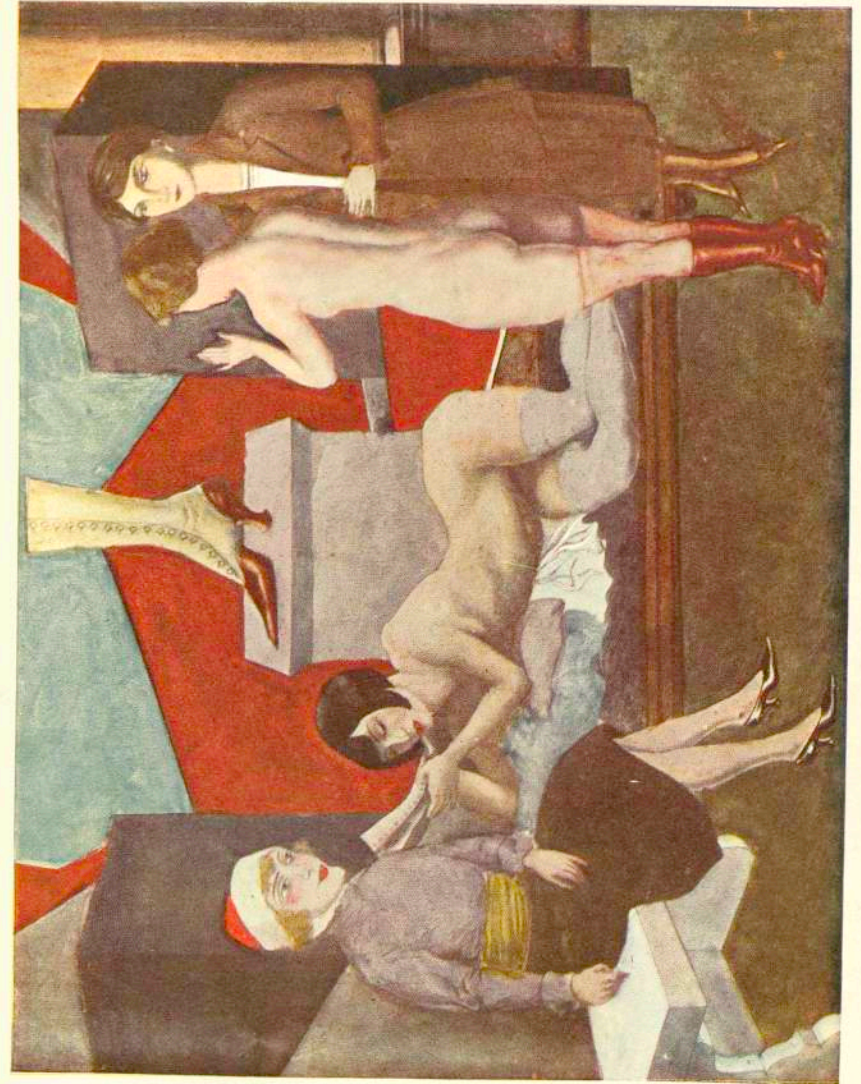
Die erotische Neigung zu den Ausscheidungsvorgängen anderer Menschen beruht im allgemeinen auf einem abnormalen masochistischen Trieb. Die moderne Wissenschaft erklärt auch diesen Trieb für eine allgemeine anthropologische und ethnologische Erscheinung. Die Kraft der Libido könne nämlich selbst das Ekelhafteste „idealisiert“, und es sei zum Beispiel experimentell möglich, in der tiefen Hypnose solche Geschmacklosigkeiten hervorzurufen. Diese seien daher nicht unbedingt in das Gebiet des Pathologischen zu verweisen.

Erwiesen ist jedenfalls durch die Erfahrung, daß es Masochisten gibt, die zwecks sexueller Erregung solche wider natürlichen Handlungen, wie Urolagnie und Koproagnie, vornehmen, als der sklavischen Erniedrigung letzte Möglichkeit. Diese Menschen sind vom Geruchsfetischisten („Renifleurs“) zum Geschmacksfetischisten „aufgerückt“.

Dies Laster ist uralt, weil der „homo sapiens“ auf dem Gebiete des Sexuellen von jeher besonders leicht Verstand und Aesthetik zurückschraubte. Schon der antike Lüstling schwelgte als „Sklave“ einer herrischen Domina geradezu mit Wollust in derartigen Erniedrigungen, die nicht nur damals, sondern noch heute in der pornographischen Literatur sogar poetische (!) Form gefunden haben. (Vgl. die „muse latrine“ aller Zeiten und Völker.) Natürlich hat auch Sade in seinen Schriften dieses Gebiet nicht vernachlässigt.



Bild für die Sammlung eines Anal-Fetischisten
 (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Schuhfetischismus
 Graphische Wunschprojektion eines Schuhfetischisten
 (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Die Wortbildung „Fetischismus“ ist neueren Datums. Mit *feitico* (Zauber) bezeichneten seit dem 17. Jahrhundert die Portugiesen die Götzen der Senegalneger, und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nannte man dann alle in den Naturreligionen vergötterten Gegenstände Fetisch. Fetischismus ist mithin als ein ursprünglich religiöser Begriff die Bezeichnung einer primitiven Anschauung, die an ein Wohnen übersinnlicher Wesen in sinnlich anschaulichen Gegenständen und an einen Schutz durch diese glaubte. „Fetischmänner“ lockten das übersinnliche Wesen in den Gegenstand hinein. Entspricht die Wirkung des Fetischs nicht den Erwartungen, so wird ein neuer gewählt. Man unterhält sich mit dem Fetisch wie mit einem lieben Freunde. Man schwärmt für seinen Fetisch, gerät in seiner Gegenwart in Verzückung, in Ekstase. Wir werden noch sehen, wie genau dasselbe beim erotischen Fetischismus geschieht.

Dieser wird am besten charakterisiert durch die Bezeichnung „Teilanziehung“. Das Interesse konzentriert sich nur auf bestimmte Einzelheiten — Charaktereigenschaften, Körperteile, Kleidungsstücke —, deren Besitz oder auch schon bloßes Betrachten Wollustgefühle auslöst.

Der erotische Fetischismus beruht keineswegs auf pathologischer Grundlage. Er ist zunächst physiologisch, allgemein menschlich und natürlich. Jeder Mensch hat eine besondere Vorliebe, Neigung oder gar Schwärmerei für einen bestimmten Begriff oder eine bestimmte Gegenständlichkeit in seinem sexuellen Trieb- und Gefühlsleben. Der eine zieht z. B. die Blonden vor, der andere die Brünetten. Der eine bevorzugt die Schlanke, der andere die Ueppige; das moderne Heiratsgesuch bevorzugt den Ausdruck „vollschlank“. Eine Art von Fetischismus ist auch die ausgeprägte Vorliebe für bestimmte körperliche Nachteile und Gebrechen. Es gab und gibt Menschen, die hinkende Frauen besonders reizvoll finden und sich nur mit solchen abgeben. Französische Schriftsteller erklärten,

durch das Hinken erhalte die Bewegung der Frau etwas anders, etwas Entzückendes im Gang, das anderen abginge, und sie schwärmten darum für die Königin Anna von Brétagne und die Fürstin von Condé. Im Cabinet satyrique, einer Sammlung aus dem 17. Jahrhundert, wird der Buckel einer Geliebten besungen. (Moll, S. 599.) Der Liebende konzentriert sein Gefühl auf das Taschentuch, auf den Handschuh der Geliebten. Er küßt verstohlen diese Sachen, da sie vom Duft ihrer Persönlichkeit erfüllt sind, scheinbar ihre Seele enthalten.

Meist ist irgendein zufälliger Teileindruck in der Pubertätszeit mit dem ersten Erwachen der *vita sexualis* zusammengefallen und hat diesen für das ganze Leben zum Hauptgegenstand des erotischen Interesses gestempelt. Zum Beispiel der Anblick einer entblößten Brust, eines eleganten hochhackigen Schuhs, eines Stückes knisternder bunter Seide.

Pathologisch wird diese Vorliebe erst dann, wenn ohne solchen „Fetisch“ der Drang zur normalen Befriedigung, d. h. durch den Beischlaf, ausfällt (vergl. Moll, „Handbuch der Sexualwissenschaften“, Verlag Vogel, Leipzig, 1926, S. 751). Und vom „Laster“ des Fetischismus wird man sprechen dürfen, wenn gesuchte und raffinierte Steigerungen das Abnormale ganz besonders unterstreichen.

Aelteste und zugleich wieder neueste Form des Fetischismus ist der Puppenkult. In Gräbern der frühesten Zeiten (besonders in China, Japan, Griechenland und Italien) hat man Puppen jeder Art gefunden, die dem Toten mitgegeben waren. Teils handelt es sich um religiöse Fetische, teils aber um Gegenstände, die für ihren Besitzer eine ähnliche Bedeutung erlangt hatten wie der Phallus für die ganze Antike. Bei den Chinesen fertigten besondere Künstler wertvolle seidene Kleider mit allerlei Zierat für solche Puppen an, viel zu kostbar für ein bloßes Spielzeug. Die erotische Zweckbestimmung ist klar. Es handelte sich um die Verkörperung einer bestimmten Persönlichkeit, die man in Gestalt der Puppe nunmehr ganz sein eigen nennen konnte, so daß das angeschwärmte, lebende Weib völlig in den Hintergrund trat.

Puppen findet man im Besitz der modernen Demimon-



Zeichnung eines Kältefetischisten,
den die Vorstellung eines der Kälte ausgesetzten leichtbekleideten Mädchens sexuell erregte
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

daire, der Prostituierten und der Bordellbesitzerin. Das herausgeputzte Ding wird als „Kind“ betrachtet und verhätschelt.

Teils bildet eine solche Puppe nur die wehmütige Erinnerung an die eigene Unschuld und Reinheit von einst, zum Teil aber pflegen solche Frauen in Gegenwart ihrer Puppen zu masturbieren. So „Carmen“, die schwachsinnige Jeane C., deren Treiben Vinchon näher schildert (*Journal de médecine de Paris*, 1914). In einem anderen der von Dubisson („*Les voleuses des grands magasins*“, Paris, 1902) mitgeteilten Fälle besaß eine 33 jährige Hysterika 40 Puppen, an denen sie ekstatisch hing. Bei solchen Frauen handelt es sich um Grenzfälle von Neurose und Psychopathie. Unsere jüngste Zeit kennt den Kult des „Teddybären“, der besonders im Arm des „Tauentziengirls“ anzutreffen ist.

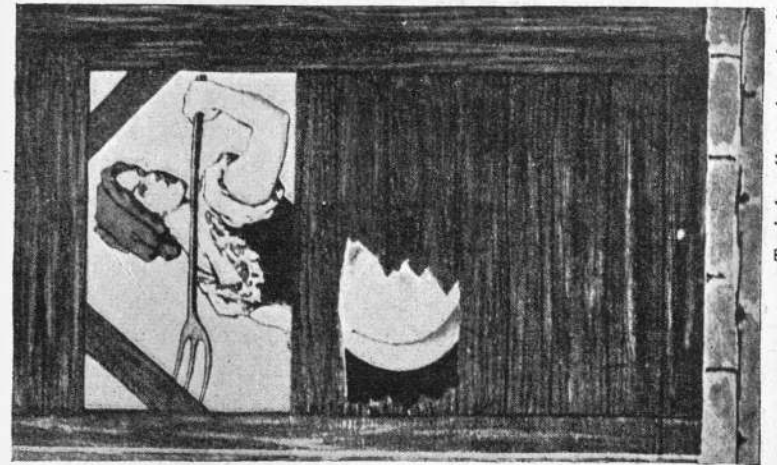
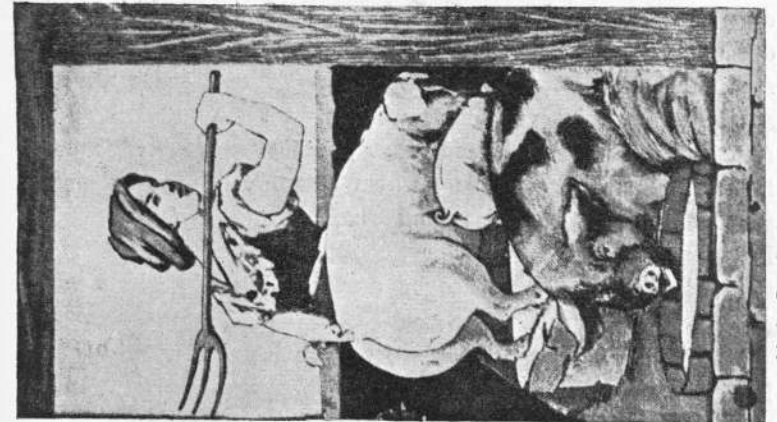
Der Glaube an die Beseelung toter Gegenstände und die Teilanbetung haben sich auch in die monotheistischen Religionen, selbst in das Christentum, als Rest oder als Rückfall des Fetischismus eingeschlichen (Reliquien, Kruzifix, himmlischer Bräutigam), wie denn religiöse Verzückung sehr leicht in erotische Sphären hinüberschwebt.

Altbekannt ist der sogenannte *Pygmalionismus*, die Statuenliebe. In der griechischen Mythologie verliebt sich Pygmalion auf Kypros in das elfenbeinerne Bild der schönen Galathea, das er selbst gefertigt hatte. Er fleht die Göttin Aphrodite an, das Bild zu beleben. Er wird erhört und konnte mit der Fleisch gewordenen Statue sogar ein Kind zeugen. Die Moderne hat sich ebenfalls zu erotischen Zwecken dieser Sage bemächtigt: in französischen Bordellen stellt die nackte Prostituierte zunächst eine leblose Statue dar, die sich dann à la Galathea belebt und zu Zärtlichkeiten bereit ist.

Nach Wulffen (S. 498) wohnt auch dem „klassischen Marmor“ auf den Bühnen der Varietés (Milos' „*Lebende Plastik*“, vergl. meine Schrift „*Nacktheit, Sitte und Gesetz*“, 1924, Verlag Giesecke, Dresden, S. 56) der erotische Charakter des Statuenfetischismus inne.

Der Pygmalionismus war in Gestalt des mit dem Phalluskult verbundenen geschlechtlichen Verkehrs mit Götzenbildern früher auf der ganzen Erde verbreitet. Man prostituierte sich zu Ehren der Sexual-Gottheit durch physische

Vereinigung mit ihrem Bildnis oder mit ihren plastischen Symbolen. Letztere dienten vielen Völkern auch zur kultgemäßen Defloration ihrer Jungfrauen, wie denn überhaupt die Defloration ein Akt war, der höchste Aufmerksamkeit und Assistenz



Typische allgemein verkaufte pornographische Postkarte
(Die anscheinend unzüchtig entblößte Magd entpuppt sich nach Abheben des aufgelegten zweiten Bildes [rechts] als harmlose Schweinehütterin)

der Oeffentlichkeit erforderte. Die Sitte hat sich hier gewaltig geändert. Der Statuenliebhaber wird von der ärztlichen Wissenschaft ins Gebiet des Pathologischen verwiesen, während das Gesetz die Statuenliebe mit den Strafen des § 183 St.-G.-B.

(ärgerniserregende öffentliche Unzuchtshandlung) und des § 304 (Sachbeschädigung, wenn die Statue befleckt oder gar beschädigt wurde) bedroht.

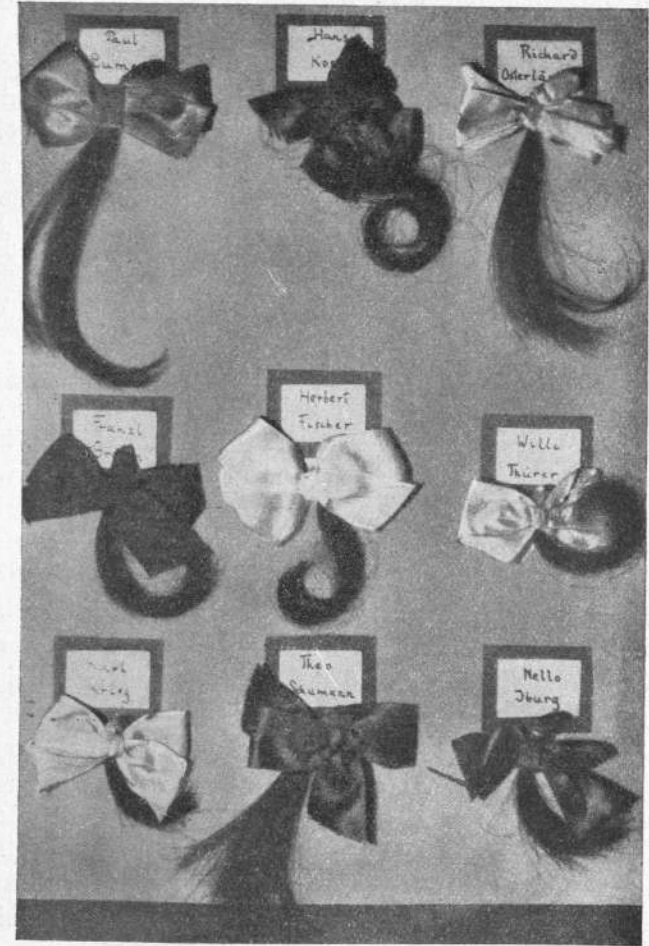
Weniger auf fetischistischem Gebiete als auf dem der Masturbation liegt der Gebrauch von Phallusnachbildungen durch Frauen und der von Vaginalnachbildungen durch Männer, soweit damit masturbiert wird. Zur Herstellung solcher Phallen ist von jeher bei allen Völkern jedes nur erdenkliche Material verwendet worden, um sie möglichst der Natur anzugleichen, während dieser „Industriezweig“ der männlichen Sexualphantasie bis zu den „dames de voyage“ entgegengekommen ist. Dies sind Nachbildungen ganzer weiblicher Körper, nicht nur der Schoßpartie, mit naturgetreuen Genitalien, deren Sekret sogar durch Oel nachgeahmt wird (vergl. Wulffen, S. 499).

Wir haben eingangs betont, daß meist ein zufälliges Erlebnis in der Pubertätszeit die Veranlagung zur „Teilanziehung“ gebildet hat. In diesem Zusammenhange interessiert die Tatsache, daß bei den Indianern Nordamerikas sich jeder während der Pubertätszeremonien ein ihm im Traum erscheinendes Tier als Fetisch oder Totem wählte, das er hinfort niemals töten oder verspeisen durfte, das ihm vielmehr Verkörperung eines übersinnlichen Wesens bedeutete. Also auch hier die schwerwiegende Bedeutung der Pubertätsphantasie. Jugendträume diktieren und bestimmen für das ganze weitere Leben eine Einzelheit. Sie gleiten in das Unterbewußtsein des Wachen hinüber, regen auch dort Wunschphantasien immer derselben Art an.

Wie stark diese Phantasien und Projektionen dann werden können und wie leicht sie durch Ueberwuchern alles anderen aus der Norm herausfallend, zum „Laster“ werden, soll an einigen Beispielen gezeigt werden.

Man teilt die verschiedenen Möglichkeiten der „Teilanziehung“ ein in Körperfetischismus (z. B. Haar-, Hand-, Fuß-, Busen-Fetischismus) und in Kleidungs- oder Gegenstandsfetischismus (z. B. Wäsche-, Schuh- und Stiefel-, Stoff-, Pelz-Fetischismus).

Zum Kinderbett-Fetischisten war ein sächsischer Tischler geworden, der im Jahre 1914 wegen mehrfacher Diebstähle vor Gericht stand. Er hatte wiederholt Kinderbett-



Lockensammlung eines homosexuellen Haarfetischisten
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

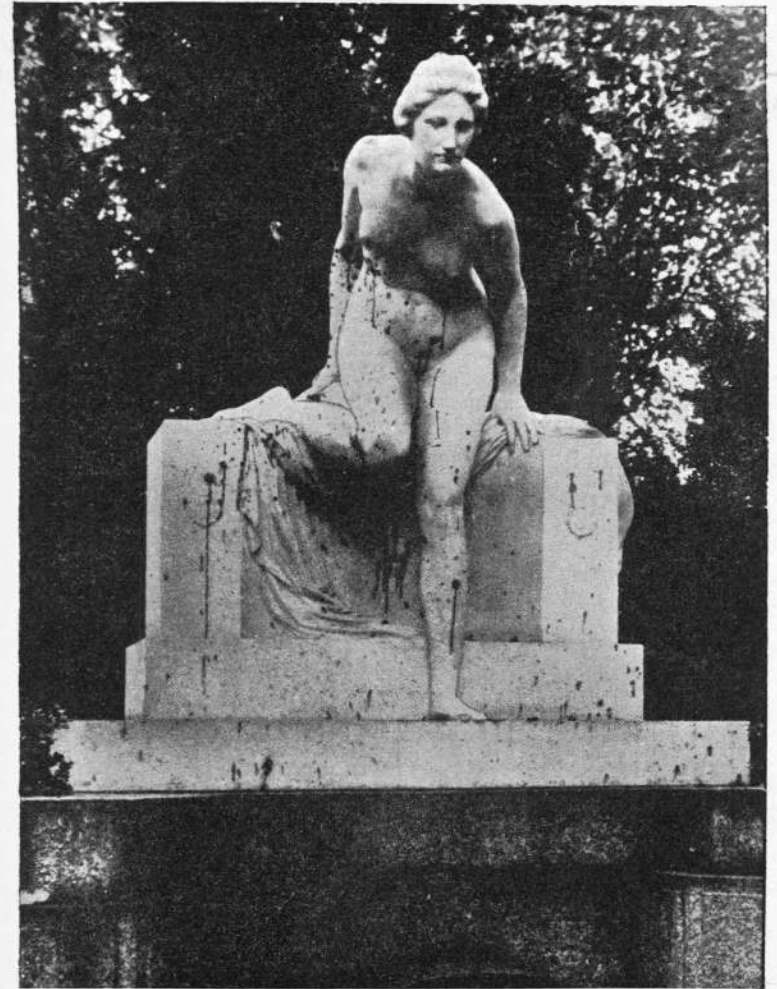
zeug entwendet. Stets aber nur solches mit rotem Inlett, geblütem Ueberzeug und Spitzenbesatz. Als Zwölfjähriger hatte er gerade sexuelle Aufklärungsliteratur in die Hände bekom-

men, als zufällig seine schwangere Schwester mit einem derartigen Steckbettchen ins Zimmer trat. Dieses Zusammentreffen hatte bei ihm eine lebhafte Erektion bewirkt und ihn zur Masturbation veranlaßt. Seitdem verknüpften sich seine erotischen Gedanken immer enger mit der Erinnerung an jenen Anblick, so daß er im Bordell nur durch die Vorstellung jenes Kinderbettes zur Beiwohnung gelangte, die ihn jedoch nicht genügend befriedigte. In der Folgezeit verfiel er deshalb völlig dem Gesetze des Fetischismus „Los vom Weibel“, kaufte sich eine ganze Anzahl Kinderbettchen und ging zuletzt zur diebischen Wegnahme über. Der Zwang hierzu war so groß, daß er am Tatort erst noch zwei-, dreimal umkehrte und dann doch der Öffentlichkeit und Gefahr nicht achtend, zugriff. Er war erblich belastet, da Vater und Onkel Trinker gewesen.

Zum Frauenhosenfetischisten wurde ein Kunstgewerbeschüler, weil er beim Anblick von Frauenbeinkleidern auf einer Wäscheleine zum erstenmal bei der Masturbation einen ganz besonderen Reiz und einen gesteigerten Grad der Befriedigung wahrgenommen hatte. Dabei war er seit dem 15. Lebensjahre Masturbant und obiges Ereignis fiel erst in sein 20. Lebensjahr. Den Koitus hatte er trotz mannigfacher Gelegenheit nie gesucht. Der Anblick nackter Modelle in der Kunstschule ließ ihn völlig kalt, weshalb er von seinen Freunden oft verspottet wurde. Er zog sich deshalb zurück und masturbierte nunmehr stets über Frauenhosen stehend. Ließ die Libido nach, so stahl er ein neues Objekt und die anderen Hosen erweckten sogar einen Widerwillen in ihm. Neue Wäsche im Schaufenster ließ ihn kalt, da sie in ihm keine Sexual-Assoziation hervorrief. Er kam dann endlich vor Gericht, weil er einen Einbruch in eine Waschanstalt verübt hatte (1915). Auch er erklärte glaubhaft, bei Diebstahl und bei Masturbation nicht an den Frauenkörper, sondern nur an die Hose zu denken und darüber alles andere außer Acht zu lassen.

In diesem wie im vorhergehenden Falle erkannten die Gerichtsärzte aber nur eine verminderte Zurechnungsfähigkeit an, sprachen sich also gegen eine Anwendung des § 51 St.-G.-B. aus, weil bei den Diebstählen weder „Bewußtlosigkeit“ noch

eine „krankhafte, die freie Willensbestimmung ausschließende Störung der Geistestätigkeit“ vorgelegen hätten. Der überwie-



Statuen-Schändung

(Mit Tinte verunreinigte Denkmalfigur in Dresden)

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

gende Teil der gerichtsärztlichen Sachverständigen vertritt nämlich bei „sonst“ Gesunden den Standpunkt, man könne vor

allem aus dem Fehlen von Erinnerungslücken auf ein bewußtes und darum verantwortliches Tun schließen, und in beiden Fällen waren obige Täter vor Gericht zu einem genauen Bericht über die Tat imstande gewesen.

Den Uebergang zum Zopffetischisten bildete in früheren Zeiten, besonders im 18. Jahrhundert (Zeit der „Empfindsamkeit“), die weit verbreitete Sitte des Abschneidens und Aufbewahrens von Locken als erotischer Fetische. Der Zopffetischist ist teils Haarfetischist, teils Saliromane oder Sadist. Ersteres, wenn es ihm nur auf die Erlangung eines Fetichs ankommt, letzteres, wenn der Höhepunkt seiner Wollust mit dem Raub des Zopfes zusammenfällt. Im Elsaß gibt es den Brauch des „Mädelrupfens“. Burschen steigen in die Kammer der jungen Mädchen ein, denen Schamhaare ausgerissen werden. In Südslawien pflegen sich Burschen und Mädchen Büschel solcher Haare als sexuelle Fetische zu überreichen. Der Zopffetischist kümmert sich nur um das von ihm selbst abgeschnittene Haar; die beim Friseur ausliegenden Zöpfe und Perücken lassen ihn kalt. Ueber die Strafbarkeit des Zopffetischisten sind sich die Juristen nicht einig. Sie nehmen je nach der verschiedenen juristischen „Konstruktion“ Diebstahl, Körperverletzung oder Beleidigung an.

Beim Schuhfetischisten ist die Libido zentriert entweder in der Fußbekleidung der Geliebten oder davon unabhängig im Schuh bestimmter Art überhaupt. So sammelte einer lediglich Knabentiefel, ohne von homosexueller Veranlagung zu sein. Die Teilanziehung bedeutet begrifflich nichts anderes als die erotische Konzentration auf einen Körperteil oder eine unbeliebte Sache zwecks Befriedigung des sexuellen Ichs. (Auto-Erotomanie.)

Bevorzugt wird nicht unbedingt der Schuh der Mode, weil es Fetischisten gibt, denen sogar der Anblick abgetragener Pantoffeln der Geliebten Orgasmus verschafft. Wohl aber faszinieren besonders Damenschuhe mit hohen Absätzen. Ferner alle, die an den leichten Gang oder beschwingten Tanz graziöser Frauen erinnern.

Der Schuhfetischismus kam schon im Altertum vor, da

man früh Beziehungen zwischen Fuß und *vita sexualis* fand (vergl. Bloch „Aetiologie der Psychopathia sexualis“ II, 323 bis 325). Eine Blüte brachte das 18. Jahrhundert, nicht zuletzt veranlaßt durch Rétif de la Bretonne (1734—1806), Schriftsteller und Schuhfetischisten, nach dem diese Sinnesrichtung auch den Namen Rétifismus erhielt.

Manche Forscher (auch Krafft-Ebing scheint dazu zu neigen) sprechen dem Schuhfetischismus eine gesonderte Be-



J. Touchet: Leichenschändung

deutung ab und verweisen ihn als larvierten Masochismus in das Gebiet der Allogagnie. Dorthin gehört er aber nur dann, wenn im Besitze eines Frauenschuhes überwiegend der Wunsch des Unterworfenenseins unter die Besitzerin symbolisiert wird.

Ist bei der „Teilanziehung“ das Markante die Liebe zum Fetisch, so handelt es sich bei der Saliromanie um den Trieb zum Beschmutzen, Beschädigen oder Zerstören bestimmter Dinge. Auch hier nimmt die moderne Wissenschaft eine ursprünglich physiologische Grundlage an, indem sie an den kindlichen Zerstörungsdrang erinnert, der in der Pubertätszeit

ein kurzes Aufflackern zu erleben pflegt. Der Mensch ist nicht von Grund auf befähigt, lediglich aufzubauen. Erst der Erhaltungstrieb des Existenzkampfes, Kultur und Sitte bringen ihn zur Unterdrückung der schädlichen, gegenteiligen Triebe. Unterliegt er in diesem Widerstreit, so bleibt er der „böse Bube“, dessen „unnütze Hände Tisch und Wände beschmieren“. Er fällt in den Augen der anderen aus der Norm, erweckt den Verdacht des Pathologischen und wird zum lasterhaften Wüstling, wenn er im Beschädigen oder Zerstören gar sexuelle Befriedigung findet.

Hierzu gehört der Statuenschänder, der im Gegensatz zum Statuenfetischisten dem Bildwerke so feindselig gesinnt ist, daß er Glied oder Brüste abschlägt, den Marmorleib mit Tinte, Säuren oder menschlichen Ausscheidungen schändet. Vor einigen Jahren wurde in Leipzig das Schiller-Denkmal durch derartige Saliromanen beschädigt, markanter Weise aber nur das Gesäß der neben der Büste stehenden weiblichen Figur, das einen schwer zu beseitigenden Anstrich von schwarzer Farbe erhielt. Die erotische hypersexuelle Natur dieses Frevlers war damit außer Frage gestellt. Wo jedoch nur Unbildung oder Roheit solche Taten hervorrufen, kommt eine Normabweichung nicht in Frage.

Statuenschändungen werden häufig von Prüden, von Asketen begangen, die angeblich aus religiös moralischer Entrüstung den Anblick derartiger „Nuditäten“ den Augen keuscher Frauen und unschuldiger Kinder ersparen wollten, in Wirklichkeit aber das latente autoerotische Motiv der eigenen Erregung hatten. So zweifellos der römisch-katholische Priester Felix M. aus Wilna, der im Jahre 1906 auf der Terrasse der Skulpturensammlung des Albertinums zu Dresden mit seinem Stock drei klassischen Statuen den marmornen Ausdruck ihrer Männlichkeit abschlug, weil dieser Anblick angeblich sein Schamgefühl verletzte.

Geistige Saliromanie auf sadistischer Grundlage sind die Fragen im Beichtstuhl nach Einzelheiten der *vita sexualis* der wehrlosen Frauen und Mädchen. Indem die Moraltheologie des Mittelalters an diesem Ort den sexuellen Schmutz zwecks Be-

kämpfung der Sünde studierte, schändete und vergiftete sie saliromanisch die Psyche, was als „gutes Werk“, nicht etwa als Laster galt.

Der Saliromane als Säurespritzer oder Kleiderschlitzer ist Sklave seines abnormalen erotischen Triebes, da er nur Wollust empfindet, wenn das Objekt seiner Attentate am lebenden Körper getragen wird. Nie wird er sich an Kleidungsstücke im Schaufenster heranmachen. Er ist Sadist, wenn er sich dann aus einem Versteck an der Empörung seiner Opfer weidet. Saliromane ist auch der Brandstifter aus Neugier, der Baumfrevler, der Urheber von Zugsentgleisungen, der weder an Raub, noch an Menschenverluste denkt. Das Eisenbahnattentat von Leiferde 1926 hatte eine ganze Reihe anderer Zugsentgleisungen zur Folge, die lediglich dieser infantilen „Neugier“ entsprangen, denn der echte Saliromane ist entweder jugendlich oder ein Degenerierter mit infantilen Merkmalen.

Sadistischer Saliromane war der von Wulffen, S. 338, in seinem „Sexualverbrecher“ erwähnte Kupferschmied, der laut einer polizeilichen Strafverfügung wegen groben Unfugs nachts auf der Straße Passanten absichtlich durch Darmblähungen belästigt hatte. Dieser Fall, daß der Rohling aus dem Volke die bessere Damenwelt „aus Spaß“ derart irritiert, gehört zu den alltäglichen großstädtischen Vorkommnissen und ist eher Beleidigung als grober Unfug.

Scheidenverletzungen bei Haustieren erwecken oft den Verdacht einer sodomitischen Handlung. Häufig lag aber nur eine Saliromanie vor, eine Tierquälerei durch Jugendliche. Wie denn der Jugendliche überhaupt zur Tierquälerei neigt, wobei ein Uebermaß das Anzeichen von noch latenter Hypersexualität ist.

Das moderne Strafgesetz hält für den Saliromanen eine große Auswahl von Paragraphen bereit: Einfache Sachbeschädigung (§ 303), Denkmalsschändung (§ 304), Beleidigung (§ 185), Körperverletzung (§§ 223 ff.), Aergernis erregende Handlung (§ 183). Die mildeste Strafe ist auffälliger Weise die Uebertretungsstrafe des § 360 St.-G.-B. (nur Geldstrafe

bis zu 150 Mark oder Haft) für die Tierquälerei. Der Gesetzgeber hält also die lasterhafteste Quälerei eines edlen, schmerzempfindenden Tieres für leichter als die Beschädigung des wertlosesten öffentlich aufgestellten Denkmals, wofür er einen Strafraum bis zu drei Jahren Gefängnis bereithält. In romanischen Ländern ist die Tierquälerei sogar straflos.

Eine gewisse Entwicklungslinie derartiger Saliromanie führt zur Menschenquälerei auf erotischer Grundlage, zum Sadismus.



Sadistisch-zoomimische Buch-Illustration

(Archiv des Instituts für Sexuallforschung, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

SADISMUS UND UNNATÜRLICHE VERIRRUNGEN

Auch hier nicht unbedingt eine abnormale Entstehungsursache, sondern eine physiologische, rein menschliche im sexuellen Triebleben. Schmerz und Unterwerfung sind auch der normalen Liebesbetätigung eigen, sind deren elementare Phänomene und in weiten Grenzen noch normal. So zum Beispiel die „Liebesbisse“, die bei den Naturvölkern gang und gäbe, noch heute gar nichts Seltenes sind. In langsamen Steigerungen und Variationen führt dann die beim leidenschaftlichen Aneinanderpressen der Körper beginnende Kette der Vorspiele oder Begleiterscheinungen des normalen Koitus bis zu jener Grenze, wo solche Handlungen und Empfindungen an die Stelle der erotischen Neigung und an die Stelle der normalen geschlechtlichen Vereinigung treten. Hier setzt das Abnormale, die Perversion, ein. Dies ist die Auffassung der modernen Wissenschaft (z. B. Moll, Handbuch der Sexualwissenschaften, 1926, S. 760), während man früher schnell bei der Hand war und jedes Reizmittel im Sexualverkehr als „sadistisch“ etikettierte.

Eine weitere Klärung ringt sich durch, indem man als typisch nicht mehr die Schmerzzufügung oder Schmerzerduldung, sondern die aktive oder passive Unterwerfung bezeichnet. Man rückt also von dem Begriffe *Allogagnie* (*algos* = Schmerz, *lagneia* = Wollust), den v. Schrenck-Notzing prägte, ab und bleibt bei den Namen „Sadismus“ und „Masochismus“, die sich auch im Volke eingebürgert haben und die aus den Namen der Schriftsteller Marquis de Sade (1740 bis 1814) und Sacher-Masoch (1835) gebildet sind. Obwohl ein Sammelname für beide Laster angebracht wäre, da sie in einem engen Zusammenhange miteinander stehen.

Der Literatur und Geschichte entnehmen wir, daß abnormale erotische Unterwerfung und Unterwürfigkeit so alt sind wie das Menschengeschlecht selbst.

Herkules ertrug alle Demütigungen durch die Königin Omphale, ließ sich von ihr in den Staub treten, damit sie ihn

erhöre. Geißelungen von Frauen fanden kultgemäß beim Fest der Luperkalien und beim Cybeledienst statt. Im Tempel der Göttin Mylitta forderte die babylonische Religion auch von der verheirateten Frau die Hingabe an jeden Fremden, eine sadistisch-masochistische Sitte, die auch in anderen Mittelmeerländern verbreitet war und erst durch Konstantin abgeschafft wurde.

Die Antike mit ihrer Gestattung des homosexuellen Verkehrs schwelgte in der Variation des schmerzhaften Anal-Koitus, wie denn auch besonderes die alten Griechen ihren Sexualsinn mit Vorliebe auf die rückwärtige Körperpartie richteten (Venus Kallipygos). Auch den Römern waren Rute und Geißel im Sexualverkehr nicht fremd, wie aus Bildern auf ihren Bordellmarken zu schließen ist. Ovid („Amores“ und „Ars amandi“) gab routinierte Anleitungen zum Masochismus und schilderte mehrfach den schimpflichen Dienst für die unbarmherzige Geliebte, vor deren Tür man „als Sklave“ Wache stehen muß, während sie mit einem anderen dahinter buhlt. Auch der Sänger und Ritter der „Minnezeit“ nahm gern erniedrigende Demütigungen (die bis zur sogenannten Koprognie gehen können) auf sich, wobei ihn die Angebotete allerdings schließlich zwecks normaler Vereinigung erhörte, während die römische „Domina“, unberechenbar und stark sadistisch veranlagt, mehr Vergnügen daran fand, ihre Sklaven ans Kreuz geheftet zu sehen. (Juvenal.) Das Reiten der Frau auf dem Manne, Peitsche, Zügel und Sporen wurden nicht nur zum Symbol der perversen Weiblichkeit, sondern Symbol der Weiberherrschaft überhaupt (z. B. in Alt-China). Weiberherrschaft und niedrige Unterwürfigkeit des Mannes hat es zeitweise bei jedem Volke gegeben. Der energische, moderne Cityman, der nur für Putz und Wohlleben seiner Herzenskönigin arbeitet, ist am wenigsten frei davon.

Erfahrungstatsache ist allerdings, daß blutende Wunden einen ganz besonderen Eindruck auf die vita sexualis machen, was die Notzucht im Kriege, den Typ des Messerstechers, Lustmörders, die „Folterkammern“ der modernen Perversen, sowie die gesteigerte Libido des Studenten nach Mensuren erklärt.



Hauszucht!
 Satirischer französischer Kupferstich auf die Rutenherrschaft der Frau
 (Aus fürstlichem Privatbesitz in Deutschland)

Stets aber wird daran festgehalten, daß die Frau leichter zum Sadismus neigt als der Mann, daß sie raffinierte Grade



Marquis François de Sade
(Nach dem der Sadismus benannt wurde)

von Grausamkeit an den Tag legt, weil sie als das leichter erregbare Wesen infolge des schnelleren Abkommens vom Sprungbrett der Liebe den höchsten Rekord erreichen kann.

Dies geht ganz deutlich aus der sadistischen Literatur hervor, die beim verprügelten Schuljungen auf dem Knie der strengen „Gouvernante“ (so besonders im präden Albion) beginnt und beim impotenten verkalkten Lebemann in der Folterkammer einer „Gräfin von Strachwitz“ endet. Wenn auch reichlich oft der gewalttätige Edelmann geschildert wird, der Komtessinnen auf seinem Schlosse auspeitscht oder die eigene Frau ans Kreuz bindet, so hat doch Sacher-Masoch als Typ solcher Perversionen die Venus im Pelz geschaffen, deren Hauptattribut die Peitsche für den masochistisch veranlagten Mann ist.

Für den Normalen hat diese Literaturgattung unbedingt den Anstrich des Lächerlichen. Schon nach den ersten Kapiteln dieser Prügelbücher müßte eigentlich alles tot, zum mindesten mit schwerem Siechtum behaftet sein. Aber schon am nächsten Tage kann weiter geprügelt werden, und es ist wunderbar, wie schnell völlig aufgeplatzte Körperteile geheilt und unter „durchsichtigen Spitzenhöschen“ zu neuer „Wollust“ bereit sind. Der leichtverständliche Grund liegt darin, daß Wirklichkeit und Leben der exaltierten sadistischen Betätigung entgegenstehen. Deshalb muß die starke Phantasie des Perversen diese für ihn so bedauerliche Lücke ausfüllen und so kann es in der „Kunst“ zu derartigen Grotesken kommen (Wunschprojektionen wie beim Fetischisten). Dies ändert nichts an der Gemeingefährlichkeit dieser Literaturgattung, die geeignet ist, die Volksseele zu vergiften und den normalen Sexus zu perversieren. Sade und Sacher-Masoch haben mit ihren Schriften der Menschheit einen bösen Dienst erwiesen und von der modernen sexuellen „Aufklärungsliteratur“ gilt dasselbe. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat auch in der rein pornographischen Literatur sich wiederum eine trübe sadistisch-masochistische Welle gehoben, die Millionen solcher Schundwerke an den Strand, d. h. in die Hände des für jede aufpeitschende Sensation dankbaren Publikums geschwemmt hat.

Wissenschaftlich dürfte das Gebiet für längere Zeit genügend erforscht und beschrieben sein, weshalb im nachstehenden nur die Hauptsteigerungen und Zeiterscheinungen kurz skizziert sein sollen.

Der Sadismus beginnt beim Schlagen, zunächst mit der



Hans Baldung Grien: Aristoteles und Phyllis, 1513

Hand, dann mit irgendeinem Werkzeug. Die Annoncen der Erzieherinnen und Masseusen, hinter denen sich meist ausgediente

Prostituierte verbergen, deuten dies durch die Ausdrücke „streng“ oder „energisch“ an. Solange das systematische Prü-
geln von Kindern erlaubt ist, wird es stets Sadisten, wie den
Lehrer Dippold, geben, der seinen Zögling sogar zu Tode quälte.

Das Schlagen führt zur Abwechslung der Prügelinstrumente und zur Einrichtung der schon erwähnten „Folterkammern“, wobei man mit Vorliebe (auch bei der Herstellung von unzünftigen Lichtbildern) auf die Zeit der Inquisition zurückgreift, da in ihr für den Perversen die raffinierteste Wollust durch den Schmerz und durch die Hilflosigkeit kulminiert. Diese Gedankenassoziation beseelt auch den Lustmörder, der sogar noch nach der Tat im Körper seines Opfers wühlt.

Die Tatsache, daß der Tod durch Erhängen oder Erwürgen Erektion herbeiführt, hat schon in alten erotischen Schriften zur Schilderung dieses Todes als mit großer Wollust verbundenen geführt, hat zum Beispiel in Sades Roman „Justine“ den Helden zu diesem Wunsch begeistert, und hat die Einfügung von raffinierten Hängeapparaten in die sadistische „Folterkammer“ der großstädtischen Prostituierten gezeitigt. Man bezweifelt aber in den Lagern der ärztlichen Wissenschaft, ob die Todeserektion mit einem Empfindungsvorgange verbunden sei oder ob sie nicht einfach eine Wirkung der Todesstarre usw. sei. Man weist darauf hin, daß die masochistischen Hängemanöver nicht anders wirken als andere Arten der Selbstpeinigung, als rein psychisch. Wie dem auch sei, vor einigen Jahren hatte sich ein 17 jähriger Bäckerlehrling in Sachsen bei solchen Manövern versehentlich selbst erhängt. Ein Unfall, welcher allerdings mancher wohlausgerüsteten sadistischen Folterkammer das Lächerliche des ersten Eindrucks nehmen dürfte.

Hat ein Masochist sich vom sadistischen Partner zum Scheine aufhängen oder würgen lassen und es kommt „in der Hitze des Gefechts“ zum Exitus des Masochisten, so kann von dem für den Juristen so heiligen Grundsatz „volenti non fit injuria“ natürlich keine Rede mehr sein. Es liegt fahrlässige Tötung (§ 222 St.-G.-B.) oder Körperverletzung mit

tödlichem Ausgang (§ 226 St.-G.-B.) vor. Das perverse Spiel mit dem Ernst des Todes hat sich bitter gerächt.



Strafbar wegen schwerer Körperverletzung nach § 224 St.-G.-B. macht sich fernerhin der Sadist, wenn er sein Laster so intensiv oder exaltiert betrieb, daß das Opfer die in diesem

(Aus „Joh. Ludov. Gottfried Historische Chronika“ 1710, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg)

Paragrafen aufgezählten schweren Schäden, wenn auch ungewollt, vom Flagellanten davontrug. Auch hier scheidet „volenti non fit injuria“ aus, weil selbst der moralisch vollkommenste Masochist nur mit einem wollüstigen Angstkitzel und mit tüchtigen Schmerzen, kaum aber mit derartigen Schäden einverstanden ist. Außerdem dürfte eine Einwilligung, die gegen die guten Sitten verstößt, rechtlich unwirksam sein. Es wurde hier die Grenze zwischen Laster und Verbrechen überschritten.

Im übrigen aber kann sich der Sadist straflos der gefährlichen Körperverletzung (§ 223 a St.-G.-B.) widmen, solange er sich in den Grenzen des seinem Opfer angenehmen Stechens, Schlagens und Gliederzerrens bewegt.

Wegen Kuppelei kann sich strafbar machen, wer die Geliebte oder eigene Frau mit anderen Männern zusammenbringt, um dann als masochistischer „Sklave“ Qualen der Wollust zu empfinden, als Sadist oder Voyeur sich an dem Widerstande der Verkuppelten zu weiden.

Die „Erzieherin“ oder „Masseuse“ macht sich durch ihre Annoncen nach § 184, Ziffer 4 St.-G.-B., strafbar, weil sie „öffentliche Ankündigungen zwecks Herbeiführung unzüchtigen Verkehrs erlassen hat“.

* * *

Sodomie ist die geschlechtliche Betätigung mit Tieren (auch Zoostuprum, Bestialität genannt). Sie ist den meisten Kulturmenschen ein unlösbares Rätsel, ist in ihren Augen Perversion, Laster, Verbrechen oder gar ein Zeichen von Geisteskrankheit.

Und die Wissenschaft? Krauß zum Beispiel spricht von einer bloßen Geschmacks„verschiedenheit“, will sogar von einer Geschmacks„verirrung“ nichts wissen und weist in das pathologische Gebiet nur den auch sonst geistig Erkrankten (Anthropophyteia, III. Bd.). Die meisten anderen modernen Autoren gehen zwar nicht so weit, immerhin nehmen sie eine „minderwertige Moral“ des Tierschänders an. (So z. B. Wulffen, Seite 551—553.) Daß Sodomie auch bei geistig völlig Gesunden vorkommt, darüber ist man sich jedoch allgemein einig.

Diese wissenschaftlichen Ergebnisse gründen sich auf

sexual-historische Forschungen, die dem Manne des alltäglichen Lebens natürlich fernliegen. So ist nämlich unbekannt, daß die Sodomie wahrscheinlich religiösen Ursprungs ist. Sie taucht nach den Quellen zuerst in Aegypten auf, wo in Mendes



der Gott gleichen Namens in Gestalt eines Bockes verehrt wurde und wo man diesem Tiere zur göttlichen Ehre Frauen preisgab (Herodot). Religiöse Kulte beeinflussen bekanntlich das Sexualleben besonders stark. So kam es, daß vom ägypti-

Züchtigung eines ungetreuen Gatten durch seine Ehefrau (Kupferstich aus dem XVII. Jahrhundert, Germanisches National-Museum, Nürnberg)

schen Nildelta aus die Sodomie auf dem Erdball weiter vorrückte.

Schnell ergriff sie das sinnlich leicht entzündliche Volk im Lande Kanaan, wo ihr hauptsächlich die Frauen verfielen. Dieses Mensch-Tierlieben muß erheblichen Umfang angenommen haben, denn das mosaische Gesetz belegte dann Mensch und Tier mit Todesstrafe.

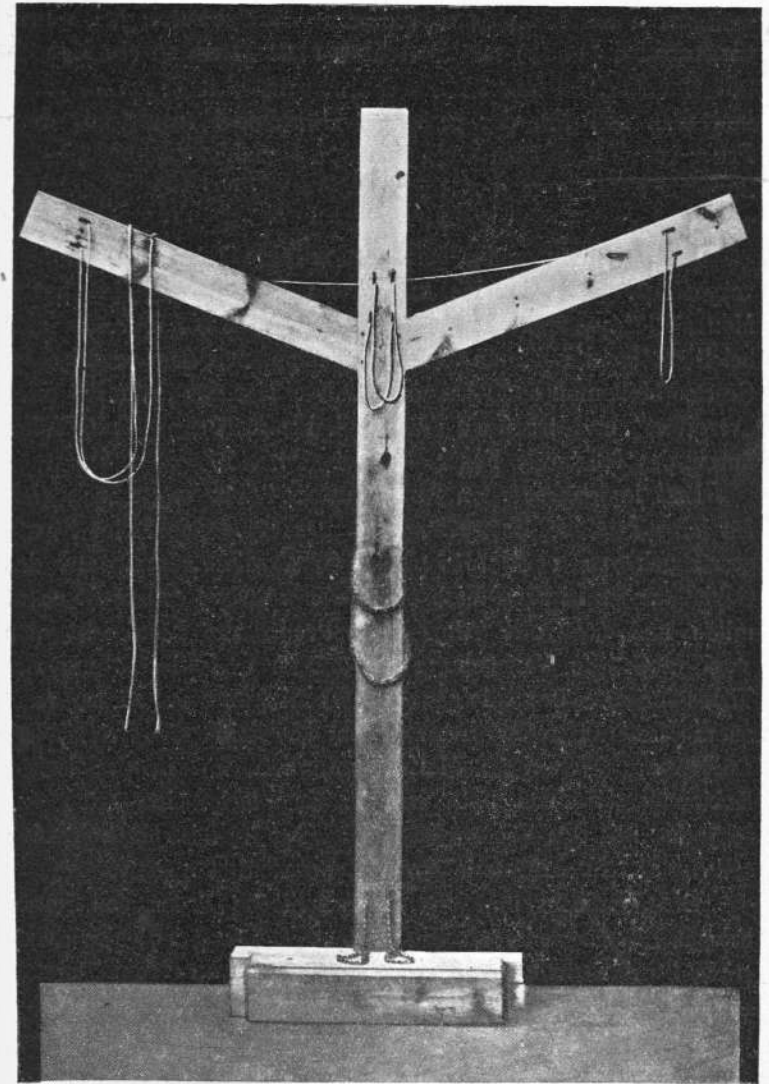
Das leichtsinnige Griechenland und das lasterhafte Rom vernahmen gern die Kunde von einer neuartigen Betätigung des Eros, und bei Juvenal und Apulejus („Der goldene Esel“) lesen wir, daß die Römerin auf diesem Gebiete den Esel bevorzugte. Es ist aus dem 3. oder 4. Jahrhundert p. Ch. eine römische Lampe vorhanden, die eine derartige Vereinigung aufweist, während das männliche Geschlecht sich besonders an die Ziege hielt. Eine in den Trümmern von Herkulanum aufgefundene Marmorgruppe — Pan und Ziege — stellt ein solches Paar dar.

Zur Verteidigung seines lasterhaften Treibens schob man die Schuld auf das Beispiel der Götter, die es auch nicht anders trieben. Und man erzählte von den sodomitischen Abenteuern Ledas, Europas und Jos.

Selbst die Götter also? Nun, dann durften sodomitische Akte natürlich auch auf der Bühne dargestellt werden, ohne Anstoß zu erregen. Erst später wetterten Gesetze, wie die Lex Julia und die Lex Scatina, über die „monstrousa venus“ und über das „stuprum“. Aber nun war es zu spät. Die neue Erfindung war zur Gewohnheit und Mode geworden, und noch heute gilt Italien bis nach Sizilien herab als das Land der Ziegenschänder.

Auch China kannte übrigens die geschlechtliche Verbindung von Mensch und Tier, doch bevorzugte man im fernen Osten mehr die gefiederten Tiere (besonders Gans und Ente), während der indische Lüstling sich Pferd und Esel wählte, die auch noch heute in Südslawien bevorzugt werden.

In Rom hatte unterdessen die Schlange die Rolle des Schoßhündchens der stets nach neuen Pikanterien suchenden Lebedame eingenommen. Die Antwort des aufgebrachtten Ge-



Folterkreuz

(Aus einem Bordell stammend)

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

setzgebers war die Todesstrafe für jede Sodomitei, eine Strafe, die dann auch das ältere Mittelalter übernahm. Das

kanonische Recht stellte die Sodomie der Ketzerei gleich und die Karolina (1532) sagt in Artikel 116: „Item so ein Mensch mit einem Viehe unkeusch treibt, der hat das Leben verwirkt und man soll ihn der gemeinen Gewohnheit nach mit dem Feuer vom Leben zum Tode richten.“ Den bloßen Versuch der Sodomie ahndete man mit öffentlichem Stäupen und Landesverweisung.

Zu Paris wurde im Jahre 1601 eine Frau dem Richter vorgeführt, weil sie sich mit einem Hunde vergnügt hatte. Man stellte aus den Gesetzbüchern fest, daß sie und das Tier bei lebendigem Leibe zu verbrennen seien. Seit dem mosaischen Gesetze hielt man auch das geschändete Tier für „sündig“ oder „vergiftet“ und trachtete danach, beide Partner — möglichst durch das fressende Feuer — auszutilgen.

Erst im sogenannten Aufklärungszeitalter setzte man sich für eine mildere Bestrafung ein. Das österreichische Strafgesetzbuch von 1787 (Josephina) schob die Sodomie auf das Gebiet der politischen Verbrechen ab, während das sonst recht milde und maßvolle Allgemeine Preußische Landrecht von 1794 noch die Verbannung des Täters und die Tötung des Tieres forderte, um „die gänzliche Vernichtung des Andenkens“ an die lasterhafte Tat zu erreichen. Friedrich der Große, der Aufklärung in weitem Maße zugänglich, hat in drastischer Kabinetjustiz einen Fall, wo ein Kavallerist eine Stute geschändet, mit den Worten erledigt: „Der Kerl ist ein Schwein; soll unter die Infanterie gesteckt werden!“

Das deutsche und das österreichische Recht von heute belegen die Sodomie mit Freiheitsstrafe. Der § 175 des deutschen Strafgesetzbuches hält einen Rahmen von einem Tag bis zu fünf Jahren Gefängnis bereit, das österreichische Gesetzbuch in § 130 schweren Kerker von einem bis zu fünf Jahren. Beide bestrafen die „widernatürliche Unzucht“ mit Tieren; worunter die Rechtsprechung aber nur die „beischlafsähnlichen“ Handlungen versteht, so daß alle übrigen geschlechtlichen Handlungen mit Tieren straflos sind.

Noch der Entwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuche von 1919 hatte die Strafe für Sodomie beibehalten,

während der von 1925, welcher gegenwärtig zur Beratung steht, keine Strafe mehr für dieses Laster aufweist. Geht dieser Vorschlag durch, so könnte nur noch die öffentlich begangene Sodomie nach den allgemeinen Gesichtspunkten des jetzigen § 183 Strafgesetzbuch bestraft werden (Entwurf § 268). Diese Gesetzesänderung hat nicht im wesentlichen Aufhören der Sodomie ihren Grund, sondern in der Erwägung, daß dieser Akt eigentlich niemandem schädlich oder gefährlich ist. Der moderne Gesetzgeber rückt damit von der Lehre der Kirche, die nur den ehelichen normalen Koitus billigt, deutlich ab. In Frankreich und Italien ist die Sodomie schon seit längerer Zeit straflos.

Wo keine pathologische Veranlagung den sodomitischen Akt ausgelöst hat (z. B. Altersschwachsinn, Alkoholismus, konstitutionelle Neurosen, Epilepsie und dergl.), kommen die verschiedensten Gründe und Erklärungen dieses „rätselhaften“ Tuns in Frage.

Der Aberglaube. In den unteren Volksklassen aller Länder, vor allem aber in Südslawien, Persien und Peru, glaubt man an die Heilung von Geschlechtskrankheiten durch die Vermischung mit einem Tier. Einbrecher glauben (Sympathiezauber!), durch Sodomie mit einer Katze die Fähigkeit zu erlangen, „ebenso leise aufzutreten und zu entwischen“. Der Bauer schändet seine Stute, um vor Schädigung seines Rinderstandes durch Vipern geschützt zu sein. (Hellwig in Groß' Archiv, Bd. 33, S. 37.)

Mangel an Gelegenheit zum Koitus. Vor allem ist die Sodomie verbreitet in Gegenden, wo Hirten usw. wochenlang allein mit ihrem Vieh zu leben gezwungen sind. Wie leicht bahnt sich da ein Verhältnis von „du und du“ an, wie unter Menschen. Ist doch dem Primitiven und dem Einsamen das Haustier der unentbehrliche Genosse in Freud und Mühsal.

Die Veranlassung durch den Beruf. Dieselbe innige erotische Gemeinschaft mit dem Tier kann entstehen, wo dieses dem Täter durch seinen Beruf ganz besonders anvertraut ist. Deshalb neigen Knechte und Kavalleristen zur

Sodomie, deshalb sind in Steiermark die erotischen Betätigungen von Burschen mit einer „jungen Kalbe“ nichts Seltenes.

Die Slawen in der österreichischen Armee pflegten sich, ertappt und vor Gericht gestellt, mit ihrer Armut zu entschuldigen, die sie vom Verkehr mit einem „Madel“ abgehalten habe.

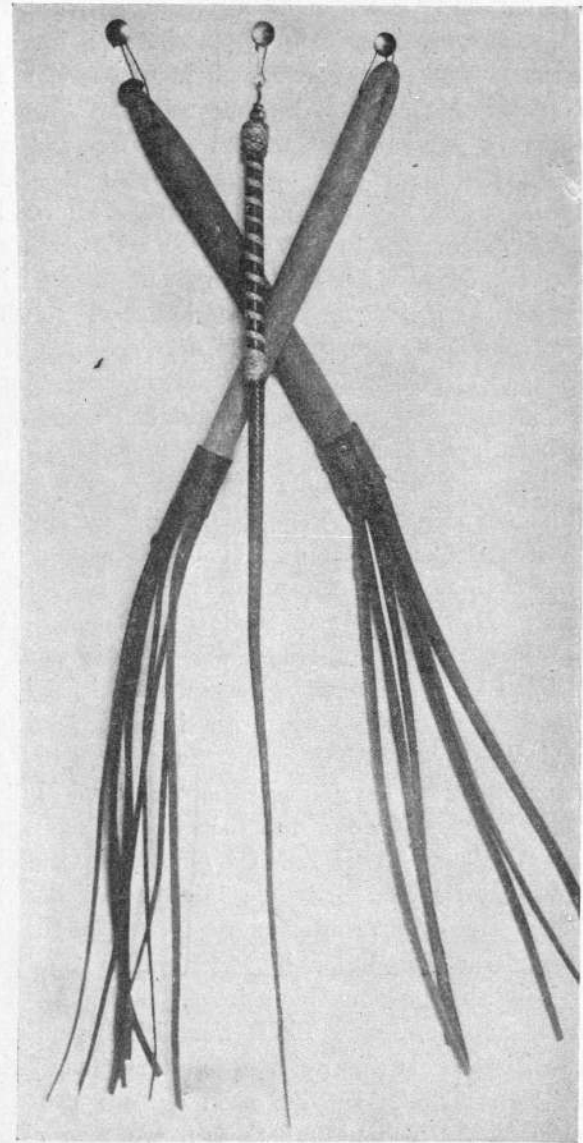
Nicht weniger wichtig sind erste Kindheitseindrücke. Ein sodomitischer „Pferdeliebhaber“ führte sein Tun darauf zurück, daß er zum ersten Mal beim Reiten in der Jugend eine besonders lebhaftere Erektion verspürt habe, die dann ausschlaggebend für seine erotische Neigung geworden sei.

Der Wüstling und die Dirne gehen zur Sodomie über, weil ihre erschlafte oder übermäßig gereizte Sexualpsyche nach besonderen Sensationen Umschau hält. In französischen Bordellen sind Hunde zu solchen Akten besonders abgerichtet, während es in den Siebzigerjahren in Wien einen Mann gab, den der Volksmund „Hendlherr“ nannte, weil er sich nur noch mit Hennen befriedigen konnte.

Man wird aus dieser Aufzählung die Folgerung ziehen dürfen, daß vor allem in den letztgenannten Fällen die Bezeichnung der Sodomie als „Laster“ mit Fug und Recht angebracht ist. In allen Fällen aber darf man im biologischen Sinne von einer „Triebabweichung“ sprechen, weil der normale Sexualtrieb den Menschen zum Menschen, nicht aber zum Tiere führt. Kann doch aus einer solchen Kreuzung nie ein Lebewesen entstehen!

* * *

Der Blutschande steht die Forschung heute milder gegenüber, obwohl Sitte und Gesetz derartige Handlungen in die Reihe der „Laster“ und „Sittlichkeits“verbrechen einfügen. Mit welchen Menschen darf der Mensch sich vermischen? Hier an einem bestimmten Punkte „Halt!“ zu gebieten, dafür waren bisher überwiegend Gründe der Eugenik, der Züchtungspolitik, maßgebend. Noch bis vor kurzem ging man auch ärztlicherseits allgemein von dem Glauben an die Schädlichkeit des Zusammenkommens allzunah verwandter Keimzellen aus, was



Von Sadisten verwendete Peitschen, die in Strafprozessen wegen Mißhandlung als corpus delicti dienten
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

auch Religion und Gesetz zu bestimmten Eheverboten veranlaßte. In neuerer Zeit ist man wissenschaftlich immer mehr von diesem Gedanken abgekommen. Man verweist auf die Entwicklungsgeschichte vom Verkehr mit der übrigen Welt ausgeschlossener Ansiedlungen, Dörfer, ja ganzer Volksstämme, denen selbst jahrhundertelange Inzucht nichts geschadet hat. Man verweist auf die Japaner und Engländer, die durch Inzucht die widerstandsfähigsten Rassen geworden seien. Man erinnert an die Blutschande der Alten Welt, wo zum Beispiel bei den Persern, Ptolemäern, Pharaonen, Alt-Griechen die Geschwisterehe, bei den Arabern, Phöniziern und Alt-Peruanern die jahrhundertelange Vermischung von Eltern mit Kindern keine Degenerationserscheinungen hervorgerufen habe. Und man verweist deshalb den Standpunkt der Unschädlichkeit, falls der vermischte Stamm gesund sei.

Neben dem eingangs erwähnten Grunde der Eugenik hat man früher allgemein einen dem Menschen angeborenen Instinkt gegen eine Vermischung mit nahen Blutsverwandten angenommen. Man sagte: je näher diese Verwandtschaft, desto lebhafter die erotische Abneigung, die sich bis zum Widerwillen steigern kann. Bekanntes, Gewohntes, Gleichartiges stößt ab, während der Sexualtrieb seinen Anreiz hauptsächlich durch Neues und Verschiedenartiges erhält. So diktiert der Sexualinstinkt vor allem die Fernhaltung von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, mit denen man täglich zusammen sei. Sogar bei Verwandten, die durch irgendwelche Zufälle sich fremd geworden, melde sich „die Stimme des Blutes“ und wehre sich gegen die Vermischung.

Der moderne Forscher weiß verschiedenes dagegen anzuführen. Man spricht vom biologischen Gedanken, von des „Endstoffes vollkommenem Bilde, der sich besonders durch die Geschwisterehe als eine Art von Selbstbegattung ewig fortpflanze“. Man verweist auf die noch heute bestehende Verwandtenehe in Anam und auf Ceylon, wo man nichts von einer solchen instinktiven Abwehrreaktion verspüre. Man schürft auch in Sage und Mythos, um dann Isis und Osiris, Zeus und Hero, Siegmund und Sieglinde als „Kronzeugen“ anzu-

rufen. In allerneuester Zeit wird der „Oedipus-Konflikt“ zum Beweise einer natürlichen Zuneigung gerade zur Mutter ins Feld geführt.



Umschlag-Bild eines flagellantischen Buches
 (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Merkwürdigerweise betonen die wenigsten diese Theorien verfechtenden Wissenschaftler die Notwendigkeit der Sittlichkeit und Sittlichkeit innerhalb des Familienlebens und weisen darauf hin, daß am häufigsten pathologische Naturen

(chronische Alkoholiker, Idioten, Epileptiker usw.) zum Inzeste neigen, ein Beweis dafür, daß die wahre Sittlichkeit diesem Laster entgegenstehe.

Man darf aber allerdings die Sittlichkeit nicht mit der Sitte, der Ethik, verwechseln. Und darum steht der moderne neutrale Forscher auf dem Standpunkte, daß die Blutschande als unsittlicher Begriff geprägt wurde nur in Unkenntnis des richtigen Gesetzes der Eugenik, vor allem aber wegen der kirchlichen Eheverbote. (Vgl. z. B. Dr. Markuse in seiner Abhandlung „Vom Inzest“, Verlag Marhold-Halle 1914; ferner Moll a. a. O., Seite 1148.)

Man geht so weit, daß man die Straflosigkeit der Blutschande fordert. Dies ist keine Ungeheuerlichkeit, denn Italien und der Kanton Neuenburg zum Beispiel strafen den Inzest nur bei öffentlichem Skandal, während Holland und Frankreich nur bei Unzucht gegenüber minderjährigen Deszendenten einschreiten.

Man führt außer den schon genannten Gründen für die Straflosigkeit folgende Ursachen als Nährboden einer entschuldigen Blutschande ins Feld:

Die Wohnungsnot, die heutzutage nicht nur den Armen zum engsten Nächsten mit seiner Sippe zwingt.

Die sexuelle Not der einsam und abgeschieden von anderen Vegetierenden.

Ferner Spielerei und kindlicher Nachahmungstrieb der heranwachsenden Jugend untereinander und ihre sexuelle Neugier gegenüber den zur tätigen Aufklärung nur zu sehr bereiten Erwachsenen.

Zuletzt die Naivität des Primitiven gegenüber dem „Sittengesetz“, wozu noch der Aberglaube einer Heilung von allerlei Krankheiten durch einen solchen Verkehr treten kann.

Nicht entschuldigbar dagegen ist der aus ungezügelter erotischer Variationsbedürfnis und aus besonderer Aufpeitschungssucht verübte Inzest. Dann ist die Bezeichnung „Laster“ angebracht, wenn auch selbst hier nur ein Verstoß gegen das

jus civile, nicht auch gegen das jus naturale (vgl. Wulffen Seite 630) im Sinne der Wissenschaft in Frage kommt.

In Rom wurde nicht die Blutschande bestraft, sondern nur der Abschluß der Ehe zwischen bestimmten Nahverwandten.

Das Kanonische Recht fügte als „incestus juris divini“ die Blutschande mit den Taufpaten hinzu.

Mittelalterliche Gesetze drohten unter dem Eindruck der Unerbittlichkeit der Kirche gegenüber jeder außerehelichen Beibehaltung die Todesstrafe an, während die Karolina in Artikel 117 bei „unkeusch mit nahe gesipten freunden“ Anfrage bei den Rechtssachverständigen zur Findung der richtigen Strafe vorschreibt.

Das jetzige deutsche Strafgesetzbuch bedroht im § 173 den Beischlaf zwischen Verwandten auf- und absteigender Linie mit Zuchthaus, bzw. Gefängnis, den zwischen Verschwägerten auf- und absteigender Linie sowie zwischen Geschwistern mit Gefängnis, erklärt aber noch nicht 18 jährige Verwandte und Verschwägte für straflos.

Das österreichische Strafgesetzbuch bedroht in § 131 auch die uneheliche Aszendenz und Deszendenz mit Kerker, während für die übrigen nahen Verwandtschaftsgrade nach § 501 Arreststrafe in Betracht kommt.

Der Entwurf zum neuen deutschen Strafgesetzbuch von 1925 bringt in § 263 als neu die Straflosigkeit für noch nicht 18 jährige Geschwister, während er in § 264 die bisherige Straflosigkeit von unzüchtigen Handlungen mit minderjährigen Kindern und Enkeln als „kaum minder verwerflich als die Blutschande“ (so die Begründung des amtlichen Entwurfes) beseitigt.

Zur Zeit also ist an eine Straflosigkeit des Inzestes in Deutschland nicht zu denken. Es ist im Gegenteil der „sittliche Schutz“ der Deszendenz in § 263 des Entwurfes durch Erhöhung der Höchststrafe von fünf auf zehn Jahre Zuchthaus gegen die Aszendenz noch wesentlich verschärft worden. Das moderne Rußland zeigt eine besonders scharfe Tendenz des Schutzes der Frau. Es wird der Koitus, der unter Ausnutzung irgendeines Abhängigkeitsverhältnisses erreicht wurde, mit Frei-

heitsstrafe nicht unter drei Jahren belegt, während der deutsche Entwurf für dieses auch von ihm neu vorgesehene Delikt als Minimum einen Tag Gefängnis vorsieht und künftig also den Strafrichter zum Beispiel für solche Fälle interessiert, wo ein Arbeitgeber durch Kündigungsandrohung sein „Herrrecht“ durchsetzte.

Man sieht aus diesen Vorschriften, daß der Gesetzgeber von Zeit zu Zeit immer wieder gezwungen ist, den Sexualtrieb in gewisse Schranken zu verweisen, während zur selben Zeit die Wissenschaft die natürliche Schrankenlosigkeit darzutun sich bemüht. Nur wahre Sittlichkeit und Kultur zusammen können dem Eros die richtigen Wege weisen.

* * *

Zu den Sexuallastern rechnet man fernerhin die geschlechtliche Betätigung Erwachsener mit Kindern. Setzt doch selbst die Natur mit der Entwicklungserscheinung „geschlechtsreif“ hier die Grenze zwischen das Normale und das Abnormale. Und es zeigt gerade bei diesem Thema ein historischer Rückblick am deutlichsten, daß vor allem sexuelle Uebersättigung und geile Lüsterheit es sind, die vom Natürlichen des reifen Menschen zum Widernatürlichen mit dem unentwickelten Kinde hinübertaumeln.

Erst als die Völker der Antike wirtschaftlich sorglos und darum sexuell üppig wurden, tauchten Knabenliebe und Schändung kleiner Mädchen auf. Die Ueberreizung von Schaulust und Tastsinn, gierig nach neuen Sensationen, fand sie am glatten, unbehaarten Jünglings- und Mädchenkörper. Weshalb die Dame und die Hetäre dieser Zeit, an der eigenen Anziehungskraft zweifelnd, zur Epilation übergingen, um die Konkurrenz der Jugendlichen aus dem Felde zu schlagen. Typisch für diese Epoche ist, daß Rom zunächst nur mit Geldstrafen gegen die Kinderschändung (das „Herrendelikt“ der Reichen) vorzugehen wagte; daß bei der Schändung jugendlicher Sklaven dem Besitzer des Sklaven nur Klagen wegen Beleidigung, Sachbeschädigung oder Diebstahl zustanden. Als man endlich fester zugriff und mit Todesstrafe und Exil den Kinderschändern drohte, war es schon zu spät. Das sterbende Rom mußte sexuell



Während der Untersuchungshaft entstandene Zeichnung eines jungen Mannes, der wegen eines Strafdelikttes aus homosexuell bürgerlicher Bindung in Haft genommen war (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

sich austoben, um versinken zu können in einem Sumpf von allerlei Unrat. Typisch ist auf der anderen Seite, daß in den germanischen Volksrechten die Unzucht mit Kindern kaum erwähnt ist; ein Zeichen dafür, daß unsere Vorfahren — unter ganz anderen, auch klimatisch anderen Verhältnissen lebend — von den Lastern des Südens kaum berührt wurden.

Wie für alle anderen Spielarten der Erotik errichtete die Askese des Christentums auch hier hohe Mauern und das Mittelalter erblickte in der Potenz des Mannes und in der Empfängnisfähigkeit des Weibes die Norm der Natur. Das Kanonische Recht, das bekanntlich jede Art des außerehelichen Geschlechtsverkehrs als Verbrechen erklärte, sah für die Knabenliebe den Feuertod vor. Ebenso die Karolina (1532) in Artikel 116; während man die nicht gewaltsame Schändung eines Mädchens als „Unzucht“, die gewaltsame aber als „Notzucht“ mit dem Tode durchs Schwert bestrafte. (Wulffen, S. 418.)

Auch die Renaissance trotz ihrer Sinnen- und Fleischesfreudigkeit erhob das „Geschlecht“ zum Prinzip, fand für den Erwachsenen genügend Variationsmöglichkeiten innerhalb der durch die Natur gezogenen Grenzen und rückte vom Unentwickelten wie vom Greisenhaften teils mit Spott, teils mit instinktivem Widerwillen ab.

Erst dem Rokoko war es vorbehalten, diese Grenzen völlig niederzureißen. Es genügte dieser Zeit nicht mehr das schwüle Tändeln mit der Erotik, die Sexualität war schon dermaßen hypertrophiert, daß die galante Dame den „Pagen“ an ihre hochgeschnürte, mehr als halbentblößte Brust zog, während es für unentwickelte Mädchen als eine Ehre galt, die „Maitresse“ eines hochgeborenen Wüstlings zu sein und in güldener Kutsche zu Schäferspiel und Tanz gefahren zu werden. Ergab sich einst der jugendliche Heliogabalus („Oberpriester des Sonnengottes“) auf römischem Kaiserthron den viehischsten Ausschweifungen, über die sich selbst seine Zenturionen empörten, so stand ihm Ludwig XV., der „Vielgeliebte“, in Lastern kaum nach. Er hat wiederholt Kinder geschändet, die ihm seine Hofdamen zuführten, er unterhielt einen förmlichen

Harem (den „Hirschpark“) und trieb es trotz der offenen Meuterei von Volk und Hofgesellschaft so weiter, bis er sich bei



Boris Grigorjew: Nach der Exekution
(Illustration zu Ssaltykow-Sitschedrin „Anfissa Porfirjewna“ Orchis-Verlag, München)

einer jugendlichen Müllerstochter die tödlichen Blattern holte.

Das Treiben der hochgeborenen Kinderschänder brach mit dem des Absolutismus zusammen. Das Verschachern des Landes und Volkes im großen fand ein Ende, ebenso auch die Auslieferung des jugendlichen Körpers an den Erwachsenen. Nur das England der Achtzigerjahre erlebte nochmals eine förmliche Deflorationsmanie. Im übrigen sehen wir die Parole des Kinderschutzes auf allen Gebieten, daher „das Jahrhundert des Kindes“. Ein Rückschlag kam mit der deutschen Revolution von 1918. Die sexuelle Zügellosigkeit der Erwachsenen traf sich mit dem Postulat unverständiger Jugend: „Wir dürfen selbst über unseren Körper verfügen!“ Dieses Zusammenreffen wird einmal das traurigste Kapitel unserer Kulturgeschichte bilden. Von den Versuchen, vor allem das abhängige Weib vor sexueller Ausbeutung zu schützen, sprachen wir schon am Ende des vorhergehenden Abschnittes. Jetzt soll nur die Rede sein vom gesetzlichen Schutz des Kindes. Es ist in Deutschland wie in Oesterreich bis zum 14. Lebensjahre gegen „unzüchtige Handlungen“ jeder Art geschützt, das Mädchen gegen „Verführung“ bis zum 16. Jahr. Und der Entwurf zum neuen deutschen Strafgesetzbuch beseitigt sogar das bisherige Erfordernis der „Unbescholtenheit“. Bis zum Eintritt der Volljährigkeit ist der Heranwachsende geschützt gegen jede unzüchtige Handlung durch Vormund, Adoptiv- und Pflegeeltern, Geistliche, Lehrer und Erzieher.

Nur noch bei Unzivilisierten gestattet man eine Vermischung von Reif und Unreif und hält sie nicht für lasterhaft. Wie ja der Primitive in der Befriedigung seiner Lust auch sonst von keiner Moral und Kultur behindert wird. Bei Kulturvölkern ist daher der Kinderschänder zumeist entweder primitiv oder moralisch minderwertig. Und doch können so viele andere Gründe auch den geistig Hochstehenden zum Kindermißbrauch veranlassen. Wir brauchen nur hinzuweisen auf die Gefahren des Berufes, der Wohnungsnot (Schlafstellenwesen), der mangelnden sonstigen Gelegenheit, des verführerischen Hautkontaktes, der verdrängten Jugenderlebnisse, des



Peruanische Trinkgefäße aus Gräberfunden, zoophile Szenen darstellend
(Aus der Sammlung Gaffron im Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft,
Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Aberglaubens, der sexuellen Lüsterheit und Verdorbenheit der modernen Jugend usw.

Stets aber ist und bleibt für den Typ des pathologischen wie des kriminellen Kinderschänders folgende Kette der Kausalität: übermäßige Onanie, Dirne, Jungfrau . . . Kind. Es pflegen dann zu folgen: Notzucht, Lustmord, Mordlust (Haar-mann!), Nekrophilie und Anthropophagie (Denke).

* * *

Folgt man der Begriffsbestimmung von A. Epaulard (Lyoner Dissertation von 1901), so ist „Vampirismus“ jede Art der Leichenschändung, also Nekrophilie, Nekrosadismus und Nekrophagie.

Bei diesem Thema gibt es weder Streit, noch Deuteln, noch gar Entschuldigungen; wenn nämlich der Vampirismus als der Laster letztes und schlimmstes bezeichnet wird. War die Antike geneigt, alles andere — selbst die Statuenliebe — zu entschuldigen, so rief selbst sie ein ehernes „Halt!“ angesichts der Majestät des Todes und des Verfalls des Leibes. Man gönnte nun endlich dem Körper Ruhe vor den Lüsten der Lebenden. Herodot (II, 89) berichtet zum Beispiel von einem alt-ägyptischen Gesetze, wonach verstorbene schöne und reiche Frauen erst nach 3 oder 4 Tagen den Einbalsamierern übergeben werden sollten; waren doch Schändungen von Frauenleichen vorgekommen.

Auch heute noch sind solche Handlungen nicht allzu selten. Neigt doch der Perverse wie der Pathologische nicht nur in seinen Wunschvorstellungen, sondern auch in seinem Tun gerade zum Abscheulichsten und Widerlichsten. Sadistische und masochistische Momente spielen eine Rolle, beim echten Vampirismus aber auch abergläubische, von denen noch die Rede sein wird. Der Sadist schreitet vom Peinigen des lebenden Körpers zum Schänden und Zerstückeln des Toten als eines nunmehr völlig unterworfenen und hilflosen Objektes. Beim Masochisten ist der Gedanke an den endlichen Verfall und Zerfall ausschlaggebend. Beide suchen und finden das Vorstadium dieser Lust zum Beispiel im Verwandeln des Milieus

der Prostituierten zum „Totenzimmer“, wo die Dirne sich während der ganzen Zeit des Wollustaktes tot zu stellen hat. (Pariser Bordelle.)

Die Nekrophilie. Nur noch in Afrika bei den Kikamba soll die Liebe zum Toten als Volkssitte in die Tat umgesetzt werden; auf der ganzen übrigen Welt gilt sie, wie gesagt, als verachtete Scheußlichkeit. Folgende Berufsklassen fallen ihr besonders leicht anheim: Mönche, Leichendiener, Totengräber, Hinrichtungsbeamte (besonders in Italien), ferner Soldaten und auch Anatomie-Studenten. Weil bei diesen Personen die Psyche an den Anblick des toten Menschen gewöhnt und abgestumpft ist.

So erbrach im Jahre 1915 in Nordfrankreich ein Soldat (vorbestrafter Rohling und Soldat 2. Klasse) eine Familien-gruft, riß eine vermauerte Nische ein, öffnete den Zinnsarg eines jungen Mädchens und deckte die Leiche bis zur Brust auf (berichtet von einem Kriegsgerichtsrat in Groß' Archiv, Bd. 72, S. 31).

So schändete im Jahre 1924 in Leipzig auf dem Friedhofe ein Wärter des angrenzenden Krankenhauses eine in der Leichenhalle aufgebahrte Leiche. Er war Onanist, hatte zuvor 22 Glas Bier getrunken, wobei ein Kollege im Scherz zu ihm gesagt hatte: „Du hast wohl die in der Halle erst mal abgeküßt?“ Dann taumelte er ins Freie, traf ein Mädchen, das ihn jedoch abwies, und kam nun in alkoholischer und sexueller Ueberreizung auf den Gedanken, sich an der Toten in der Halle zu vergehen. (Groß' Archiv, Bd. 77, S. 195.)

Der Nekrosadismus. Ihm ist die lustbetonte Verstümmelung essentiell. Der Täter hat entweder einen Lustmord begangen und nimmt dann Unzuchtshandlungen an der Leiche vor, oder er verschafft sich zu diesem Zwecke irgendwie eine Leiche. Bei ihm hat (nach Wulffen) die Phantasie den Lustmord übersprungen und er begnügt sich mit der Leiche als Resultat. Als Urbild eines Schänders der ersten Kategorie gilt der Marschall Gilles de Rais („Ritter Blaubart“), der anfangs des 15. Jahrhunderts unzählige Frauen und Kinder auf seinem Schlosse bei Nantes zur Befriedigung seiner perversen Lust

umgebracht hat. Daß Landru, der französische Frauenmörder des 20. Jahrhunderts, neben der Habgier auch Lustmörder war, ist trotz seines Leugnens anzunehmen.

Viel geschrieben worden ist über den „Fall Bellenot“, der sich im Kanton Bern im Jahre 1861 ereignete. Bellenot, ein 37-jähriger Schiffmann, hatte eine alte Frau im Walde bei Reiben erwürgt, ihr dann den Leib aufgerissen und das herausfließende Blut getrunken. Er war Epileptiker und schützte vor, daß diese Krankheit doch durch Bluttrinken zu heilen sei. Seine Verteidigung gab den Behörden Gelegenheit, sich mit diesem Aberglauben zu beschäftigen, und die Direktion der Berner Justiz und Polizei bestätigte sein Vorkommen. Hellwig (Groß' Archiv, Bd. 65, S. 252) weist bei Besprechung des Falles Bellenot darauf hin, daß der Glaube an die Zauberkraft des Blutes als universell sich überall entwickelt hat und daß gerade bei Epilepsie bis in das 19. Jahrhundert Blutkuren üblich waren. Man trank zu diesem Zwecke sogar das Blut Hingerichteter, und noch anläßlich der Hinrichtung der sächsischen Mörderin Grete Beier habe sich ein altes Mütterchen — natürlich vergeblich — für ihren epileptischen Sohn darum bemüht.

Der nicht-erotische Vampirus hat seinen Ursprung entweder im Talismanaberglauben oder in dem Glauben, der Geist eines Verstorbenen verlasse nachts das Grab, um den Lebenden das Blut auszusaugen, von dem er sich nährt. Man hatte dann bei der Beerdigung irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen unterlassen (der Leiche ist zum Beispiel ein Stück Tuch in den Mund geraten), und man kann dies nur wieder gut machen, wenn man den Kopf vom Leibe trennt und die Brust mit einem Holzpfehl durchstößt. (Vergleiche den Roman „Schloß Dracula“ von Bram Stoker, Leipzig 1908.) Dieser Vampiraberglaube, so unsinnig er ist, hält sich noch heute in den unteren Donauländern und in Griechenland. In Sachsen ist er im Jahre 1842 als Motiv für eine Leichenschändung festgestellt worden.

* * *

Mag in den vorstehenden Ausführungen auch manch den Normalmenschen erschreckendes Laster und abstoßend Per-



Metatropischer Mann
(Zoomimischer Metatropismus)

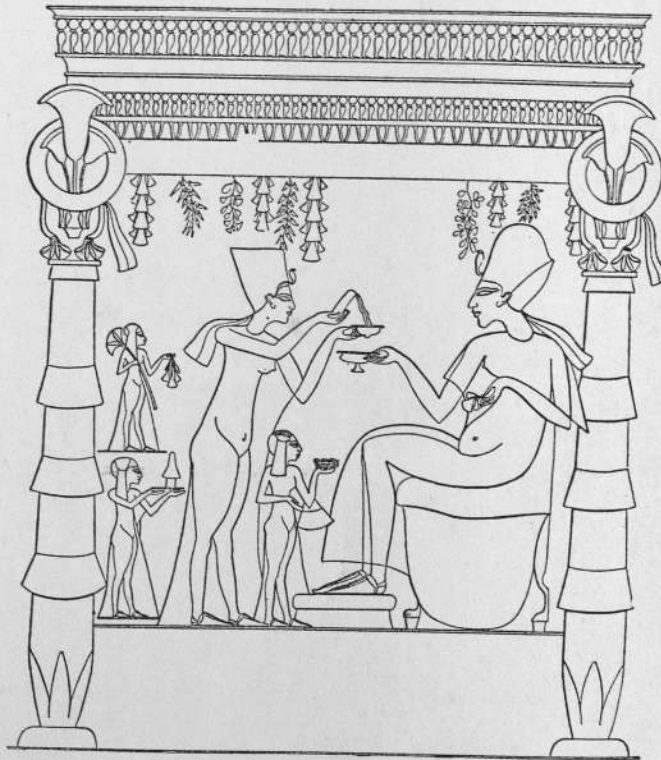
Photographie im Besitz eines deutschen Kriminal-Museums

verses berührt worden sein, so wäre es doch irrig anzunehmen, daß die heutige Welt besonders lasterhaft sei wegen der „Nervosität“ des Modernen. Perversitäten gibt es, seit Menschen den Erdball bewohnen, und frühere Zeiten wiesen zum Teil weit schlimmere Verirrungen und Abweichungen von der Norm auf.

Uns ist nur zweierlei nötig: einmal, daß weitere wissenschaftliche Forschung noch mehr den Aberglauben, „der Sexualtrieb ist etwas Unsittliches“, widerlegt. Zweitens daß vor allem der junge Mensch seinen Körper für etwas Heiliges hält: für das Gefäß der Seele!

SAN.-RAT DR. MAGNUS HIRSCHFELD
Leiter des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin:

D I E H O M O S E X U A L I T Ä T



König mit Frauen im Haremsgarten
(Altägyptisch)

DIE HOMOSEXUALITÄT IM ALTERTUM

Sitte wie Sittlichkeit wechseln nach Ort und Zeit. Was schon in der Einleitung zu diesem Bande gesagt wurde, sei an dieser Stelle nochmals unterstrichen: daß es uns nicht darauf ankommt zu werten, sondern die Werturteile der Zeitalter über eine Erscheinung zusammenzufassen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern beobachtet hat. Die Entwicklung der Anschauungen über die gleichgeschlechtliche Liebe von ihrer sokratischen Blütezeit bis zur inquisitorischen Verfolgung und Verfemung der Homosexuellen ist ein Stück Kulturgeschichte; und der Kampf der modernen Wissenschaft gegen Aberglauben und mangelnde Naturerkenntnis ist ein Kulturkampf, der nichts weniger bezweckt als nachzuweisen, daß gleichgeschlechtliches Fühlen kein Laster ist, sondern eine Last für den, der es trägt.

Als um die Jahrhundertwende die ersten bahnbrechenden Forschungen über die Homosexualität bekannt wurden, rückte das Problem in das Blickfeld geistiger Interessen, so daß die Erkenntnis der Homosexualität heute zum Gemeingut gebildeter Menschen geworden ist. Die Tatsache, daß sich die gleichgeschlechtliche Liebe wie jede andere nach gewissen natürlichen Gesetzen richtet, ist das Ergebnis biologischer Forschung; die Tatsache ihrer immensen soziologischen Bedeutung beweist uns die Geschichte der menschlichen Kultur.

Wer dem Problem der Homosexualität gerecht werden will, darf sich deshalb nicht damit begnügen, ihre biologischen Grundlagen erkennen zu wollen, sondern er muß auch die Quellen der Geschichte zu Hilfe nehmen, um ihre Auswirkung auf das gesellschaftliche Leben aller Zeiten in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen.

Erst aus dem Studium der literarisch oft sehr verborgenen liegenden Ueberlieferungen erfahren wir, daß es sich hier nicht um Erscheinungen von heute und gestern handelt, sondern um solche, die so weit zurückreichen, als uns überhaupt Urkunden zur Verfügung stehen: erst durch die historische Arbeitsmethode werden wir gewahr, daß wir es mit einem

Phänomen zu tun haben, das sich allerorts nachweisen läßt, wo Menschen in ihren Lebensgewohnheiten erforscht wurden; erst auf diesem Wege können wir ermitteln, wie ungemein verschieden die ganz gleichen Empfindungen und Handlungen beurteilt und behandelt wurden, bald sich unbehindert entfaltend, bald mit Todesstrafe bedroht.

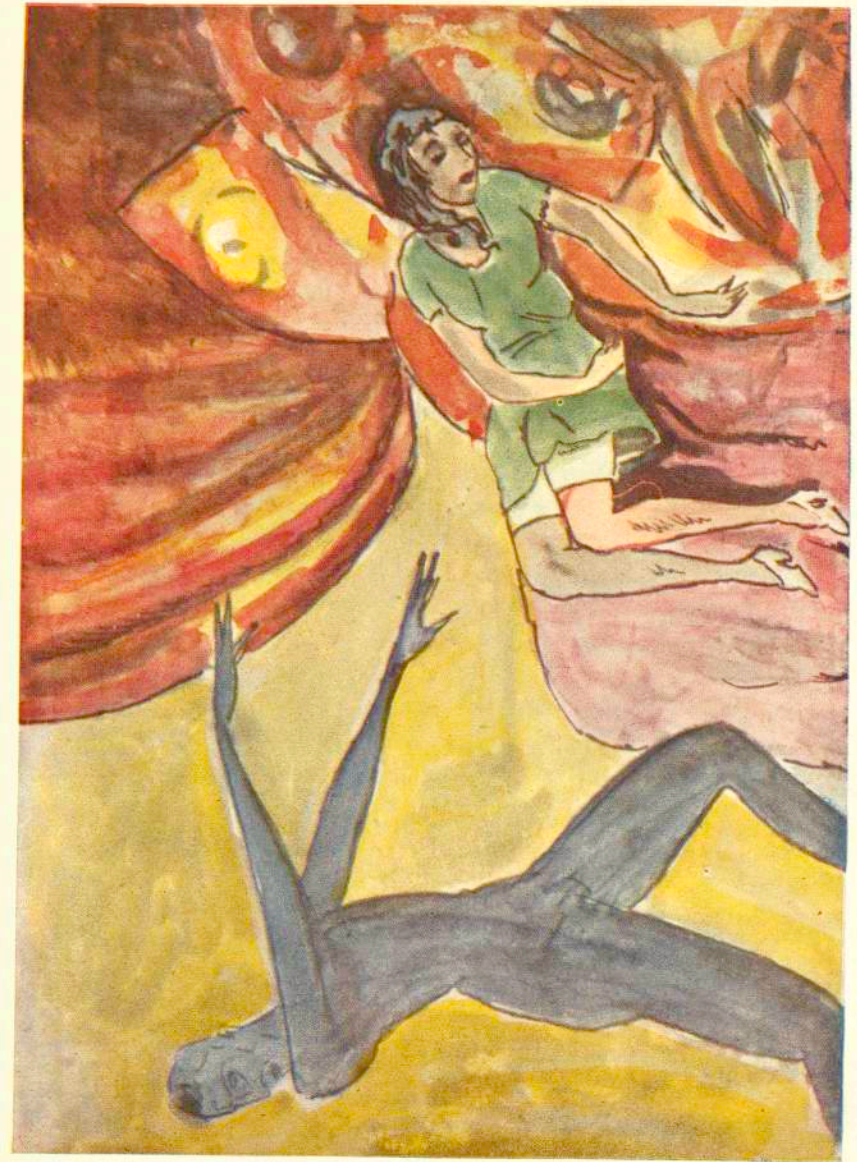
Es wird selbstverständlich unmöglich sein, der Homosexualität in ihrer universellen Verbreitung historisch gerecht zu werden. Wir müssen hier auf Vollständigkeit von vornherein Verzicht leisten. Wir beschränken uns vielmehr auf den Kulturkreis, der uns am nächsten steht, den europäischen. Hier werden wir drei Perioden ins Auge zu fassen haben: Die Homosexualität im klassischen Altertum bis zur Einführung der auf ihre Betätigung gesetzten Todesstrafe im Jahre 326, die Verfolgung der Homosexuellen von jener bis in unsere Zeit und die gegen diese Verfolgung sich richtende moderne wissenschaftliche Erkenntnis der gleichgeschlechtlichen Liebe, die auf dem Boden moderner Natur- und Kulturanschauung erwachsen ist. —

Die ersten Nachrichten über das Auftreten der Homosexualität finden wir schon bei den alten Aegyptern. Von Oefele, der den Text eines von Flinders Petric am Eingange zum Fayûm aufgefundenen Papyrus wiedergibt, der den Rachekampf des Horus gegen Set mit eingehenden Details behandelt, schreibt:

„Dieses Fragment ergibt eine Verbreitung der Päderastie vor beinahe bereits vierhalbttausend Jahren im alten Aegypten, so daß dieselbe sogar den Göttern in ihrem gegenseitigen Verkehr zugeschrieben und als uralter Gebrauch betrachtet werden konnte.“

Nach Dupouy sind auch bei den Mysterien der Isis und des Osiris homosexuelle Akte vorgekommen. Zur Zeit Ramses III. (um 1100 v. Chr.) wurden cilicische Gefangene zu königlichen Lieblingssklaven gemacht.

Wie für das Gebiet der anderen semitischen Kulturen, so steht gleichgeschlechtliches Leben auch bei den Babyloniern und Assyern fest. So gibt Winckler eine Ergänzung der bereits von Herodot (I, 199) geschilderten weiblichen Tempel-Prostitution „nach der unnatürlichen Seite hin“ durch die Heiligung



„Versuchung“
Ausdruckszeichnung eines wegen Sexualdeliktes an Kindern vorbestraften Mannes
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

der Buhlknaben zu. Ein direktes Zeugnis dafür bieten die Gesetze des Hammurabis (2250 v. Chr.). Ein hohes Lied der Freundschaft finden wir in dem babylonischen „Gilgamesch-(Nimrod-)Epos“, wo es (nachdem der König von Erech mit Entsetzen sieht, daß sein geliebter Freund Eabani tot ist) heißt:



Liebeswerben
Mann, der einem Jüngling einen Hasen als Geschenk anbietet
Rotfigurige Schale in Würzburg

„Was ist das für ein Schlaf, der dich gepackt hat?
Du bist düster und hörst mich nicht!
Da berührte er sein Herz, aber es klopfte nicht;
Da verhüllte er den Freund, wie eine Braut.“

Aehnliche Mitteilungen finden sich in der Literatur über das gleichgeschlechtliche Leben der Phönizier, der aus den Steppen Zentralasiens stammenden Scythen und vor allen Dingen der Juden. Als leuchtendes Vorbild innigster Freundschaft

hat von jeher der Bund zwischen David und Jonathan gegolten, dem David in seinem Klageliede (II, Sam. 1, 17 ff.) um den Freund, dessen Liebe ihm „wundersamer gewesen ist denn Frauenliebe“, ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, das bis auf unsere Tage zu den edelsten Perlen hebräischer Poesie zählt. Bekannt ist aus dem Alten Testament auch der Untergang von Sodom und Gomorrha, weil die Einwohner dieser Städte beabsichtigt haben sollen, zwei von Lot beherbergte Engel zu schänden. Abgesehen von den Worten des Propheten Ezechiel, der andere Gründe für die Zerstörung Sodoms angibt, verbietet schon die ruhige Ueberlegung die Annahme, daß die ganze Bevölkerung der beiden Städte homosexuell gewesen sein soll.

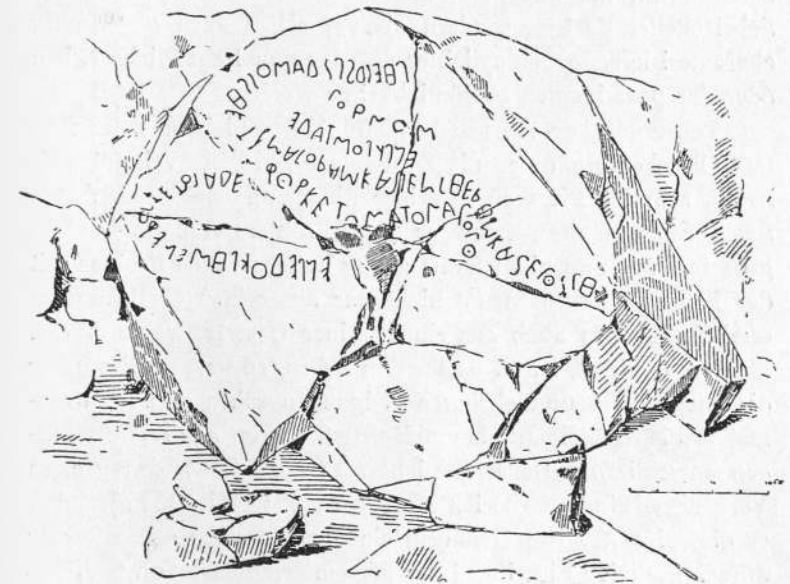
Es finden sich im Alten Testament noch eine ganze Reihe von Schilderungen, die das gleichgeschlechtliche Leben bei den alten Israeliten betreffen. Der Raumangel gestattet nicht, auf die vielen interessanten Details einzugehen, sondern wir müssen uns vielmehr der Homosexualität in der griechischen und römischen Klassik zuwenden, deren einzigartige Rolle ja die Kulturhistoriker aller Zeiten immer wieder beschäftigt hat. —

Hellas! Bereits F. G. Welcker äußerte im Gegensatz zu denen, die die gleichgeschlechtliche Liebe in Griechenland als spätere Verfallserscheinung auffaßten, die Meinung, daß diese Liebe schon lange vor der geschichtlich kenntlichen Zeit in Griechenland verbreitet gewesen sei; doch konnte er keinen anderen Beleg dafür beibringen als die bekannten Erwähnungen des Ganymedes-Raubes in der Ilias (5, 266; 20, 231). Wir finden in dieser Erzählung die uralte Form der Liebeswerbung durch den Raub, wie er uns auf homosexuellem Gebiet auch in Kreta wieder begegnet. Ephoros berichtet darüber:

„Eigentümlich ist den Kretern eine Sitte in der Liebe. Denn sie gewinnen sich ihre Lieblinge nicht durch Ueberredung, sondern durch Raub. Und zwar kündigt der Liebhaber den Verwandten des Jünglings etwa drei oder mehr Tage vorher an, daß er den Raub beabsichtige. Diesen würde es nun zum größten Schimpfe gerechnet, wenn sie den Jüngling verbergen oder ihn nicht den verabredeten Weg gehen lassen wollten, da sie damit eingestehen würden, daß der Jüngling dieses Liebhabers nicht würdig sei.“

Ausführlicheres über das Zusammenleben und die spätere

Trennung der Liebenden findet sich in dem Werke von Hirschfeld „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes“, Seite 763 ff. Deutlicher als diese nur kurzen Erwähnungen spricht für das Vorkommen, ja für die Hochschätzung gleichgeschlechtlicher Liebe in der Zeit des Entstehens der homerischen Dichtungen (9. bis 8. Jahrhundert v. Chr.), die Schilderung des Verhältnisses zwischen Achilleus und Patroklos. Zwar hat



Freundschaftsstein in Thera
In diesem Felsblock finden sich die Namen homosexueller Liebespaare eingraviert, die von den Beteiligten in der Antike selbst eingemeißelt wurden

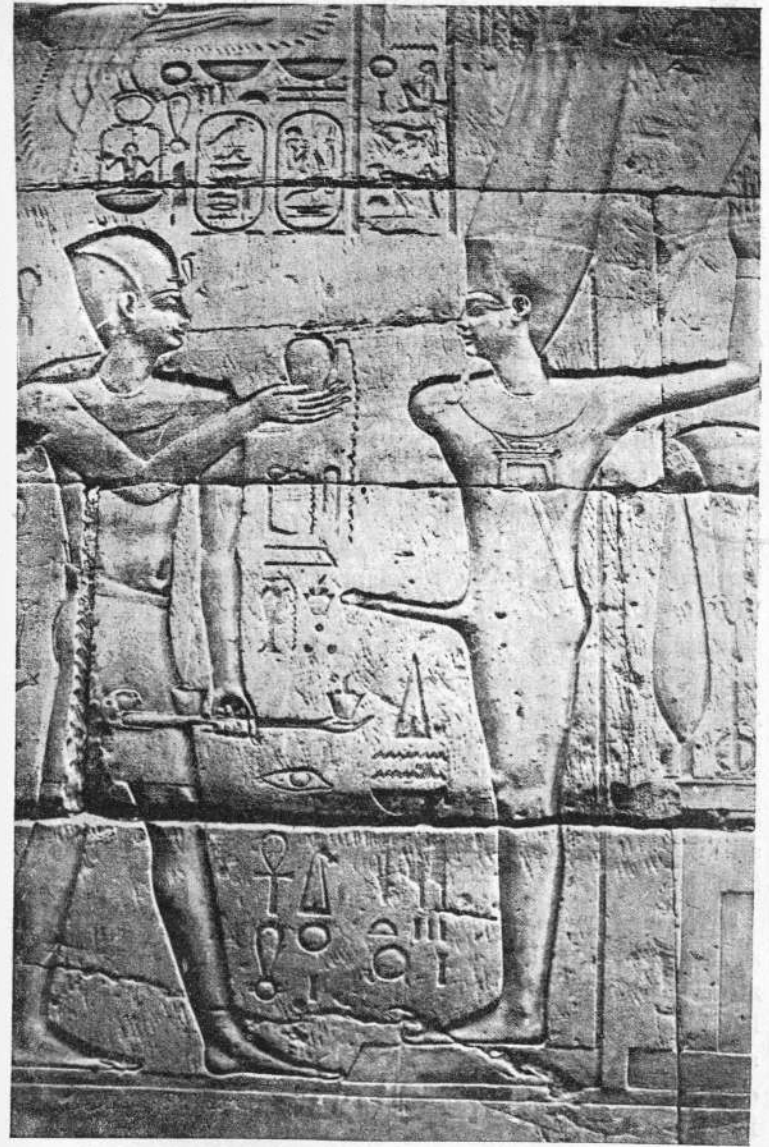
der Dichter sentimentale Schilderungen ihres Liebesbundes durchweg vermieden, auch sind die beiden keineswegs als einseitig homosexuell Fühlende dargestellt, aber doch bildet für ein Drittel des ganzen Werkes, vom 16. bis zum 24. Buche, das Verhältnis zwischen den beiden so sehr den Angelpunkt der ganzen Handlung, daß man mit H. Licht den Schlußteil der Ilias einen Hymnus auf die Männerfreundschaft nennen darf. Daß das griechische Altertum selbst in dem Verhältnis

der beiden Helden mehr sah als bloße Kriegskameradschaft, kann durch zahlreiche Literaturstellen nachgewiesen werden.

Die klassische Literatur der griechischen Dichter, Philosophen und Historiker bietet außerordentlich viel Material über die freie Auffassung und Tolerierung der Homosexualität. Wir können selbstverständlich nicht alle die Stellen anführen, die aus den uns überlieferten Fragmenten der Erwähnung wert wären. Wir müssen uns vielmehr auf einige typische Fälle beschränken, die uns nicht nur die jeweilige Einstellung der Schriftsteller dartun, sondern die vor allem auch gleichzeitig charakterisierende Schlaglichter auf das gesellschaftliche Leben oder das prominenter Persönlichkeiten werfen.

Von Solon von Athen (639—559), den nicht nur das spätere Griechentum unter die Zahl seiner „Sieben Weisen“ aufnahm, schreibt Plutarch in seiner Biographie des großen attischen Staatsmannes, „daß er gegen schöne Jünglinge nicht ganz fest war und nicht Kraft genug hatte, wie die Fechter mit der Liebe zu kämpfen, ist nicht nur aus seinen Gedichten zu ersehen, sondern auch aus einem seiner Gesetze, worin er den Sklaven verbietet, . . . Knaben zu lieben, so daß er dies unter die anständigen und ehrbaren Neigungen zählt, und gewissermaßen die Würdigen dazu auffordert, wovon er die Unwürdigen ausschließt“. Ueber Stesichoros (640—555), den großen Vorgänger Pindars, berichtet Athenaios (XIII, 631 a), „daß er diejenige Art von Gesängen einführte, welche seit altersher Jünglings- oder Lieblingslieder genannt werden“. Von Schillers „frommen Dichter Ibykos“ hebt Platon im Permenides ausdrücklich hervor, daß ihn auch noch im Alter die Leidenschaft zu schönen Jünglingen durchglüht habe. Cicero schreibt in seinen Tuskulanen: „Am meisten von allen scheint, nach seinen Werken zu urteilen, Ibykos aus Reghium für diese Liebe geglüht zu haben.“

Ein ungünstiges Geschick, vielleicht mehr noch die Verständnislosigkeit der Nachwelt, hat es verschuldet, daß von den griechischen Dramen, welche nach den Mitteilungen der Alten in nicht geringer Zahl den Paidon Eros behandelten, nicht ein einziges erhalten blieb, so daß wir auch hier nur auf dürf-



Alexander-Relief aus dem Tempel von Luxor

tige Fragmente und literarhistorische Notizen angewiesen sind. Wir brauchen aber nicht die Worte des Athenaios in Zweifel zu ziehen, der von der Zeit der beiden großen Tragiker schreibt:

„Niemand machte aus der Paiderasteia ein Hehl, so daß Aischylos, der doch ein großer Dichter war, und Sophokles diese Liebe sogar auf die Bühne brachten. Darum nennen einige die Tragödie geradezu eine Stätte der Päderastie, und die Zuschauer erfreuten sich daran.“

Nichts dürfte bezeichnender für den Geist der damaligen Zeit sein als diese lapidare Aeußerung des Athenaios! Ob Aischylos selber dem Paidon Eros gehuldigt hat, ist nicht überliefert, wohl aber sind uns aus dem Leben seines großen Nachfolgers Sophokles (496—406) mannigfaltige Zeugnisse hierfür erhalten. So das von einem Zeitgenossen, dem Tragiker Ion von Chios, in seinen „Epidemini“ (Reiseerinnerungen): „Den Dichter Sophokles habe ich in Chyos getroffen, als er auf der Fahrt nach Lesbos als Feldherr begriffen war, und ich lernte in ihm einen Mann kennen, der schöne Knaben wohl leiden mochte und bei einem Becher Wein ein angenehmer Gesellschafter war.“ Ion berichtet dann von einem ergötzlichen Erlebnis des Sophokles mit einem Jüngling, auf dessen Wiedergabe hier leider verzichtet werden muß. Athenaios erwähnt nach einer Mitteilung des Sophokles-Schülers Hieronymos von Rhodos, daß der Dichter sogar einmal bei einem zärtlichen Stelldichein vor dem Tore das Opfer einer Prellerei geworden sei, wobei er seinen Mantel eingebüßt und dazu noch den Spott des Euripides geerntet habe.

Auch in den Werken des Euripides (480—406), von dem sowohl Plutarch wie Aelian berichten, daß ein Liebesverhältnis zwischen ihm und dem bereits vierzigjährigen Agathon bestanden habe, in den Werken des Anakreon von Theos, des Theognis aus dem nisäischen Megara, des Thebaners Pindar tritt uns der Paidon Eros entgegen, ebenso bei den Geschichtsschreibern Herodot, Thukydides und Xenophon. Die griechische Komödie, über deren Auffassung der gleichgeschlechtlichen Liebe die vortrefflichen Arbeiten Lichts Aufschluß geben, ist für den Kul-

turhistoriker eine Fundgrube ohnegleichen. Bei der griechischen Komödie haben wir es mit der übersprudelnden Laune attischen Humors zu tun, die uns ein stark ins Grotteske verzerrtes Abbild des wirklichen Lebens bietet, weshalb man sich sehr hüten muß, seine Kenntnis der attischen Jünglingsliebe lediglich aus den lasziven Anspielungen der Komiker zu schöpfen, da man nicht alles als bare Münze hinnehmen darf.



Eros entführt einen Knaben
Rotfigurige Schale, Berlin, Antiquarium

Daß neben den bizarren Späßen, die übrigens viel dazu beigetragen haben, daß in späteren Zeiten die Päderastie mit analem Koitus, mit dem sie ursprünglich nichts weniger als zusammenfiel, identifiziert wurde, in der Komödie auch die edlere Freude der Hellenen an „ephebischer“ Schönheit zum Ausdruck kommt, möge als Beispiel ein Fragment aus einer Komödie des Damoxenos zeigen, in dem es heißt:

„Ein Knabe warf den Ball.
— an Jahren mocht er 17 zählen wohl —
auf Kos, wo Götter wandeln, wie es scheint.

So oft uns streifte dieses Knaben Blick,
beim Werfen oder Fangen seines Balls,
laut schrien wir auf: „Wie ist der Knabe schön!“
Die Anmut und der Glieder Harmonie
in der Bewegung oder wenn er sprach —
Ein Schönheitswunder! Niemals hört' ich je,
noch sah ich früher solcher Anmut Reiz.

Um Schlimmern zu entgehen, eilte ich fort:
Und ach, schon krank vor Liebe mir das Herz!“

Es geht aus den Komödien des Aristophanes (Plutos, 153 bis 159; Vögel, 704—707) hervor, daß es zwar für unanständig galt, Geld von den Liebhabern zu empfangen, hingegen aber die Sitte gestattete, Tiere, wie Kampfhähne, Hunde und Pferde, Kleider und auch sonstige Luxusgeschenke anzunehmen.

Auch bei den griechischen Philosophen finden wir fortgesetzt moralische und philosophische Betrachtungen über das Problem der gleichgeschlechtlichen Liebe. So hat sich Parmenides (515—460), der große Philosoph der eleatischen Schule, mit sexuellen Fragen beschäftigt. Ihm galt der Eros als kosmogonisch schaffendes und ordnendes Prinzip. Aurelianus schreibt: „Parmenides sagt in den Büchern, welche er über die Natur geschrieben hat, daß durch einen Zufall bei der Empfängnis bisweilen sich feminin unterwerfende Menschen entstünden.“ Das heißt, in die Sprache unserer Zeit übersetzt, schon Parmenides bemüht sich, wie die altindischen Weisen, die Gleichgeschlechtlichkeit auf biologischem Wege zu erklären. Er suchte, wie jene, ihre Wurzeln in der Stunde der Empfängnis, sah sie mithin als angeboren an, wie Aurelianus dies im weiteren mit den Worten bestätigt: „Viele medizinische Schulhäupter behaupten außerdem, daß diese Leidenschaft angeboren sei und deswegen mit dem Samen auch auf die Nachkommenchaft gelange.“ Empedokles von Agrigent (geb. 496) kommt ebenfalls auf das Gesetz der Doppelgeschlechtlichkeit der or-

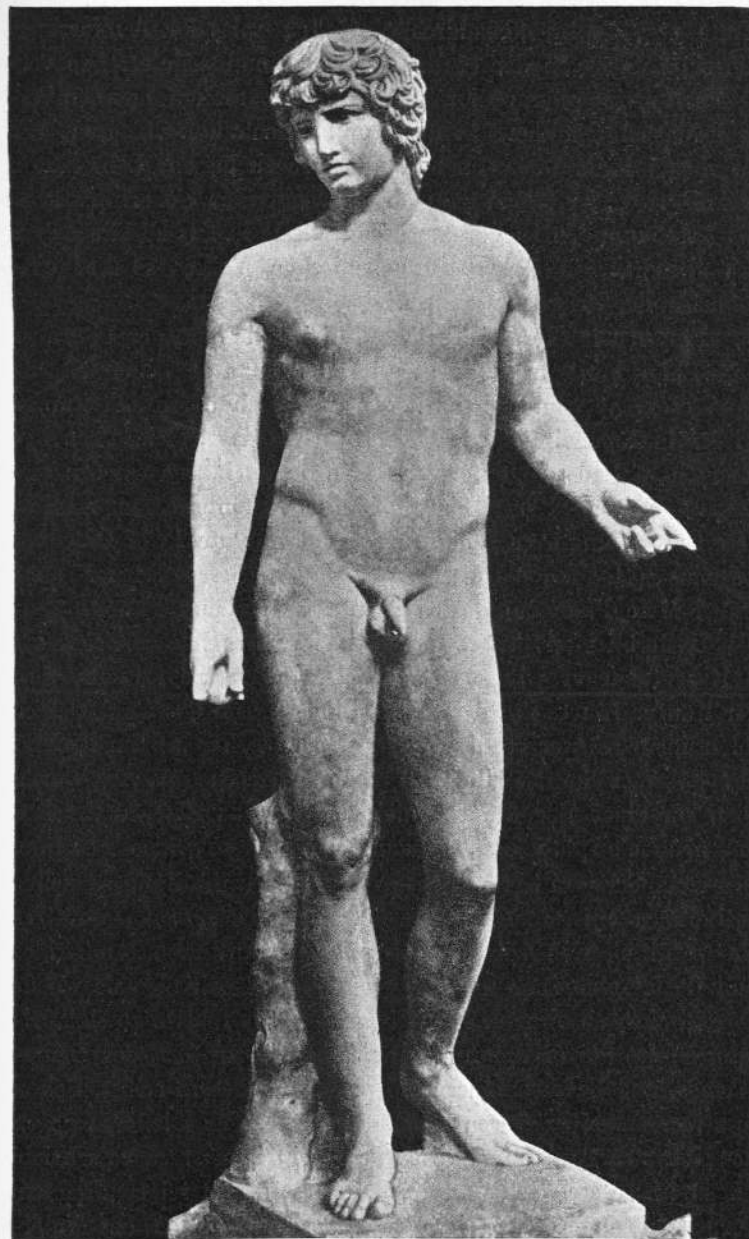
ganischen Wesen zu sprechen und erwähnt: „Mischgeschöpfe, hier männer-, dort frauengestaltig.“

Weitere Betrachtungen findet man bei dem Pythagoräer Philolaos von Kroton, einem Zeitgenossen des Sokrates, dem Atomistiker Demokritos von Abdera (geb. 460), dem berühmtesten Arzte und Naturforscher des Altertums Hyppokrates von Kos (geb. 460) u. a. m. Die Stellung des Sokrates zum Paidon Eros ist bis auf unsere Zeit eine oft diskutierte geblieben. Heute, wo wir an das Problem Sokrates mehr den Maßstab des Sexualforschers als den des Philologen anlegen, dürfen wir das Ergebnis unserer Untersuchungen wohl dahin zusammenfassen, daß Sokrates den pandemischen Eros zu einem uranischen sublimieren, der sinnlichen Betätigung möglichst enge Schranken ziehen wollte, um der geistigen den weitesten Spielraum zu lassen. Er wollte, wie dies M. H. E. Meier trefflich ausdrückt, Athen zur Stadt der philosophischen Jünglingsliebe machen. Nach Xenophons Schilderungen sah es Sokrates nicht als die kleinste seiner Aufgaben an, im täglichen Verkehr seine Schüler und Zuhörer vor den Verlockungen und Gefahren des Eros Pandemos eindringlich zu warnen und ihnen die Hoheit und Heiligkeit des Eros Uranios mit begeisterten Worten zu preisen. Dabei darf man nicht übersehen, daß Sokrates gegen die „sexuellen Entgleisungen“ im Gebiet des Eros Paidon polemisiert; aber auch im heterosexuellen Geschlechtsverkehr warnt er vor Uebermaß und Ueberschwang und rät zur Enkrateia und Sophrosyne. Ueberhaupt mißt Sokrates, wie aus zahlreichen Stellen der xenophontischen „Erinnerungen“ hervorgeht, vom Standpunkt seiner Ethik heterosexuell und homosexuell mit gleichgerechtem und gleichstrenge-m Maßstabe und es ergibt sich für die heterosexuelle Majorität moderner Kulturvölker keine Möglichkeit, gestützt auf seine Autorität die homosexuelle Minderheit einseitig zu verurteilen.

Die stärkste Förderung erfuhr der von Sokrates gestreute Same durch Platon (427—347). Dies gilt namentlich von den Gesprächen, in denen die Liebe, und zwar durchgehend die zu dem gleichen Geschlechte, ausführlich behandelt oder gestreift wird, wie auch für den „Phaidros“ und „Symposion“.



Standbild Kaiser Hadrians, der nach dem Tode seines Freundes Antinous überall öffentlich dessen Büste aufzustellen befahl
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Antinous, Liebling Kaiser Hadrians, der sich aus Liebe zu Hadrian im Nil ertränkte
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Hatte er sich im „Phaidros“ lediglich mit der Auffassung, die ein Lysias von der Liebe hegte, auseinandergesetzt, so versammelt er im „Symposion“ eine Anzahl Personen aus den verschiedensten Ständen, Berufen und Anschauungskreisen, um sie nacheinander über den Eros sprechen zu lassen, d. h. Platon bemüht sich hier, einen möglichst umfassenden Ueberblick über die Anschauungen zu geben, die über diese in das soziale Leben des attischen, ja des gesamthellenischen Volkes so tief einschneidende Frage herrschen.

Finden wir die gleichgeschlechtliche Liebe in der Literatur und Philosophie in allen möglichen Varianten behandelt, so kann es nicht wundernehmen, daß sie auch öffentlich immer wieder in Erscheinung trat. Wir führten als Beispiel oben bereits das Schauspiel an. Auch öffentliche Häuser wurden gehalten, die dem Staate eine hohe Steuer einbrachten und in denen sich Jünglinge feilboten. So sah Sokrates, wie Diogenes Laertius (II, 105) mitteilt, in einem dieser Häuser zum ersten Male Phaedon, dessen Namen der Dialog Platons über die Unsterblichkeit trägt. Phaedon war in Elis geboren, als Kriegsgefangener wurde er auf offenem Markte verkauft und der Käufer führte ihn der Prostitution zu, um das Geld, das er mit seinem Körper verdiente, für sich zu behalten. Ein Freund des Sokrates kaufte ihn von seinem Herrn und so wurde Phaedon einer der Hauptteilnehmer des sokratischen Kreises und gründete später die sogenannte eleatisch-sokratische Schule.

Auch im politischen Leben wurde die Enthüllung sexueller Intimitäten mit der Zeit ein beliebtes, wenn auch unfaires Kampfmittel, was wir schon bereits bei Antiphon, Andokides und Lysias mehrfach nachweisen können. Doch niemals wurde so zahlreich, so ohne alle sachlichen Gründe und in so skrupelloser Weise davon Gebrauch gemacht wie zur Zeit des Demosthenes, und bedauerlicherweise auch von diesem selbst. Schon in seiner ersten größeren Rede, die er 355 für Diodoros gegen den Isokrateer Androtion wegen gesetzwidrigen Antrages schrieb, hat er im Interesse der persönlichen Rachsucht seines Klienten, der, wohl ungerechtfertigterweise, von Androtion des Vatermordes bezichtigt war, das Vorleben des Gegners mit rück-



Zeitgenössische Karikatur auf die Homosexualität und den Feminismus König Heinrichs III.
Überschrift aus Martial: Nur einen Teil hat er vom Vater, alles andere von der Mutter
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

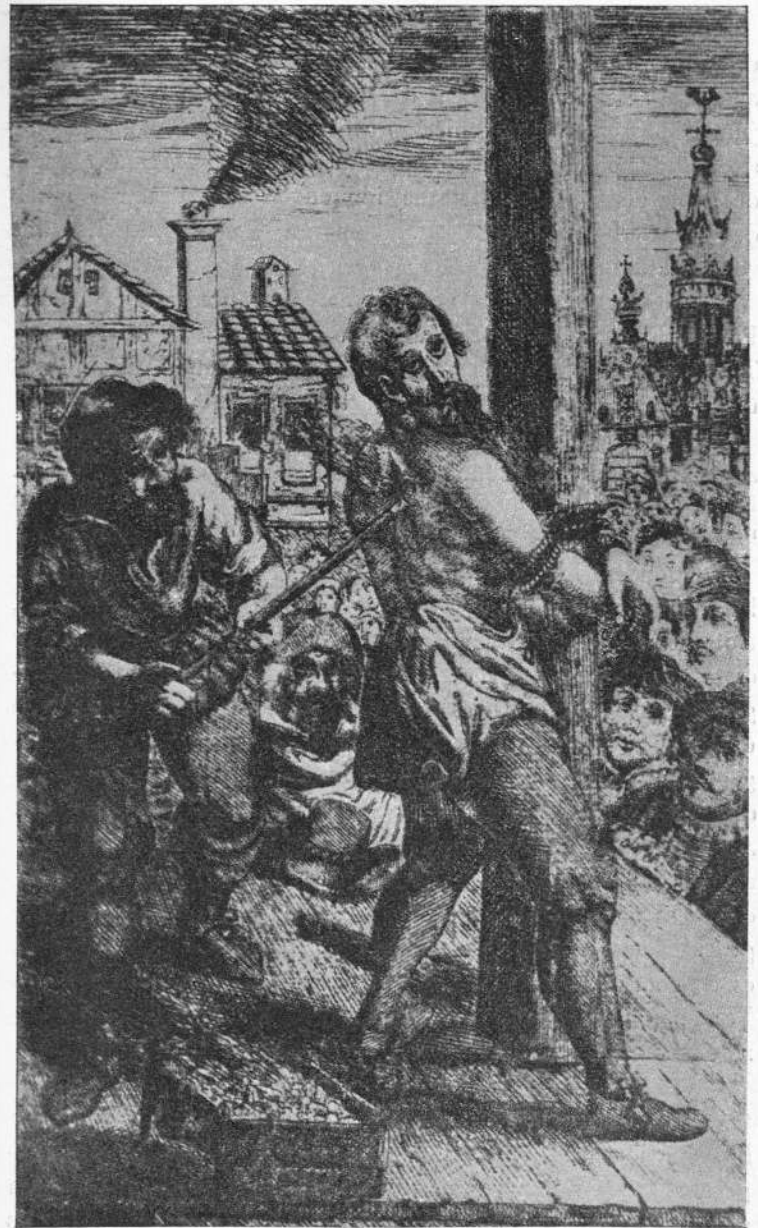
sichtslosester Schärfe durchwühlt. Er beschuldigt ihn, daß er oft Entehrung und Beschimpfung sich habe gefallen lassen, indem er sich mit Leuten einließ,

„die ihn zwar nicht liebten, aber doch bezahlen konnten, wodurch er sich zu einem Handwerksgenossen der gewöhnlichsten Freudenmädchen, einer Synope und Phanostrate herabgewürdigt und so sich jedes Rechtes der Teilnahme an den gemeinschaftlichen Beratungen wie überhaupt am öffentlichen Staatsleben unwürdig gemacht habe. Denn schon Solons Gesetze verboten, daß einer, der sich gewerbsmäßiger Unzucht schuldig gemacht habe, Gesetzesvorschläge einbringen dürfe.“

Der attische Sittenkodex unterschied nämlich zwischen Eromenoi, den freiwillig und nur aus Zuneigung sich Hingebenden, und den Hetairoi und Pornoi, den sich für Entlohnung Prostituiierenden, und unter diesen wieder den Hetairos, den individuell Ausgehaltenen, vom Pornos, dem allgemeinen „Strichjungen“. Um die Eromenoi kümmerte sich der athenische Staat nicht, die beiden letzteren diffamierte er. Gegen den älteren Liebhaber wurde in keinem Falle eingeschritten. Bei einer Betrachtung des Sexualstrafrechts im klassischen Altertum muß prinzipiell festgestellt werden, daß gesetzliche Bestimmungen, die den gleichgeschlechtlichen Verkehr betrafen, nie auf die Betätigung an und für sich, sondern immer nur auf gewisse Nebenumstände Bezug nahmen; in erster Linie sollte die freie Selbstbestimmung gewährleistet werden (sexuelle Freiheit), so wurde denn Notzucht, Mißbrauch der Dienstgewalt gegenüber Freigelassenen oder Freigeborenen usw. bestraft. Außerdem richteten sich die Anschauungen gegen die männliche Prostitution. Mit besonderer Klarheit geht dies aus dem Wortlaut der Rede des Aischines gegen Timarchos hervor, in der es heißt:

„Ich behaupte auf das bestimmteste, daß zwar die Liebe zu schönen und mäßigen Jünglingen der Menschheit Ehre macht und von Großherzigkeit zeugt, daß es aber von Schamlosigkeit und schlechter Erziehung zeugt, wenn jemand einen freien Knaben zu Ausschweifungen kauft. Geliebt zu werden, ist eine Ehre, sich zu verkaufen, eine Schande.“

Wenn also die griechische Gesellschaft auf der einen Seite



Öffentliche Brandmarkung wegen Homosexualität
Spottbild, das ohne Berechtigung auf Calvin gemünzt war
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

„Im Jahre 227 forderte nach Valerius Maximus (VI, 1, 7) M. Claudius Marcellus (der spätere Sieger von Nola) als Aegilis currulus den Volkstribunen C. Sca(n)tinius Capitolinius vor das Volksgericht, weil er seinen (des Marcellus) Sohn unzüchtige Zumutungen gemacht habe. Sca(n)tinius versicherte nachdrücklich, daß er als unverletzliche Person nicht verpflichtet sei, vor Gericht zu erscheinen und rief den Beistand der anderen Tribunen für seine Sache an. Diese lehnten ab. Der Beklagte wurde infolgedessen vorgeladen und der einzige Zeuge, den man in Anspruch nahm, veranlaßte seine Verurteilung. An den Namen des Verurteilten wurde später die Herleitung der bekannten „Lex Scantinia“ geknüpft.“

Ein übles Licht auf die Gepflogenheiten der römischen Legionäre wirft die Schilderung des Vibius Virrius aus dem Jahre

211:

„Ich will nicht sehen, wie meine Vaterstadt (Capua) zerstört und in Brand gesteckt wird, und die Campanischen Frauen und Jungfrauen und edelbürtigen Knaben zur Entehrung (von den Römern) fortgeschleppt werden (Rapi ad stuprum).“

In seinen „Attischen Nächten“ hat uns A. Gellius das Bruchstück einer Rede des jüngeren Scipio Afrikanus (gest. 129) aufbewahrt, das sich mit scharfen Invektiven gegen Sulpicius Gallus wendet. Es heißt daselbst (VII, 12; ed. Hertz VI, 12):

„Denn ein Mensch, der täglich gesalbt vor dem Spiegel sich schmücken läßt, der mit rasierten Augenbrauen, Bart und sogar mit rasierten Schenkeln einhergeht, der als junger Mann bei Gelagen in Begleitung seines Liebhabers mit einer langärmeligen Tunika bekleidet, sich auf das niedrigste Bett legt, der nicht nur den Wein, sondern auch die Liebkosungen des Mannes sucht, tut der etwa was anderes, als was Brauch der Kinaeden ist?“

Obwohl hier scheinbar eine Verfemung der Kinaeden — worunter man den passiven Pedikator zu verstehen hat — anzunehmen ist, muß daran festgehalten werden, daß bis zum Erlaß der 12 Tafelgesetze (450) kein Fall einer gerichtlichen Verurteilung homosexueller Vorkommnisse bekannt ist, und daß, was auch Mommsen bestätigt, in den nächsten Jahrhunderten die von Livius und Valerius Maximus angeführten Fälle sämtlich mit Notzucht konkurrieren, und zwar als Mißbrauch

der Dienstgewalt seitens militärischer Vorgesetzter oder gegen Schuldgefangene von seiten der Gläubiger, wogegen die Volkstribunen als gegen eine „Proditio“ (d. h. treuloses Handeln) mit durchgängig erfolgreichen Tribunalklagen einschritten. Jedenfalls bestand in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts bereits das „Scantinische Gesetz“, dessen Entstehungsgeschichte wir bereits oben erwähnten. Leider sind wir über die Fassung desselben nicht genau unterrichtet. Höchstwahrscheinlich richtet es sich aber nur wie auch die spätere „Lex Julia“ lediglich gegen die Verführung, bzw. Notzüchtung freigebo- nener Knaben und Jünglinge. Denn da die Sklaven, die „Purivenales“, „Sache“ ihrer Herren waren, sah der römische Staat durchaus keine Veranlassung, in derartige Verhältnisse einzugreifen. Nach Quinctilianus war die von der „Lex Scantinia“ festgesetzte Strafe eine Geldstrafe von 10.000 As. (840 Mark), was sowohl mit dem früheren Brauch von 227, wie mit einer Stelle des späteren Paullus übereinstimmt, der gleichzeitig für die Kaiserzeit eine Geldstrafe erwähnt. Das Gesetz mag wohl später in Vergessenheit geraten oder laxer gehandhabt worden sein. Charakteristisch für die milde Auffassung, mit der Anklagen nach der „Lex Scantinia“ betrachtet wurden, ist ein Brief des M. Caelius Rufus aus dem Jahre 50 v. Chr. an den in Cilicien weilenden Cicero. Caelius berichtet, daß er von dem Zensor Appius Claudius Pulcher auf Grund der „Lex Scantinia“ belangt worden sei und er ihn nach demselben Gesetze wieder belangt habe. Der letztere Prozeß sollte vor dem Praetor Drusus verhandelt werden, der ebenfalls nach der „Lex Scantinia“ mit Erfolg hätte belangt werden können: „Komm baldmöglichst, um Dich satt zu lachen über das, was hier vorgeht, wie ein Drusus über Sünden gegen das Scantinische Gesetz zu Gericht sitzt.“ Aus dem Briefe geht klar hervor, daß die erste Anklage nicht aus moralischer Ent- rüstung erhoben worden war, sondern nur dazu dienen sollte, den Caelius für die Zeit des Schwebens des Verfahrens politisch, aber nicht gesellschaftlich mundtot zu machen.

Von der Sittengesetzgebung des Augustus interessiert uns hier die „Lex Julia de adulteriis“ vom Jahre 18 v. Chr. Sie



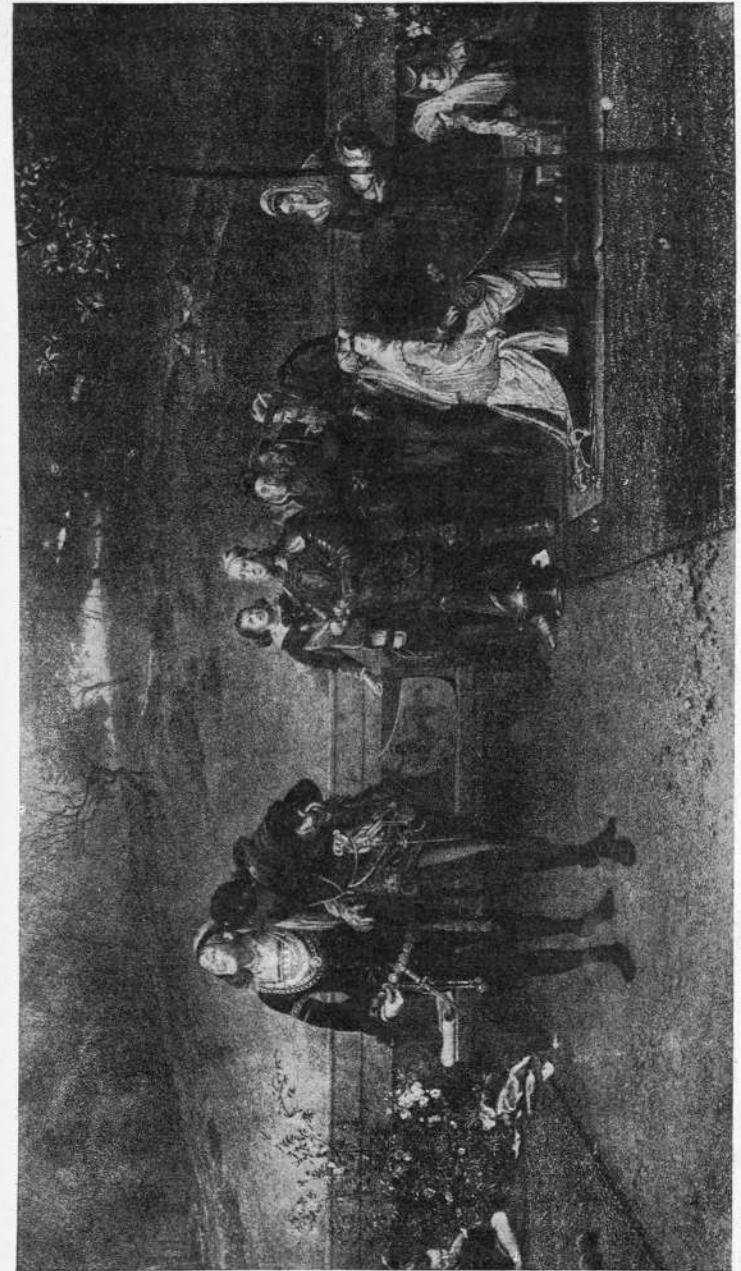
Zeitgenössischer niederländischer Kupfer gegen die Homosexualität mit Anspielung auf das brennende Sodom
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

richtete sich auch gegen gleichgeschlechtlichen Verkehr. Dieses Gesetz änderte jedoch nach Numa Pratorius wahrscheinlich lediglich die Strafe der „Lex Scantinia“. Aus der „Lex Scantinia“ ersehen wir einigermaßen, wann Unzucht zwischen Personen des männlichen Geschlechts bestraft wurde; denn die Stellen, welche uns über den näheren Inhalt des Gesetzes Aufschluß geben, sprechen nur von der Strafbarkeit des Stuprum pueri, d. h. der Knabenschändung, des unerwachsenen Jünglings. Es genügte aber nicht, daß der Geschändete minderjährig, bzw. noch puer praetextatus war, sondern er mußte auch unbescholten sein, damit den Schänder die Strafe traf. Die Knabenschändung wurde mit der Schändung einer unbescholtenen Jungfrau auf eine Stufe gestellt, die „Lex Julia“ behandelte also beide gleich. Dies zwingt zu dem Schluß, daß das Gesetz den Verkehr mit einem Exoletus, einem männlichen Prostituierten, nicht mit Strafe bedrohte.

Auch in der römischen Literatur fand die Homosexualität verhältnismäßig früh ihren Niederschlag. Schon bei Plautus finden sich überaus zahlreiche Anspielungen hierauf. Im Curculio lautet die Ermahnung des Sklaven Palinurus an seinen jungen Herrn Phaedromus (I, 1, 35):

„Niemand verwehrt das Gehen auf offener Straße Dir,
Wenn nur durch ein umzäuntes Grundstück Du den Weg
Nicht suchst, von Ehefrauen, Witwen, unbescholtenen
Jungfrau und freigeborenen Knaben fern Dich hältst,
So magst Du lieben, was Du willst.“

Es ist charakteristisch, daß bei Schilderungen sexueller Exzesse stereotyp Frauen, Mädchen und edelgeborene Knaben in einem Atem genannt werden. In der Mostellaria heißt es im Zwiegespräch der Sklaven des Kallidamates (IV, 2): „Mich kennt der Herr.“ „Er wird doch wohl sein Ruhepolster kennen.“ Der bekannte Polyhistor und Enzyklopädist M. Terentius Varro aus Raete (116—127) verspottete, wie Bloch bemerkt, in seiner Satire „Eumenides“ die weibischen Moden der Männer, spricht von den partim venusta muliebriore ornati stola und vergleicht diese Effeminierten wegen ihrer durchsichtigen Gewänder mit den Najaden. Als Gegenstück dazu geißelte er



Eduard II. von England und sein Lieblingsfreund Gaveston
Das Verhältnis beider wurde vom ebenfalls homosexuellen Marlowe dramatisiert
(Englischer Stahlstich)

in den Meleagri die ausgesprochen männliche Kleidung mancher Frauen und beschreibt eine à la Attalante aufgeschürzte Jägerin in sehr anschaulicher Weise.

Aus der Literatur der augustäischen Zeit, aus der am deutlichsten hervorgeht, wie Gesetz und Gesellschaft sich damals zur gleichgeschlechtlichen Liebe als solcher einstellten, sei Vergilius Maro genannt, der in seinem Jugendwerk, den „Ecloge“, auf den Bahnen Theokrits wandelte. So behandelt er die unglückliche Liebeswerbung des reichen Herdenbesizers Corydon um den schönen Alexis, den Liebling seines Herrn. Er tröstet sich mit dem Gedanken, noch einen anderen Alexis finden zu können, wenn dieser ihn andauernd verschmähe. Auch dem Elegien-Dichter Albius Tibullus ist die gleichgeschlechtliche Liebe nicht fremd. Als der jugendliche Marathus dem Dichter manche Sorge bereitet, wendet er sich an Priapus mit der Bitte um guten Rat, wie man die Jünglinge dauernd fessele.

Anscheinend ohne homoerotische Wünsche verlief das Leben des Elegikers Sextus Propertius, wenigstens lassen sich weder in seinen Werken noch sonst irgendwo Anhaltspunkte dafür auffinden. Doch war er weit entfernt, die Homoerotik zu befördern, im Gegenteil, als es ihm einmal bei seiner Cynthia oder sonst einer Schönheit recht schlecht erging, klagt er (II, 4, 27):

„Wer mir von Herzen verhaßt, dem wünsch' ich, daß Mädchen
er liebe.

Wen als Freund ich erkannt, mag sich an Jünglingen freun,
Diesem hat oft schon das Herz ein einziges Wörtchen gewendet,
Jene besänftigt man kaum, wenn man sein Blut auch verspritzt.“

Eine durchaus heterosexuelle Natur war auch Ovidius Naso, der große Liebes-Theoretiker des römischen Altertums; in seiner *Ars amatoria* (II, 684) sagt er:

„Nicht lieb ich den Genuß, in dem nicht beide verschmolzen;
Weniger zieht darum Liebe der Knaben mich an.“

Eine der ergebnisreichsten Quellschriften für das homosexuelle Leben der römischen Kaiserzeit ist das Satiren-Fragment des Petronius, des *arbiter elegantiarum* am neronischen

Hofe. Petronius hatte in seinem Werke die menipeische Satire zum Roman, und zwar zum Erstmodell des Schelmenromans erweitert, in dem sich am lockeren Faden Abenteuer an Abenteuer zu Wasser und zu Lande phantastisch reihen, während reich ausgeführte Episoden hetero- und homosexueller Natur den Gang der Erzählung unterbrechen. Die Handlung spielt in den letzten Jahren des Tiberius, doch werden sehr oft Erscheinungen und Zustände der neronischen Zeit hineingezogen. Das in dem uns noch erhaltenen 15. und 16. Bande des Werkes geschilderte „Gastmahl des Trimalchio“ ist in hohem Maße lesenswert und zur Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit unerlässlich. In der Dichtung der flavischen Zeit ragen die Poesien des M. Valerius Martialis hervor. Hier wird uns in stets wechselndem, kaleidoskopisch buntem Spiegelbilde das ganze geschlechtliche Leben des kaiserlichen Rom vorgeführt; keine sexuelle Variation und Anomalie wird uns geschenkt, sei es, daß uns ein Spiegel in fein geschliffenen Facetten Lebemänner und Lebefrauen in mancherlei Eheirungen vorführt, sei es, daß er das Treiben alter Liebhaber oder das freche Gebaren der männlichen oder weiblichen Prostituierten geißelt oder uns Blicke in das Leben und Treiben der Tribaden eröffnet.

Schließlich sei noch D. Junius Juvenalis (60—140) erwähnt, der das, was Martialis in Kleinigkeiten mit leichteren Strichen skizzierte, durch grimmige Sittenbilder in weiterem Rahmen darstellte.

In der 6., gegen das weibliche Geschlecht gerichteten Satire will Posthumus heiraten; der Dichter stellt ihm alle Schattenseiten und Nachteile dieses Schrittes vor Augen:

„Warum ins Bett nicht lieber Dir legen ein Bürschlein?
Das fängt nicht in der Nacht ein Gekeif an, fordert im Bette
Keine Geschenkchen und murrst nicht, daß Du Dich schonest und
nicht so,
Wie er es habe gewünscht, in Gekeuch und Hitze gerietest.“

Unter den Nachteilen der Ehe wird auch der genannt, daß die künftige Gattin die Pueros haßt. Auf die weibliche Homo-

sexualität bezieht sich auch der Abschnitt über die Gladiatorenübungen der Frauen (v. 252—267).

Sittengeschichtlich wertvolle Beiträge zur Homosexualität liefern außer Dionysius, Livius, Plutarch u. a. m., wie wir schon oben erwähnten, auch die Historiker der Kaiserzeit, die durch Mitteilungen über das Sexualleben prominenter Kreise und politischer Persönlichkeiten die Rolle der Homoerotik in der Gesellschaft immer wieder beleuchten. In bunter Reihe ziehen die Namen berühmter historischer Personen an unserem Auge vorüber. Viele von ihnen haben in späteren Zeiten Anlaß zu literarischer Bearbeitung gegeben, so daß wir uns an dieser Stelle kurz fassen können und außer den Namen nur in einigen typischen Fällen auf die Legende über die betreffende Person eingehen können.

Als Personen, die gleichgeschlechtliche Neigungen hatten, finden wir erwähnt: den Diktator Sulla, L. Lucullus, C. Verres den Jüngeren, als käuflich Aullus Gabinius; über das Verhältnis des C. Curio mit dem jungen M. Antonius berichtet Cicero. Von Cäsar erzählt u. a. Suetonius, daß er als junger Mann dem König von Bithynien seine Keuschheit preisgegeben habe, worüber noch 30 Jahre später seine dem Triumphwagen folgenden Soldaten unter anderen lustigen Liedern auch das sehr populäre Soldatenlied sangen:

„Cäsar unterwarf sich Gallien, doch den Cäsar Nikomedes,
Im Triumphzug zieht jetzt Cäsar, da er Gallien bezwang;
Nikomedes aber triumphiert nicht, da er Cäsar unterwarf.“

Dio Cassius bemerkt hierzu:

„Was die Soldaten über seinen Umgang mit Nikomedes ihm nachsagten, ärgerte ihn gewaltig. Er wollte sich rechtfertigen und schwur, daß es nicht wahr sei, wurde aber dafür noch obendrein ausgelacht.“

Cäsar ließ sich auch auf heterosexuellem Gebiet mancherlei zuschulden kommen. Suetonius fährt daher (52) fort:

„ daß er wegen seiner Unkeuschheit und Ehebrüche in dem allerübelsten Ruf stand, geht am deutlichsten daraus hervor, daß Curio, der Vater, ihn einst in einer Rede den Mann aller Frauen und die Frau aller Männer nannte.“

Außerordentlich umfangreich ist das Material über die



Eine „Mignon“-König Heinrich III. von Frankreich
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

Homosexualität zur Zeit der römischen Cäsaren und es gibt nur wenige unter ihnen, denen die zeitgenössischen Schriftsteller

keine gleichgeschlechtliche Betätigung nachsagen. Aus der Fülle der Fälle können wir auch hier nur einzelne markante Persönlichkeiten herausgreifen und müssen im übrigen auf die außerordentlich informative Spezialliteratur verweisen.

Suetonius, den wir bereits mehrfach zitierten, schildert in vielen Fällen die Neigungen einzelner Kaiser. So berichtet er über Augustus, daß Sextus Pompejus diesem nachgesagt habe, er lasse sich „als Weib“ gebrauchen. Mitteilungen ähnlicher Art finden wir bei Suetonius über Tiberius und Caligula, ausführliche Mitteilungen über das Verhältnis Neros zu Sporus, über Neros Nachfolger Serv. Sulpicius Galba, über Titus und seinen jüngeren Bruder und Nachfolger Domitian. Dio Cassius berichtet uns über die gleichgeschlechtlichen Beziehungen der Kaiser Trajan und Hadrian aus der Adoptions-Dynastie des Nerva. Die Beziehungen Hadrians zu seinem Lieb- ling, dem Bithynier Antinous, sind in der Literatur oft be- handelt, in neuerer Zeit in einem Roman von George Taylor (Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1886) und in einer Tragödie „Antinous“ von Erich Janke (Berlin 1924). Aus der Epoche des Verfalls der römischen Weltmacht ist vor allem Heliogabal zu nennen. Im Jahre 218 n. Chr. gelangte er als Fünf- zehnjähriger (nach anderen als Elfjähriger) auf den Thron. Die Geschichte seiner Regierung ist nahezu ausschließlich eine Aufzählung seiner geschlechtlichen Exzesse. Eine ausgezeichnete Schilderung jener Zeit findet sich in dem Roman „Heliogabal“ von L. Couperous (Frankfurt am Main, Verlag von Rütten und Löning, 1916).

In der Zeit von Heliogabal bis zu dem ersten christlichen Kaiser Konstantin (306—337) sind noch die Kaiser Alexan- der Severus (222—235) und Philippus Arabs (244—249) zu erwähnen, weil sie zuerst schärfere Maßnahmen zur Be- kämpfung der männlichen Prostitution ergriffen; doch wagte zum Beispiel Alexander Severus nicht, sie gänzlich zu unter- drücken, damit nicht, wie sein Biograph Aelius Lampridius (C. 24 und 34) sagt, die öffentliche Schande sich auf das Privatleben stürze, da die Menschen gerade das Verbotene mit Leidenschaft begehren. Doch ließ er einmal eine Schar männ-



Ein anderer „Mignon“ Heinrich III.

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

licher Prostituierten deportieren, wobei die armen Teufel durch Schiffbruch ums Leben kamen. Erst Philippus Arabs hob die „Lustknabenbordelle“ auf, doch, wie der Historiker Aurelius Victor (Caesares C. 28) sagt, ohne sonderlichen Erfolg, da des Menschen Natur nach verbotenen und mit Gefahr verbundenen Genüssen um so heftiger verlange.

Unsere Betrachtung der gleichgeschlechtlichen Liebe im klassischen Altertum wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch noch kurz die gleichgeschlechtlichen Beziehungen zwischen Frauen streifen würden. Daß diese keineswegs so selten waren, wie man heute vielleicht anzunehmen geneigt ist, kann durch vielfältige Belege aus der Literatur nachgewiesen werden. Wenn man Lukianos von Samosata folgen darf, so muß die Tribadie besonders auf der Insel Lesbos verbreitet gewesen sein (daher auch die Bezeichnung „lesbische Liebe“ für gleichgeschlechtliche Beziehungen zwischen Frauen) und die ausführlichste Schilderung tribadischer Leidenschaften finden wir in dem berühmten fünften Hetärengespräch des Lukianos, dessen Heldin Megilla aus Lesbos stammt. Bekannt ist auch die Legende um Sappho, die gefeierte erotische Dichterin der Griechen (etwa um 612 zu Eresos auf Lesbos geboren, nach anderen Nachrichten in Mytilene). Ihr Leben und Dichten ist durchsetzt von der Liebe zum eigenen Geschlecht. Bekannt ist, daß sie einen Kreis junger Mädchen um sich versammelte, mit denen sie zunächst ein gemeinsames poetisches und musikalisches Interesse verband. Wie Licht, wohl der beste lebende Kenner dieser Epoche, in seiner „Sittengeschichte Griechenlands“ (S. 32 ff.) sagt, wurden die Mädchen in Sapphos „Musenhaus“ in allen musischen Künsten, Spiel, Gesang, Tanz unterwiesen. Sie liebt ihre Mädchen mit heißer Glut, und diese Liebe spricht noch heute aus den spärlichen Fragmenten ihrer Dichtung mit solcher Leidenschaft, daß es zwar ein gutgemeinter, aber völlig aussichtsloser Versuch war, den Welcker und andere machten, Sappho von dem Vorwurf der gleichgeschlechtlichen Liebe reinzuwaschen. Nach der damaligen Auffassung und Gleichgültigkeit gegen derartige Dinge galt ihre Neigung nicht als Laster, höchstens daß Sappho von

gelegentlichem Spotte nicht verschont blieb, aber nicht wegen ihrer Triebrichtung, sondern wegen der Offenheit, mit der sie ihr Innerstes aufdeckte, und wegen des als Emanzipation empfundenen Heraustretens aus der für die griechische Frau damals noch geforderten Beschränkung auf das häusliche Leben.

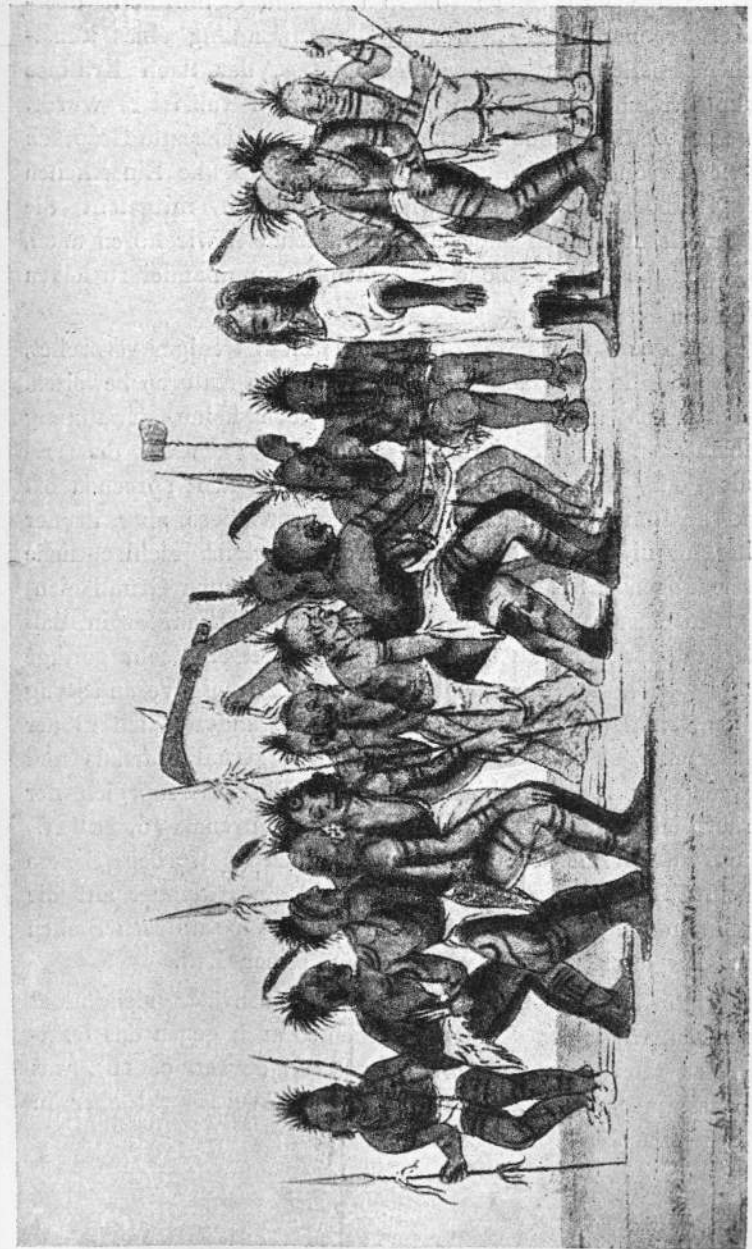
In der Freundschaft der Sappho mit ihren Schülerinnen erblickten die Alten ein Gegenstück zu den innigen Beziehungen des Sokrates zu seinen Schülern, eine gewiß bezeichnende und für die Beurteilung des Verhältnisses sehr beachtenswerte Parallele, die der zur Zeit des römischen Kaisers Commodus lebende Philosoph Maximus Tyrius in folgender Weise bis ins Einzelne ausführt:

„Was ist denn die Leidenschaft der lesbischen Sängerin anderes als die Liebetechnik des Sokrates? Denn sie scheinen mir beide in derselben Weise die Liebe zu meinen, jene die der Mädchen, dieser die der Jünglinge. Beide gestehen sie, viele zu lieben und von allen, die schön sind, gefangen zu werden. Was also dem Sokrates ein Alkibiades war und Charmides und Phaedrus, das ist der Sappho eine Gyrinna, Atthis und Anaktoria; und was dem Sokrates die Nebenbuhler sind, wie Prodikus, Georgias, Thrasy-machus und Protagoras, das sind der Sappho Gorgo und Andromeda. Jetzt schilt und widerlegt sie diese und bedient sich dabei derselben Ironie wie Sokrates. „Heil dir, mein Jon“, sagt Sokrates: „Heil Dir und Segen, des Polyanax Töchterlein“, sagt Sappho. Sokrates erklärt, er habe den Alkibiades zwar schon längst lieb gehabt, habe sich ihm aber nicht nähern wollen, ehe er ihn nicht für fähig hielt, seine Reden zu verstehen: „Du schienst mir noch ein kleines Kind zu sein und ohne Anmut“, sagt Sappho. Jener macht sich lustig über die Haltung und den Sitz eines Sophisten, diese sagt: „Welch ein ungebildet Weib in bäuerischem Kleid.“ Eros sei, so sagt Diotima zu Sokrates, nicht der Sohn, sondern der Begleiter und Diener der Aphrodite, und auch in einem Liede der Sappho sagt diese zu ihr: „Du und Eros, dein Diener.“ Diotima sagt, Eros gedeihe im Ueberfluß und sterbe im Mangel: das hat Sappho in die Worte zusammengefaßt: „süßbitter und schmerzbringend.“ Sokrates nennt den Eros einen Sophisten, Sappho einen Redekünstler. Jener ist sinnlos vor Liebe zu Phaedrus: dieser erschüttert die Liebe das Herz, wie ein Sturmwind im Gebirge über die Eichen herfällt. Sokrates macht der Xanthippe Vorwürfe, daß sie über seinen nahen Tod jammert, Sappho sagt zu ihrer Klais: „Nein, nicht darf in dem Haus, welches den Musen dient, Klage schallen, es ziemt solches uns wahrlich nicht.“

Trotz Welckers groteskem Versuch, die sapphischen Dichtungen anders zu deuten, kann an ihrem gleichgeschlechtlichen Charakter nicht mehr gezweifelt werden. So sagt Ovid, der, was wohl zu beachten ist, die Gedichte der Sappho noch vollständig lesen konnte, daß es nichts Sinnlicheres als ihre Poesie geben könne, und er empfiehlt deshalb ihre Lektüre den Mädchen seiner Zeit auf das angelegentlichste. An anderer Stelle sagt er ausdrücklich, daß Sapphos ganze Dichtung ein einziger Lehrgang der weiblichen Homoerotik gewesen sei. Apuleius endlich bemerkt, daß Sappho „verliebte und sinnliche Verse geschrieben habe, zwar wollüstig, aber doch so anmutig, daß sich die Ueppigkeit ihrer Worte durch den süßen Wohlklang ihrer Sprache nun erst recht dem Leser einschmeichle“.

Das sind alles Autoren, die die Werke der Sappho noch vollständig lesen konnten und deren Urteil daher entscheidend sein muß, zumal es durchaus mit den auf unsere Zeit überkommenen Resten der sapphischen Dichtung übereinstimmt. Aber aus eben diesen Fragmenten geht auch hervor, daß Sapphos Dichtung nicht nur sinnliche Glut atmete, sondern auch durch einen tief seelischen Einschlag verklärt wurde.

Eine berühmte Tribade war auch Philainis aus Leukadia, die wohl auch die erste war, die über tribadische Stellungen ein (nach Lucian. amor. 28) wohl illustriertes Buch schrieb; allerdings wird ihr in einer Grabschrift, die ihr Aischrion aus Samos gesetzt hatte, dieses obszöne Buch abgesprochen. Kulturhistorisch von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß (vgl. Licht a. a. O.) die Alten in der ungewöhnlich großen Klitoris eine der Voraussetzungen der Tribadie sahen. Wir hören von Frauen, deren Klitoris so groß war, daß sie mit anderen Frauen den Koitus ausführten (Luc. dial. mer. 5), also eventuell Ehebruch trieben (Mart. I, 90), ja selbst Knaben pedizieren konnten (Mart. VII, 67). Wie weit es sich bei diesen Schilderungen um Uebertreibungen oder um tatsächlich vorgekommene Fälle von Klitoris-Hypertrophie handelt, läßt sich heute nicht mehr aufklären, immerhin haben die verschiedenen tribadischen Praktiken in der Literatur einen verhältnismäßig reichen Niederschlag gefunden. So wird uns nicht nur



Der „Hermaphroditen-, Püderasten- oder Iconcoua“-Tanz bei den Dakota-, Sax- und FuchsiIndianern.
(Nach Catlin)

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

das häufige Vorkommen von Ipsation und Cunnilinctio überliefert, sondern vor allem auch die Anwendung eines künstlichen Phallus, des sogenannten Olisbos, der nach Kratinos hauptsächlich in Milet in großen Mengen fabriziert wurde. In dem 6. Mimiambus des Herondas, der das vertraute Gespräch zweier Freundinnen enthält, werden nicht nur alle Einzelheiten des Olisbos oder Baubon, wie er dort heißt, mitgeteilt, die besten Bezugsquellen angegeben usw., sondern wir hören auch, daß sich die Frauen solche Instrumente untereinander zu leihen pflegten.

Bei den Römern war die Tribadie nicht weniger verbreitet, wie schon die mehrfach zitierten lateinischen Autoren beweisen. Bei Plautus findet sich (zufällig?) noch keine Erwähnung tribadischen Verkehrs; Horaz (epod. 5, 41) nennt die Tribade Folia, aber erst die Satiriker der Kaiserzeit sprechen oft und ausführlich von der Tribadie. Wenn diese aber in der Literatur nicht so oft erwähnt wird wie gleichgeschlechtliche Beziehungen zwischen Männern, so hat das seinen Grund nicht etwa in einer spärlicheren Verbreitung als vielmehr darin, daß die Frau im Altertum in der Öffentlichkeit eine sehr geringe Rolle spielte, die Schriftsteller also nur sehr wenig Veranlassung hatten, sich mit ihr zu beschäftigen. Das änderte sich in der Kaiserzeit und so sind denn die Satiren zumal Martials und Juvenals voll von lesbischen Szenen. Die Massenorgien der Frauen am Feste der Bona Dea sind durch Juvenals (6, 306 ff.) kaum zu überbietende Schilderung berüchtigt worden, Seneca (contr. 2) berichtet von der Eifersucht eines Mannes auf die Freundin seiner Frau und Martial spricht an zahllosen Stellen von den lesbischen Ausschweifungen seiner Zeit.

Natürlich ließen es auch die Kirchenväter sich nicht entgehen, wie gegen alles Sinnenleben so auch gegen das lesbische zu eifern (vgl. Tertull. de pall. 4; de res. c. 16), was die lesbische Liebe zwar nicht aus der Welt, wohl aber in Verruf brachte.

DIE HOMOSEXUALITÄT IM MITTELALTER

Der Uebergang von der Duldung zur gesetzlichen und gesellschaftlichen Verfehmung der Gleichgeschlechtlichkeit ist selbstverständlich nicht ein plötzlicher gewesen. Vielmehr war es zuerst die sicher berechnete allgemeine Kritik an dem ausschweifenden Leben prominenter Kreise der spätrömischen Zeit, die im Vordergrund stand und aus der sich erst später unter dem wachsenden Einflusse des Christentums die Homosexualität als besonders verdammungswürdig herauschälte. Die psychologische Erklärung für die schließlich „mit Feuer und Schwert“ einsetzende Verfolgung ist vor allem in gewissen staatspolitischen Erwägungen zu suchen, die den Zweck geschlechtlicher Betätigung vor allem in der Fortpflanzung erblickten, eine Auffassung, die sich ja bis zu unserer Zeit erhalten hat. Schon bei den alten Israeliten stand die Volksvermehrung im Vordergrund des staatspolitischen Interesses („Ihr sollt Euch vermehren wie der Sand am Meere“); das mittelalterliche Christentum brachte dann noch die Homosexualität vor allem mit Götzendienst, Heidentum und Ketzerei in Verbindung, und so wurden schließlich die ursprünglichen bevölkerungspolitischen Erwägungen der mosaischen Epoche im Mittelalter von abergläubischen Vorstellungen völlig überwuchert. Für diese Auffassung scheint die sonst schwer begreifliche Tatsache zu sprechen, daß noch die Juristen des 13. Jahrhunderts die gleichgeschlechtliche Liebe neben der Gotteslästerung und der Ketzerei zu den „crimina ecclesiastica“ zählten.

Die ersten schweren Edikte gegen gleichgeschlechtliche Betätigung wurden erlassen, als das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde und das Kaisertum den Bund mit der christlichen Hierarchie schloß. Finden wir bei Paulus und den Kirchenvätern am Anfang nur verurteilende Warnung, in den Beschlüssen der Konzilien und Synoden vor dieser Zeit nur kirchliche Disziplinarstrafen, so ging jetzt die Gesetzgebung der Kaiser, die sich zum Christentum, der Religion der ver-

zeihenden Liebe, bekannnten, erheblich weiter. Bereits Konstantius und Konstans, die Söhne des großen Konstantinus, des ersten christlichen Kaisers, kehrten durch einen Erlaß vom Jahre 342 mit Festsetzung der Todesstrafe zur Rechtsprechung des altjüdischen Priestergesetzes zurück. Auch der Ton der Gesetzessprache wird jetzt ein anderer. Während die älteren römischen Juristen sich noch mit einer knappen, objektiven Bezeichnung des Tatbestandes begnügten, heißt es jetzt, daß „gegen die Geschlechtsverirrung, deren bloße Kenntnis sich nicht einmal gezieme, sich die Gesetze mit dem Rächerschwert bewaffnet, erheben müßten, um mit auserwählten Strafen gegen die vorzugehen, welche des Verbrechens schuldig sind oder noch werden“. Und nach dem gemeinsamen Edikt der Kaiser Valentinian, Theodosius und des Schwächlings Arcadius an den römischen Stattverweser Orentius vom Jahre 390 soll das Vergehen öffentlich mit dem Feuertode bestraft werden, damit „Rom, die Mutter aller Tugenden (?), durch das Gebaren der Effeminierten nicht länger befleckt und die alte Volkstüchtigkeit geschwächt werde (?) und jedermann einsehe, daß der Körper ein geheiligter Wohnsitz der Seele sei“.

An diesem Strafmaß ist durch Jahrhunderte hindurch im Prinzip festgehalten worden. Hie und da wurde der Strafvollzug variiert, indem man je nachdem, wie das betreffende Landesgesetz es vorschrieb, die einzelnen „Leibesstrafen“ abwechselnd anwendete. So berichtet der byzantinische Historiker Georgius Cedrenus (Histor. 645), daß im zweiten Jahre von Justinians Regierung (also etwa 528) die Bischöfe Jesaias von Rhodos und Alexander von Diospolis nebst vielen anderen als „Verderber der männlichen Jugend“ zur Verantwortung gezogen wurden. Etlichen von ihnen wurden die äußeren Geschlechtsteile verstümmelt, etliche durch Einführung spitzer Rohrstäbe in das Glied gepeinigt und so nackt dem Volk öffentlich zur Schau gestellt. Bei Cedrenus lesen wir dann auch, daß die oben erwähnten Straffälle keineswegs die einzigen gewesen sind, vielmehr im Bürger- und Senatorenstande zahlreiche und in den Kreisen der höheren Geistlichkeit nicht gerade seltene Nachfolger gefunden haben. Hieraus geht wohl klar hervor,



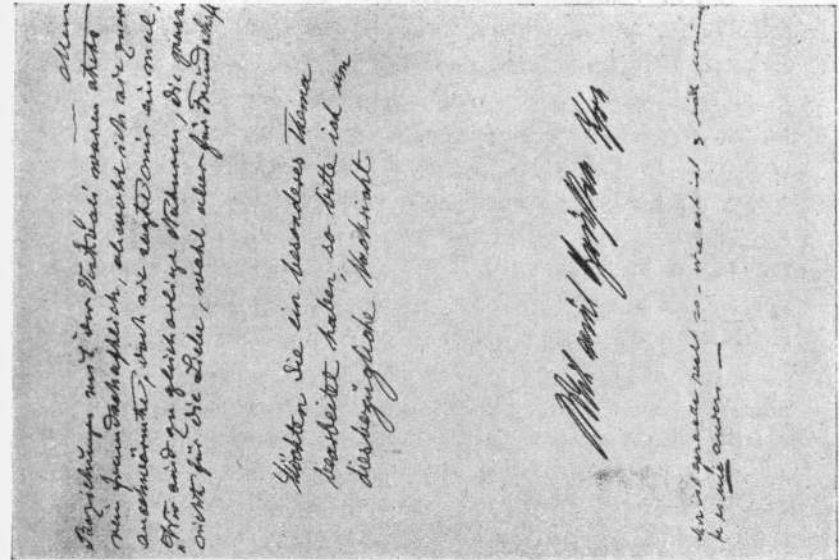
Zeitgenössische Anspielung auf die Homosexualität Cambacérés, Erzkanzler und Justizminister, Schöpfer des französischen Rechts
 Auf seine Veranlassung wurde das Gesetz gegen Homosexualität, das Todesstrafe vorsah, aus dem „Code Napoléon“ gänzlich entfernt
 (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

daß die mit dem 4. nachchristlichen Jahrhundert einsetzende strenge Beurteilung gleichgeschlechtlicher Betätigung durch die staatlichen Kriminalgesetze auf hierarchische Einflüsse zurückzuführen ist, und daß andererseits die Rigorosität der christlichen Kirche gegenüber den Homosexuellen, ohne sich im geringsten auf Aussprüche ihres Stifters stützen zu können, lediglich auf den starken Einfluß des mosaischen Rechtes in ihren Lehrmeinungen zu begründen ist.

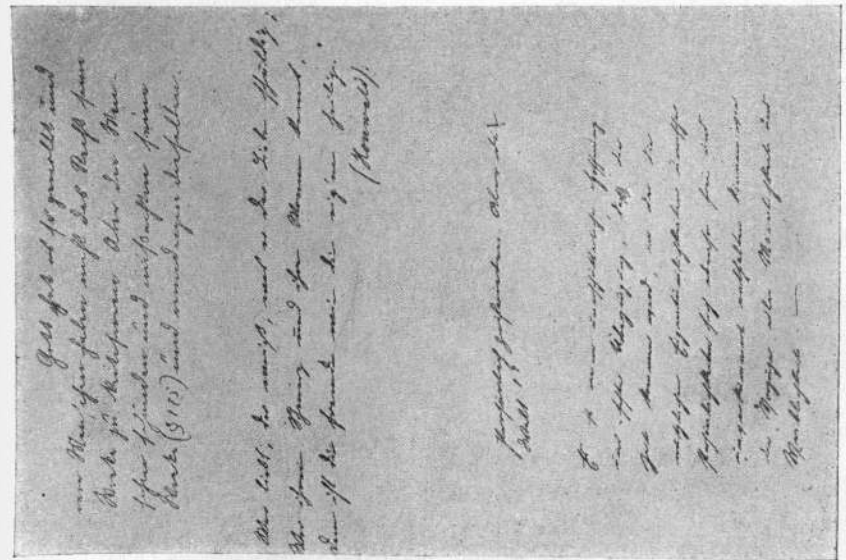
Das Mittelalter brachte es dann in der Anwendung strafender Tortur auch den Homosexuellen gegenüber zu einer besonderen Virtuosität. Außer der Kastration wurden vielfach noch andere Leibesstrafen gegen Homosexuelle angewendet, die gleich zu töten man Bedenken trug: so das Ohrenabschneiden, Augenausstechen, Fastenstrafen (besonders in Klöstern), Anschmiedung, und vor allem die Prügelstrafe in allen Arten vom Spießrutenlaufen bis zur Anwendung des Staupbesens, der Stäupung, sowie die Brandmarkung. So ist uns ein altes Schimpfbild bekannt, das in sehr anschaulicher Weise die angebliche Brandmarkung des Reformators Calvin wegen angeblicher Päderastie darstellt. Bolsec, eine „Kreatur des Bischofs von Lyon“, schrieb nämlich 13 Jahre nach Calvins Tode eine Biographie (1577 zu Paris gedruckt), deren V. Abschnitt betitelt ist: „Wie Calvin zu Noyon mit einem heißen Eisen auf der Schulter gebrandmarkt wurde.“ Darin heißt es:

„... daß Calvin, der eine Pfarrfründe und eine Kapelle innehatte, ob der Sünde der Sodomie überrascht oder überwiesen wurde, weswegen er Gefahr gelaufen hätte, durch Feuer zu sterben, was die gewöhnliche Form der Strafe für solche Sünde ist; daß aber der Bischof dieser Stadt aus Mitleid die erwähnte Strafe milderte zur Brandmarkung mit einer glühenden Lilie auf der Schulter.“

Das Konzil von Toledo vom Jahre 693 hatte auf das „Verbrechen verabscheuungswürdiger Begierden“ 100 Stockhiebe und schimpfliche Scherung des Haupthaars gesetzt nebst Ausstoßung aus jeder christlichen Gemeinschaft, allerdings nur für Laien, während für Geistliche Amtsentsetzung und lebenslängliche Verbannung genügend erschien.



Schriftproben feminer homosexueller Männer



Schriftproben viriler homosexueller Frauen

Oft in Verbindung mit Körperstrafen, häufiger aber noch selbständig, wurde jahrhundertlang das Prangerstehen gegen Homosexuelle angewandt, namentlich gegen solche, die gleichgeschlechtlichen Verkehr nur versucht, aber nicht vollführt hatten. Was es mit dem Prangerstehen auf sich hatte, zeigt eine von Dühren wiedergegebene Schilderung aus dem Jahre 1810, in der dieses Martyrium eingehend beschrieben wird. Es waren damals sieben Mitglieder eines in der Vere Street entdeckten homosexuellen Klubs zur Schau­stellung am Pranger auf dem Haymarket in London verurteilt. In diesem Bericht heißt es auszugsweise:

„Die Abscheu, die alle Gesellschaftsschichten über die verabscheuungswerten Handlungen dieser Elenden empfanden, veranlaßte viele Tausende, als Zuschauer bei ihrer Bestrafung gegenwärtig zu sein Der erste, den Verbrechern dargebrachte Gruß war eine Salve von Schmutz und eine Serenade von Zischen, Zurufen und Verwünschungen, wodurch sie genötigt wurden, sich mit dem Angesicht auf den Boden des Wagens zu werfen. Der Pöbel, insbesondere die Weiber, hatten große Mengen von Straßenkot aufgehäuft, um den Gegenständen ihrer Indignation einen warmen Empfang zu bereiten Der Schmutzregen hielt während der Fahrt zum Haymarket an. Bevor sie noch den halben Weg, zum Orte ihrer Ausstellung zurückgelegt hatten, waren sie schon nicht mehr als menschliche Wesen erkennbar. Wenn der Weg noch länger gewesen wäre, würde der Wagen vollkommen über ihnen mit Unrat angefüllt worden sein . . . Um 1 Uhr wurden vier von ihnen an einem neuen Pranger ausgestellt, welcher eigens für diesen Zweck angefertigt wurde Bevor sie den Platz des Prangers erreichten, waren ihre Gesichter durch Schläge und Kot völlig entstellt und beim Besteigen (des Prangers) sahen sie wie ein Dreckhaufen aus. Etwa 50 Weiber erhielten die Erlaubnis, sich im Kreise herumzustellen, und bewarfen sie un­aufhörlich mit Schmutz, toten Katzen, faulen Eiern, Kartoffeln und mit Blut, Abfall und Dünger enthaltenden Eimern, die von einigen Schlachtern vom St. James Market herbeigebracht worden waren.“

Daß die Homosexuellen allen Beschimpfungen gegenüber „vogelfrei“ waren, kann um so weniger wundernehmen, als sie in Gesetzen des Mittelalters vielfach ausdrücklich für friedlos erklärt wurden. So findet sich im „Sachsenspiegel“ eine

Glosse, die lautet: „Dagegen sind andere, welche sich schwerer ver­wirken als Oberhurer, die unnatürliche Unkeuschheit treiben, das sind die Sodomiter und Gomorrer, Mörder und Räuber, an allen Enden friedlos“, und im kirchenrechtlichen Ab­schnitt des norwegischen Gulathinggesetzes, Kap. 32, vom Jahre 1146 heißt es: „Wenn zwei Kerle Leibeslust zusammen­mischen und dessen überführt werden, dann sind die beiden friedlose Männer.“

Auch die Reformation brachte in der Bestrafung gleichgeschlechtlichen Verkehrs keine Aenderung. Dementsprechend heißt es auch noch in der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. im Art. 116: „So ein Mensch mit einem Vieh, Mann mit Mann, Weib mit Weib Unkeusch treibet, die haben das Leben ver­wirkt, und man soll sie der gemeinen Gewohnheit nach mit dem Feuer vom Leben zu dem Tode richten.“ Und selbst Carpzovius, der berühmte sächsische Jurist, stellt in seinem grundlegenden Werke vom Jahre 1652 die sechs Landplagen zusammen, welche die Homosexuellen auf dem Gewissen haben: Erdbeben, Hungersnot, Pestilenz, Sarazenen, dicke und ge­fräßige Feldmäuse und Ueberschwemmungen (Carpzovii, practica nova rerum crim. 1652 II, p. 76, § 5). Bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts finden wir in den juristi­schen Lehrbüchern diese konkreten Ursachen als Folgen gleichgeschlechtlicher Betätigung angeführt, die von da ab allmählich wieder durch die ursprünglicheren, mehr allgemeinen Motive ersetzt wurden („Volksempfinden“, „Interesse der All­gemeinheit“, „Unmittelbares Staatsinteresse“).

Dieser Justiz sind in Jahrhunderten Hekatomben an Men­schenleben geopfert worden! Die Geschichte derer, die in 1500 Jahren zu Verbrechern gestempelt, in entsetzlichster Weise zu Tode gemartert, friedlos, freudlos, heimatlos herum­gejagt von Ort zu Ort und Land zu Land ein jämmerliches Ende fanden, würde Bände füllen!

Daß sich trotz dieser entsetzlichen Verfolgungen die Homo­sexualität auch im Mittelalter immer wieder nachweisen läßt, bedarf keines besonderen Hinweises. Zumal in den Klöstern war sie, wie sich aus dem abgeschlossenen Zusammenwohnen zahl-

reicher Personen gleichen Geschlechts leicht erklären läßt, durchaus nichts Seltenes, trotzdem sie oft hartem Tadel begnugte. So heißt es in einer moralischen Abhandlung (Altdeutsche Blätter I, 365): „viciū contra naturam: das ungeliche mein wider der nature, daz übel ist ze sagene, wirser ze horen, michels wirser ze wizen.“ Im Jahre 1232 sah sich Gregor IX. veranlaßt, die Predigermönche aufzufordern, in Oesterreich dem „Laster“ entgegenzutreten und die „Sünder gleich den Ketzern zu behandeln“ (Rippol, Bullar. praedic. I, 39), aber trotzdem muß noch Berthold von Regensburg (bis 1272) gegen „die rote, die stumme Sünde“ predigen (I, 93). Auch in der schönen Literatur fand sie, wenngleich stark angegriffen, Platz. So wirft in Heinrich von Veldekes „Eneit“ (1184—88), p. 282, 38, die Mutter der Lavinia dem spröden Aeneas das „Laster“ mit den Worten vor:

Er geminnete nie wip,
 Ezn ist ze sagene nicht guot,
 Waz her mit den mannen tuot,
 Daz her der wibe niene gert.

Und Ulrich von Lichtenstein zieht in seinem „Frauenbuch“ (1257) in folgenden Versen (p. 614, 20) übel darüber her:

Stat daz wol, daz nu diu man
 Mit einander daz begant,
 Des vogel noch tier niht willen hant
 Und alle creatiure
 Dunkel ungehiure?
 Ir wizzet wol waz ich meine,
 Es ist so gar unreine
 Daz ich sie nicht genennen tar,
 Ir leben ist verfluochet gar.

Auch im Ritter- und Ordenswesen lassen sich leicht unverkennbare Spuren davon nachweisen. Der enge Konnex zwischen Rittern, Knappen und Reisigen auf Kriegs- und Feldzügen, sowie daheim die beschränkten Wohn- und Schlafstätten mittelalterlicher Baulichkeiten lassen hier mehr als bloßer Vermutung Raum. Unter den Anklagen, die Philipp IV. im Bunde mit Clemens V., seiner Kreatur auf dem päpstlichen Stuhle zu Avignon, am Anfang des 14. Jahrhunderts gegen den Tem-



Frühlingsausflug des Berliner Damenklubs

„Niemals, Du Süße, wird sich ein Mann zwischen unsere Liebe drängen.“
 „Niemals, Du Holde! — Höchstens ein Schutzmann.“

(Zeichnung von Th. Th. Heine im „Simplizissimus“, 1910)

plerorden und seinen Großmeister, den unglücklichen Jacques de Molay, richtete, war die der widernatürlichen Unzucht keineswegs die kleinste. Und aus dem Kreise der Deutschordensritter ist die Homosexualität des Hochmeisters Ulrich von Jungingen, der 1410 bei Tannenberg fiel, hinlänglich bekannt.

Aber auch anderen Kulturträgern des Mittelalters sind gleichgeschlechtliche Neigungen nachzuweisen. Wir beschränken uns hier auf die Anführung einiger bekannter Persönlichkeiten, wie z. B. Francis Bacon, Lord Verulam and Saint Albans (1561—1626), des Philosophen, Dichters und Kanzlers unter König Jakob I. Es wird behauptet, daß er die Schauspiele, welche Shakespeare zugeschrieben sind, auch die Sonette und andere Gedichte geschrieben hat. Soviel steht fest, daß der Schöpfer der Shakespeareschen Werke gleichgeschlechtlich empfunden hat. Ueber Giovanni Antonio Bazzi, genannt „il Sodoma“ (1477—1549), den berühmten Maler der Renaissance, berichtet Elisar von Kupffer gleichgeschlechtliche Neigungen, worauf auch der Beiname „il Sodoma“ hinweist. Der überaus feminine Papst Benedict IX. wurde wegen seines ausschweifenden homosexuellen Verkehrs entsetzt. Giordano Bruno (1548—1600), dem berühmten freigeistigen Philosophen, wurde in seinem Prozeß als erschwerender Umstand seine gleichgeschlechtliche Veranlagung zur Last gelegt. Er wurde bekanntlich verbrannt. Benvenuto Cellini (1500—1571) bekennt sich selbst in seiner Autobiographie zu gleichgeschlechtlichen Neigungen (vgl. die Uebersetzung Goethes, Buch I, Kap. IV, Buch III, Kap. VII, Buch IV, Kap. III und VIII). Besonders interessant ist die Lebensgeschichte Edwards II., Königs von England (1284—1327). Seine leidenschaftliche Liebe zum adligen Piers Gaveston wurde sein Untergang. Er wurde auf schreckliche Weise im Schlosse Carnarvon in Wales ermordet. (Man führte ein glühendes Rohr in seinen Anus und zündete seine Eingeweide an.) Sein Schicksal wurde im Mittelalter von Marlowe, in unserer Zeit in einer Bearbeitung der Marloweschen Tragödie von Brecht behandelt. Bekannt sind die gleichgeschlechtlichen Neigungen König Heinrichs III. von Frankreich und Polen (1574—1594). Man nannte seine Re-

gierung bezeichnenderweise „Le règne des mignons“. Der Papst Julius II. (geb. 1443) verlieh einem geliebten Diener die Kardinalswürde. Unter seinem Pontifikat soll eine besonders große Verbreitung der Homosexualität bei Bischöfen, Prälaten und Kardinälen Platz gegriffen haben. Auch Michel Angelo Buonarotti (1474—1565), der berühmte Künstler der Renaissance, Maler, Bildhauer, Architekt und Dichter, ist hier zu nennen. Sein gleichgeschlechtliches Empfinden tritt unzweifelhaft in seinen Sonetten und Briefen an Tomaso Cavaliere zutage, mit dem ihn ein 32 jähriges Freundschaftsverhältnis verband. Seine Beziehungen zu Vittoria Colonna waren nicht erotischer Natur. Schließlich sei noch Leonardo da Vinci (1452—1519) angeführt, wohl der vielseitigste Künstler und Gelehrte des ganzen Mittelalters. Ueber ihn veröffentlichte Karsch-Haack im „Uranos“ (vom 15. April 1921) zwei hochinteressante Dokumente, von denen wir eines hier wiedergeben, weil es uns einen interessanten Einblick in die Verhältnisse des mittelalterlichen Florenz gewährt:

„Euch, geehrte Herren Beamte, tue ich als eine Tatsache kund, daß Jakob Saltarelli, leiblicher Bruder des Johannes Saltarelli, mit diesem beim Goldschmied in Vachereccia gegenüber dem Einwurfkasten für die anonymen Zuschriften wohnt — schwarz gekleidet; etwa 17 Jahre alt, läuft dieser Jakob vielen jungen Herrchen nach und gewährt jenen Personen gern das, was sie von ihm an ähnlichen Schändlichkeiten verlangen, und in dieser Weise hat er vielerlei zu tun gehabt, das heißt, mehreren Dutzend Personen gedient, von denen ich einige namhaft machen zu können in der Lage bin:

Freigesprochen bis wieder eine Tamburation vorliegt.	}	Bartholomeo di Pasquino, Goldschmied, wohnhaft in Vachereccia; Leonardo da Vinci, bei Andrea del Verrochio wohnhaft; Baccino, Rockschneider, wohnhaft Porto Sammichele, in jener Straße mit den beiden großen Tuchschererläden, die nach der Loggia di Cierchi zuführt, und der einen Schneiderladen neu eröffnet hat; Lionardo-Tornabuoni, genannt il teri, schwarz gekleidet.
--	---	---

Obige haben mit dem genannten Jakob sodomitiert, wofür ich mich verbürge.“

Leonardo wurde trotz mehrfacher Denunziationen freigesprochen.

Schließlich sei auch noch auf das Vorkommen der Triadie im Mittelalter hingewiesen. Wir erwähnten schon die peinliche Gerichtsordnung Karls V., die besagte, daß u. a. „mit dem Feuer von dem Leben zu dem Tode“ zu richten sei, wenn „Weib mit Weib Unkeusch treibet“. Trotz alledem ist das Vorkommen lesbischer Verhältnisse im Mittelalter leicht nachzuweisen. So sind von der Königin Christine von Schweden (1626—1689), der Tochter Gustav Adolfs, ihr männliches Auftreten und ihre transvestitischen Gewohnheiten bekannt. Mit Männern hatte sie nur kameradschaftliche Verhältnisse; Freier wies sie ab. Ihre Homosexualität folgert man nicht etwa nur aus dem negativen Verhalten gegenüber dem männlichen Geschlecht, sondern vor allen Dingen auch aus ihrer geschlechtlich betonten Freundschaft zu der Gräfin Ebba Sparre. Auch der Kaiserin Katharina II. von Rußland, der Gemahlin Peters III., die wohl bisexuell empfunden hat, werden nach Stern und Chevalier („Une maladie de la personnalité“) Verhältnisse mit der Fürstin Daskow, mit der Protasow und der Branitzka nachgewiesen.

Daß die Frauen in den Gesetzgebungen der meisten Länder allmählich ausgelassen wurden oder die Behörden von den Gesetzen keinen Gebrauch machten, beruht weniger auf einer Galanterie gegenüber dem weiblichen Geschlechte als auf Gefühlsmomenten, die sich über das Irrelevante und Harmlose solcher Handlungen weniger täuschten. Hierbei hatte oft der Zufall die Hand im Spiele. Dies zeigt das Beispiel Preußens, wo bis zum Jahre 1847 wie in den übrigen deutschen Staaten auch „die widernatürliche Unzucht zwischen Frauenspersonen unter Strafe gestellt war“. Wachenfeld schildert, wie diese Beschränkungen des Gesetzes kommen, ohne daß sie beabsichtigt waren. Es geschah nämlich durch die Uebertragung der ursprünglichen Fassung „widernatürliche Wollust“ in „Sodomie“ und der „im Interesse der Fragestellung an die Geschworenen geforderten Rückübersetzung in deutsche Ausdrücke“, wobei man versehentlich nur an die Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts dachte. Daß man mit

der inkorrekten Uebertragung eine sachliche Aenderung vornahm, ist man sich nicht bewußt gewesen.

Schließlich machten die barbarischen Verfolgungsmethoden mittelalterlicher Justiz einer menschlicheren Auffassung der — zwar immer noch als Verbrechen aufgefaßten — gleichgeschlechtlichen Betätigung Platz. Die ersten Gesetzbücher



Homosexuelle Zeitungen und Zeitschriften

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

christlicher Nationen, welche mit der Todesstrafe gegen die Homosexuellen aufräumten, waren das Josefs II. von Oesterreich aus dem Jahre 1787 und das vom Geiste Friedrichs II. von Preußen erfüllte Allgemeine preußische Landrecht vom Jahre 1794. Während aber in beiden Gesetzbüchern noch schwere Freiheitsstrafen — im preußischen als geringstes

Maß ein Jahr Zuchthaus —, unter gewissen Umständen auch Körperstrafen, wie Prügel, Anschmiedung, Fasten, vorgesehen waren, machte das dritte, von modernem Aufklärungsgeist erfüllte Gesetzbuch Napoleons I. vom Jahre 1810 ganze Arbeit, indem es die homosexuelle Betätigung als Verbrechen an sich vollkommen ausschaltete. Die letzten Länder, welche die Todesstrafe gegen die Homosexuellen aufhoben, waren England, welches sie 1861 (!) durch lebenslängliche (!), und Schottland, welches sie erst im Jahre 1898 (!) durch zeitliche Zuchthausstrafe ersetzte.

Aber schon lange vorher hatte der systematische Kampf nicht nur gegen die gesetzliche Verfolgung, sondern auch gegen die gesellschaftliche Verfemung der Homosexuellen eingesetzt. So hatte ein schweizerischer Hutmacher, Heinrich Hösli aus Glarus, in den Jahren 1836—38 ein Werk über „die Männerliebe der Griechen“ veröffentlicht, das aber erst Jahrzehnte später Beachtung gefunden hat. Ihm folgte im Jahre 1864 Karl Heinrich Ulrichs mit seinen ersten Veröffentlichungen über die gleichgeschlechtliche Liebe. Sein Kampf gegen Verfemung und Verfolgung weist zum ersten Male System auf und eine seiner zwölf Schriften über die „Mannmännliche Liebe“ war der Anlaß, daß der um die Jahrhundertwende weltberühmte Psychiater Freiherr von Krafft-Ebing sich mit dem Problem beschäftigte (1879). Krafft-Ebing war anfangs der Ansicht, daß es sich bei Homosexualität um eine krankhafte Erscheinung des Geschlechtstriebes handle, vor allem deshalb, weil sich das Material seiner Studien auf Patienten aufbaute, die ihn in seiner Sprechstunde aufsuchten. Erst im Jahre 1901 bekundete er in unseren „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen“, daß es sich auch nach seiner endgültigen Ueberzeugung bei der Gleichgeschlechtlichkeit um eine Variante, eine Spielart der Natur handle.

DIE HOMOSEXUALITÄT UND UNSERE ZEIT

Mit dem 15. Mai 1897 setzte endlich ein planmäßiger Kampf gegen die gesetzliche Verfolgung und die daraus resultierende gesellschaftliche Verfemung ein. Die Geschichte dieses Kampfes ist eng verknüpft mit der Geschichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, dessen dreißigjähriges Bestehen in diesem Jahre begangen werden kann. Es ist nicht möglich, die verschiedenen Phasen dieses hochinteressanten Kulturkampfes zu schildern; soviel steht fest, daß es im Laufe der Jahrzehnte der unermüdlichen zielbewußten Tätigkeit dieses Komitees gelang, in Gelehrten- und Laienkreisen eine Aufklärung zu verbreiten, deren Früchte von Jahr zu Jahr mehr heranreifen und die sich in den verschiedenen Ländern — mit Ausnahme von Deutschland — durch eine humane Reform der Strafgesetze auszuwirken beginnen.

Wohl sind in drei Vierteln aller Staaten der Erde Strafandrohungen gegen gleichgeschlechtliche Betätigung abgeschafft, wohl hat in Deutschland die geistige Elite des Volkes durch Unterzeichnung einer Bittschrift an den deutschen Reichstag gegen eine Verfolgung der Homosexuellen Einspruch erhoben — trotz alledem finden wir hier und da das Vorkommen einer an mittelalterliche Zustände erinnernden Praxis. So wird zum Beispiel aus München berichtet, daß heute noch der bloße Verdacht der Homosexualität genügt, um den Betroffenen polizeilichen Zugriffen auszusetzen. Da gibt es die aus vergangenen Zeiten konservierten „Päderastenlisten“, in die jeder eingetragen wird, der im Verdacht steht, sich gegen den § 175 zu vergehen; man photographiert ihn, nimmt Fingerabdrücke, klassifiziert ihn im „Verbrecheralbum“ und tut sich schließlich noch etwas darauf zugute, in einem Jahre das Privatleben einiger hundert Unschuldiger durchschnüffelt zu haben.

So verschieden die polizeiliche Kontrolle innerhalb der einzelnen Kulturstaaten ist, so verschieden ist auch die Bestrafung. Was in der Schweiz zum Beispiel die Gesetzgebung

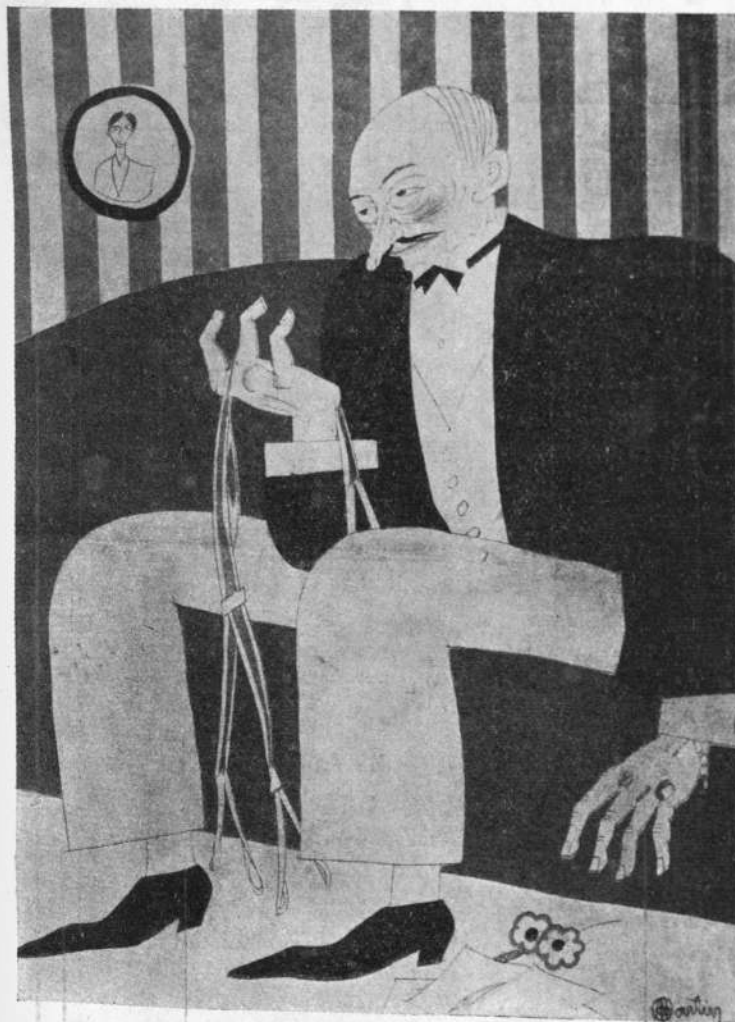
der Kantone Genf, Waadt, Wallis, Tessin nicht als strafwürdig erachtet, glaubt der Kanton Luzern mit Zuchthaus bis zu fünf (!) Jahren bestrafen zu müssen. In Deutschland sind Urteile, die zwischen einer geringen Geldstrafe und einem oder zwei Jahren Gefängnis schwanken, keine Seltenheit. Wen wundert es da, daß sich in den Zeiten vor dem großen Kriege viele Homosexuelle nach Ländern wie Italien oder Spanien zurückzogen, wo man eine Bestrafung der Homosexualität nicht kennt.

Daß der deutsche Strafgesetzentwurf von 1925, der ja auch für Oesterreich Geltung finden soll, an einer Bestrafung gleichgeschlechtlicher Handlungen zwischen erwachsenen Männern festhält — im Gegensatz zum Beispiel zu Rußland, der Schweiz und der Tschechoslowakei, die in ihren Gesetzen oder Entwürfen die Strafe beseitigten —, ist ein erschütterndes Beispiel der Unbelehrbarkeit und wissenschaftlichen Ignoranz einer gewissen Jurisprudenz. Man begreift hier die scharfen Worte Hillers in dem Buche „Zur Reform des Sexualstrafrechts“ (Ernst Bircher, Bern 1926):

„Wenn Argumente nicht wirken, dann sollte auf Verfertiger von Gesetzesentwürfen doch die Autorität führender Geister wirken! Worüber es zwischen Liszt und Laband, Bebel und Liliencron, Leistikow und Humperdinck, Natorp und Riehl, Wildenbruch und Dehmel keine Meinungsverschiedenheiten gab; worüber Albert Einstein und Wilhelm Ostwald, Schücking und Scheler, Schrenck-Notzing und Bölsche, Gerhart Hauptmann und Weingartner, Leonhard Frank und Frenssen, George Grosz und Max Liebermann, Harden und Kerr, Wölfflin und Meyer-Graefe, Mombert und Werfel, Wassermann und Hesse, Diederichs und Theodor Wolff, Kautsky und Coudenhove, Leonhard Nelson und Leopold Ziegler, Heinrich und Thomas Mann einig sind — das sollte den Herren Mandarinen im Reichsjustizministerium am Ende beherzigenswert erscheinen. Aber nirgends trifft man ja so wenig Sinn für echte Autorität an wie dort, wo das Katzenbuckeln vor der falschen die Lebensregel ist.“

Wenn wir die strafrechtliche Seite des Problems etwas ausführlicher behandelten, so hat das seinen Grund darin, daß wir heute wie vor dreißig Jahren den allergrößten Wert auf eine vernünftige Gestaltung der Sexualgesetze legen müssen. Es dreht sich ja schließlich nicht nur um die Erpressungen

als unausbleibliche Folge eines § 175 oder eines § 129, nicht



„Lorsque tout est fini!“ Relique d'amour
Aus der französischen Zeitschrift „La Charrette“ („charrie“) Nr. 21, 1925
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

nur um die zahllosen Selbstmorde gesunder, schaffensfreudiger Menschen, sondern wir sehen vor allen Dingen, daß ein großer

Teil der Volksanschauung, seine Einschätzung des Problems nach dem gesetzlichen Verdikt bemißt. Man verfeht im allgemeinen nicht auf Grund persönlicher Erkenntnis, sondern weil das Gesetz verfolgt und bestraft. Und so ist der Kampf gegen Gesetzesbestimmungen dieser Art nicht eine Marotte, weil etwa alljährlich nur einige Hundert dem Gesetze verfallen, sondern es ist die gesunde Empörung aller recht und billig Denkenden gegen eine Ungeheuerlichkeit der Justiz, die, wenn sie auch nur in manchen verhältnismäßig wenigen Fällen zur vollen Auswirkung kommt, doch als drohendes Verhängnis über jedem schwebt, dem die Ahnen gleichgeschlechtliches Denken und Fühlen als Erbgut auf den Lebensweg gaben.

Das hat zur Folge, daß sich der Homosexuelle im allgemeinen ängstlich hütet, sein „Geheimnis“ zu offenbaren, und wenn nur irgend möglich, ist er geneigt, sein Eigenleben der Öffentlichkeit gegenüber zu verschließen. So ist es in der Kriminalistik eine bekannte Tatsache, wie schwer es ist, den Mord an einem Homosexuellen aufzuklären. Hier versagen selbst die ausgezeichneten Methoden des modernen Polizeiparates und man ist erschüttert, wenn man hört, daß in Berlin in den letzten fünfundzwanzig Jahren von etwa 12 Morden an Homosexuellen nur in einem Falle die Ermittlung des Täters gelungen ist.

Es ist nicht immer nur die Angst vor gerichtlicher Verfolgung, sondern oft auch der gesellschaftliche Skandal, der sich an einen „Sittlichkeitsprozeß“ wegen § 175 oder § 129 anschließt und den Homosexuellen in den Tod treibt. Folgende Briefkasten-Notiz in einer Breslauer Zeitung aus dem Jahre 1926 spricht Bände für die Tatsache, daß die Homosexualität zwar kein Laster, aber eine Last ist für den, der unter dem Unverständnis seiner Mitmenschen zu leiden hat:

„Homosexueller. Weil der Berliner Polizeikommissär Werneborg in Eurem Lokal erschien, glaubtet Ihr, er wolle unter Euch den Mörder der Geschwister Ferse suchen? Deshalb wart Ihr so beunruhigt, daß die angesehenen Mitbürger unter Euch sogar Gift bei sich trugen, um im Falle einer Verhaftung dem gesellschaftlichen Skandal zu entgehen? Ihr Schäfchen! Werneborg ist



„Anstatt der Mißhandlungen“
 „Wie man sieht, behandeln jetzt die militärischen Vorgesetzten ihre Untergebenen direkt mit Liebe“
 (Simplizissimus-Spezialnummer zum Moltke-Harden-Prozeß vom 11. November 1907, XII. Jahrgang, Nr. 35)

inzwischen abgereist. Er wollte Euch nur studienhalber kennen lernen. Also dürft Ihr wieder beruhigt das Gift in den Abgrund werfen."

Eine andere, heute schon fast sonderbar anmutende Folge der Bestrafung ist die Tatsache, daß jemand, der eine Person als „homosexuell“ bezeichnet, ohne dafür den Wahrheitsbeweis antreten zu können, wegen „Beleidigung“ bestraft wird. Das war nicht nur zur Zeit des Moltke-Harden-Prozesses so, sondern noch im vorigen Jahre erfolgte in Berlin aus diesem Grunde eine Bestrafung.

Daß Strafbestimmungen in der Hand des Erpressers eine furchtbare Waffe sein können, ist allgemein bekannt. Auch hier versagt der Schutz des Gesetzes gegenüber dem Homosexuellen vollkommen. Ein Invertierter in prominenter Stellung kann es sich eben nicht leisten, als Zeuge in einem Erpresser-Prozeß aufzutreten. Er muß ja nicht nur die Denunziation oder falsche Beschuldigung des Erpressers befürchten, sondern auch die Indiskretionen einer gewissen Presse, die von solchen Skandalen lebt. So wundert es uns nicht, wenn uns noch jetzt Homosexuelle aufsuchen, um Schutz gegen Erpresser bei uns zu suchen, und dann den ausdrücklichen Vorbehalt machen, daß die Behörden nicht in Anspruch genommen werden dürfen. In unserem Archiv haben sich im Laufe der Jahre Hunderte von Briefen mit direkten und indirekten Drohungen an Homosexuelle angesammelt, die nie ein gerichtliches Nachspiel erlebt haben. Daß auch jetzt noch Homosexuelle durch Erpresser in den Tod gejagt werden, zeigt der Fall *D ä m o n*, der sich erst Anfang dieses Jahres in Berlin zugetragen hat.

Die Ereignisse des Jahres 1918 haben ohne Zweifel auch auf den Befreiungskampf der Homosexuellen eine gewisse Wirkung gehabt. Ist das Ziel der im Gang befindlichen Strafgesetzreform auch noch nicht erreicht, so sehen wir doch neben den Kreisen human und gerecht denkender Wissenschaftler Organisationen Homosexueller erstehen, die, nach dem Muster gewerkschaftlicher Korporationen organisiert, den Kampf für die Rechte ihrer Artgenossen aufnehmen wollen. So berechtigt ein solcher Versuch ist und so wünschenswert

ein Erfolg wäre, es muß doch gesagt werden, daß alle die Bemühungen, die mit einer „Massenorganisation“ der Invertierten zusammenhängen, letzten Endes gescheitert sind. Es ist unrichtig, daß die Homosexuellen untereinander einen großen Geheimbund bilden mit allerlei Zeichen, Schutz- und Trutz-einrichtungen. In Wirklichkeit liegt es so, daß sie, von kleineren Konventikeln abgesehen, des Solidaritätsgefühls fast gänzlich ermangeln, ja daß es kaum eine zweite Menschenklasse gibt, die sich in so geringem Grade zur Wahrnehmung gemeinsamer Rechts- und Lebensinteressen zu organisieren verstanden hat. Der Gründe hierfür sind mancherlei; zunächst bei vielen die namenlose Scham und Angst, ein anderer könne erfahren, daß sie homosexuell sind, selbst wenn der andere auch homosexuell ist. Ferner besteht häufig bei homosexuellen Männern und Frauen geradezu eine Antipathie gegen Homosexuelle; da kann der virile Mann den feminineren Mann, die urnische Frau den virilen Frauentyp „nicht ausstehen“, wenn sie nicht gerade durch sie angezogen werden, was aber sehr selten ist. Zu berücksichtigen ist auch, daß die große Geschmacksdifferenzierung insofern eine Annäherung erschwert, als der ephrophile Mann dem gerontophilen, die homosexuelle Frau, die Arbeitermädchen liebt, der Lesbierin, die für elegante Weltamen empfindet, fast ebenso fremd gegenüber steht wie einer Person des anderen Geschlechts. Lieben aber zwei oder mehr ein identisches Genre, so fürchten sie wiederum den Wettbewerb. Schließlich werden Verbände größeren Umfangs auch dadurch erschwert, daß es trotz aller Bemühungen schwer fällt, das sexuelle Moment auszuschalten, was dann leicht zu allerlei Mißhelligkeiten, vor allem zu Ablenkungen vom eigentlichen Ziele der Korporation, auch wohl zu Eifersüchteleien führen kann.

Aus alledem geht wohl zur Genüge hervor, wie schwer es ist, Homosexuelle selbst für ihre lebenswichtigsten Angelegenheiten, wie beispielsweise für ihre Befreiung von sozialer und gesetzlicher Aechtung, zu sammeln. Kleinere Verbände Homosexueller existieren aber gleichwohl und haben stets existiert, wobei sich nicht verkennen läßt, daß die Grenzen

zwischen denen, die lediglich gesellschaftlichen Zwecken dienen, und solchen, in denen sexuelle Anknüpfungsabsichten mehr oder weniger bewußt mit hineinspielen, oft schwer zu ziehen sind. Verhältnismäßig am seltensten sind solche, die den Charakter urnischer Klubs oder Logen tragen; immerhin dürften sie etwas häufiger sein, als selbst eine sorgsame Durchforschung des Materials lehrt, da sie ihrem Charakter entsprechend sehr diskret gehalten werden.

Seit dem Jahre 1919 spielt auch die sogenannte „homosexuelle Presse“ eine gewisse Rolle. Zwar gab es schon früher periodisch erscheinende Zeitschriften, wie den dem Niveau nach hochstehenden „Eigenen“ Adolf Brands; nach dem großen Kriege, insbesondere in den letzten Jahren, ist eine wahre Hochflut gleichgeschlechtlicher Zeitschriften erschienen, die uns allerdings in manchen Fällen ihre Existenzberechtigung noch nicht erwiesen zu haben scheinen. Als kulturhistorisch bedeutsam führen wir vor allem den leider wieder eingegangenen „Uranos“ an, der sich besonders durch hohes literarisches Niveau auszeichnete, und die seit 1919 erscheinende „Freundschaft“, die durch eine gewisse kulturkämpferische Linie in den Jahren 1921—23 eine zeitweise starke Aktivierung der homosexuellen Masse erreichen konnte. Inwieweit ihre derzeitige Orientierung nach der rein literarischen Seite hin durch den Geschmack des Leserkreises bestimmt worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Immerhin muß es ihr hoch angerechnet werden, daß sie peinlich vermeidet, in den für diesen Kulturkampf typisch gewordenen inneren Zwist und Hader zwischen den einzelnen Gruppen und Richtungen einzugreifen.

Neben homosexuellen Bündeln ist eine besonders typische Erscheinung des homosexuellen Milieus das sogenannte „Treffpunktlokal“, deren fast jede größere Stadt mindestens eines besitzt. Städte wie London, Paris, Wien und Berlin zählen Dutzende von Cafés, Dielen und Tanzlokalen, die, miteinander verglichen, ganz gewisse soziale Abstufungen zeigen: von der Kaschemme bis zum hochfeudalen Klublokal findet man sämtliche Typen der Gaststätten wieder, wie man sie ja auch im heterosexuellen Leben gewöhnt ist. Die Reklame für solche



Die Erpresser
„Nu frag' ick eenen! Den Paragraf 175, wollen se raushaben aus'm Strafesetz!
Ja, wovon soll der Mittelstand dann existieren?“
(„Lebendige Blätter“, 1. Februar 1902)

Lokale machen entweder die homosexuellen Zeitschriften oder bestimmte von Hand zu Hand gehende Einladungskarten, deren Text nur für Kenner des Milieus verständlich ist, wie z. B.



In nicht unterrichteten Kreisen begegnet man immer wieder der Auffassung, daß es sich hierbei immer um „Stätten des Lasters und der Orgien“ handle, immer wieder begegnet man dem Vergleich mit Lokalen, wo Nachtbetrieb oder Nackttanz offeriert werden. Menschen mit solchen Vorurteilen sind dann meist überrascht, wie dezent es in diesen Lokalen zugeht und mit welcher überraschenden Geschicklichkeit der Wirt oder Leiter einer Diele den manchmal prekären Situationen zu begegnen weiß. Man kann diese Lokale in verschiedene Kategorien einteilen, in solche, die fast nur der geselligen Aussprache der Urninge dienen, die für viele ein großes Bedürfnis ist, und in solche, die von Homosexuellen aufgesucht werden, um männliche Personen zu finden, mit denen sie später entweder „aus Liebe“ oder gegen Entgelt verkehren können. Beide Gruppen sind, trotzdem viele Wirte sich bemühen, ihre Lokale prostitutionsfrei zu halten, nicht immer scharf voneinander zu trennen. Besonders typisch sind die Soldaten-Kneipen, wie sie Deutschland vor dem Kriege hatte, und die Verkehrslokale der männlichen Prostitution, in denen sich die Prostituierten aufhalten können, ohne etwas zu verzehren, weil der Wirt weiß, daß dieser momentane Verdienstausschlag durch Besuch und Zeche des suchenden Invertierten doppelt oder dreifach wieder ausgeglichen wird. Im allgemeinen verhalten sich die Polizeibehörden z. B. von Berlin, Hamburg, Köln, Leipzig und vielen anderen Orten diesen Lokalen gegenüber sehr tolerant. Weniger, weil sie den Urninges das harmlose Vergnügen ihrer Unterhaltung gönnen —

auch das spricht sicher mit —, als in der richtigen Voraussetzung, daß diese Sammelplätze die Uebersicht über die Homosexuellen und diejenigen Elemente wesentlich erleichtern, die sich durch Erpressung und Diebstahl an ihnen zu bereichern versuchen.

In Orten, wo die Intoleranz der Behörden solche Verkehrslokale nicht duldet, versuchen die Homosexuellen trotz alledem, sich in irgendeinem Lokale zu treffen, oft gegen den Willen des Wirts. Einladungen, die anonym versandt oder von Hand zu Hand gehen, ermöglichen oft schon in kurzer Zeit eine Sammlung der persönlich interessierten Kreise. Auch hier sind die Einladungen oft nur dem Eingeweihten verständlich, wie z. B. die folgende:

„WIR treffen uns im
Café Kaiserhof am
Stachus“.

Beliebt als Orte, wo man Anschluß finden kann, sind auch die Promenoirs der großen Theater und die Badeanstalten, wo z. B. in Paris — was die Bäder betrifft — den Interessen und dem Geschmack der Invertierten in gewisser Weise entgegenkommen wird. Naturgemäß handelt es sich hier oft um Prostituierte, die aus der vorübergehenden Hingabe ein Geschäft machen.

Die starke Verpönung des mann-männlichen Verkehrs hat die männliche Prostitution wesentlich befördert. Oft scheut sich der Invertierte, eine geliebte Person zu sich zu nehmen oder sich ständig mit ihr zu zeigen; stets befürchtet er, der erotische Charakter dieser Beziehung könne entdeckt, das Verhältnis beargwöhnt werden. So sucht er die geistige Seite seines Triblebens möglichst zu verstecken und die körperliche im geheimen und unerkannt zu befriedigen.

Der Grund, der die männlichen Prostituierten zu ihrem Gewerbe treibt, liegt teils an individuellen Besonderheiten des Prostituierten selbst, teils an gewissen äußeren Verhältnissen. So spielen einerseits die meistens auf degenerierter Anlage beruhenden Defekte und Schwächen der psychischen Konstitution,

ein Mangel an Arbeitslust und Energie eine gewisse Rolle, andererseits ist es die schwere materielle Not, die bei den männlichen wie den weiblichen Prostituierten als ursächliches Moment ganz besonders in Erscheinung tritt. Es kann sich dabei sowohl um einen mehr dauernden Zustand wie um eine vorübergehende, durch Arbeitslosigkeit oder Krankheit bedingte Verlegenheit handeln. Ein Gelegenheits-Prostituiertes antwortete auf die ihm von einem Kriminalbeamten vorgelegte Frage, warum er sich auf dem Strich herumtreibe, kurz und vielsagend: „Um nicht zu stehlen!“ Der Mehrzahl nach rekrutiert sich ja auch die männliche Prostitution aus den unbemittelten Schichten der Bevölkerung.

Ein einzigartiges Bild der männlichen Prostitution hat Sagitta in dem vor einigen Monaten erschienenen Roman „Der Puppenjunge“ gegeben. Seine Schilderung behandelt allerdings nur das Berliner Milieu, das sich naturgemäß gegenüber den Verhältnissen anderer Städte unterscheidet.

So wird oft von „Männerbordellen“ berichtet, wie sie im Orient vorkommen. Sehr oft handelt es sich aber hierbei um eine Kombination von Frauen- und Männerbordell, d. h. sowohl Männer wie Frauen lassen sich gegen Entgelt geschlechtlich gebrauchen. In Wien und Berlin sind uns gegenwärtig eigentliche Männerbordelle nicht bekannt, doch hört man von Quartieren, deren Wirte den Besuchern Männer besorgen, von denen sich einige gewöhnlich an Ort und Stelle aufhalten oder überhaupt direkt im Hause wohnen, so daß an dem Begriff des Bordells nicht mehr viel fehlt.

Daß sich das Gemeinschaftsleben homosexueller Frauen von dem homosexueller Männer nicht weiter unterscheidet, bedarf keines besonderen Hinweises. Abgesehen von der ausschließlichen Bestrafung des mann-männlichen Verkehrs, für die sich bei den Frauen in Deutschland keine Parallele findet, bestehen keine wesentlichen Unterschiede. In den Verkehrslokalen wird selbstverständlich darauf Wert gelegt, daß möglichst die Männer unter sich und die Frauen unter sich bleiben können. So suchen lesbische Lokale ihre Exklusivität dadurch zu wahren, daß sie von Männern, die das Lokal betreten wollen,



Typische Reklamefigur (mit beweglichem Arm) eines der bekanntesten Pariser homosexuellen Lokale

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

einen möglichst hohen Eintrittspreis fordern, wenn eben nicht dem anderen Geschlecht der Zutritt zum Lokal überhaupt verwehrt wird.

Es wäre nun falsch anzunehmen, daß sich das Leben gleichgeschlechtlich empfindender Menschen stets nur in abgeschlossenen Kreisen abwickelt. Es gibt vielmehr außerordentlich viele Invertierte, die aus den oben bereits mitgeteilten Gründen den Verkehr mit homosexuellen Kreisen ängstlich vermeiden. Hinzu kommt der Reiz, den das eingeschlechtliche Milieu vieler Gesellschaftsformen auf die Homosexuellen schon ihrer besonderen Triebrichtung wegen ausübt, und das gesteigerte Interesse, das sie an sportlicher und künstlerischer Betätigung ihrer Geschlechtsgenossen aus ästhetischen und oft unbewußt sexuellen Gründen nehmen. Ihre besondere Individualität, die sich vielfach in einem starken Anpassungsvermögen und verbindlichen Formen äußert, macht sie geeignet, die schrofferen Persönlichkeiten ihrer vollmännlichen Kameraden einander näher zu bringen und zusammenzuhalten.

Unsere Darstellung der Homosexualität im gegenwärtigen gesellschaftlichen Leben wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch noch kurz ihren Niederschlag in der Literatur dieser Zeit streifen würden. Daß in der bildenden Kunst zum Beispiel das subjektive Gefühl des Malers in der Wahl der Objekte seiner künstlerischen Darstellung oft genug zum Ausdruck kommt, beweist schon ein kurzer Gang durch eine beliebige moderne Galerie. Noch interessanter aber ist die außerordentlich umfangreiche schöngestige Literatur, die sich mit der Liebe zum eigenen Geschlecht beschäftigt. Es sind keineswegs nur Urninge, die in Gedichten, Dramen und Romanen ihr Fühlen und Denken schildern, sondern als eine besonders typische Folge der dreißigjährigen wissenschaftlichen Aufklärungsarbeit muß die Tatsache verzeichnet werden, daß Dichter und Schriftsteller von Rang und Namen sich in neuester Zeit ganz besonders mit dem Problem der Gleichgeschlechtlichkeit beschäftigen.

Fast möchte man sagen, daß die Darstellung homosexueller Verhältnisse in der modernen Belletristik „hoffähig“ geworden ist, und wer die umfassende Bibliographie unseres

„Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen“ kennt, wird uns darin sicher recht geben. In letzter Zeit sind vor allem noch Romane und Novellen erschienen, die auch unter dem Gesichtswinkel ihres literarischen Wertes als weit über dem Durchschnitt stehend bezeichnet werden müssen. Es sei hier nur



(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

erinnert an Bronnens „Septembervelle“, Rauschs „Ephelische Trilogie“, Pfannkuchens „Flucht in die Dämmerung“, Meyer-Eckhardts „Gemme“, Zweigs „Verwirrung der Gefühle“, Thomas Manns „Tod in Venedig“, Claus Manns „Frommer Tanz“ u. a. m.

Auch die dramatische Bearbeitung der Homosexualität tritt von Jahr zu Jahr mehr in Erscheinung. Wir erinnern an die Aufführung von „Eduard II.“ von Marlowe in der Bearbeitung von Brecht, an Janckes „Antinous“ und an die Tragödie „Oskar Wilde“ von Carl Sternheim, die zum ersten Male den Konflikt eines Homosexuellen mit Gesellschaft und Gesetz in seiner ganzen Tragik auf die Bühne brachte. Bourdets „Gefangene“, ein lesbisches Schauspiel, wurde monatelang in Berlin gespielt. Wenn überhaupt, so zeigt die moderne Literatur, daß die immense Pionierarbeit von Wissenschaft und Aufklärung ihre ersten Früchte trägt. Man „interessiert“ sich nicht nur für das Problem, um das es hier geht, und toleriert seine Darstellung, sondern das erste Verständnis keimt auf, ein Verstehen und Mitempfinden, das seine letzte Vollkommenheit in der Schaffung vernünftiger Sexualgesetze finden wird.

INHALTS - VERZEICHNIS

VORWORT

MASSENVERIRRUNG UND MASSEN- VERZÜCKUNG (Geistige Epidemien)

von EBERHARD BUCHNER	von Seite	9 bis	Seite	92
Der Flagellantismus	„	11	„	46
Die Tanzwut	„	47	„	62
Das Hexenwesen	„	63	„	84
Die schwarze Messe	„	85	„	92

RAUSCHGIFTE

von DR. O. F. SCHEUER	„	95	„	184
Nikotin	„	95	„	110
Alkohol	„	111	„	120
Opium	„	121	„	144
Morphium	„	145	„	162
Kokain	„	163	„	184

DAS SEXUALLASTER IN SEINEN ABARTEN

von DR. OTTO GOLDMANN	„	185	„	252
Das Sexuallaster in seiner üblichsten Form	„	187	„	208
Der Fetischismus und seine Welt	„	209	„	222
Sadismus und unnatürliche Verirrungen	„	223	„	252

DIE HOMOSEXUALITÄT

von DR. MAGNUS HIRSCHFELD	„	253	„	318
Die Homosexualität im Altertum	„	255	„	288
Die Homosexualität im Mittelalter	„	289	„	302
Die Homosexualität und unsere Zeit	„	303	„	318

Die
SITTENGESCHICHTE DES LASTERS
bildet den 5. Band der von LEO SCHIDROWITZ herausgegebenen
**SITTENGESCHICHTE DER KULTURWELT IN
EINZELDARSTELLUNGEN**

Im Rahmen dieses Gesamtwerkes liegen in gleichem Umfang und gleicher
Ausstattung bereits vor:

SITTENGESCHICHTE DES THEATERS
Eine Darstellung des Theaters, seiner Entwicklung und Stellung in zwei
Jahrtausenden

/Neue, bereicherte Auflage mit Beilagenwerk/

SITTENGESCHICHTE DES INTIMEN
Die Geschichte und Entwicklung der intimen Gebrauchsgegenstände
/Bett - Korsett - Hemd - Hose - Bad - Abtritt/

/Neue, bereicherte Auflage mit Beilagenwerk/

SITTENGESCHICHTE DES PROLETARIATS
Der Weg vom Leibes- zum Maschinensklaven, die sittliche Stellung und
Haltung des Proletariats

/Neue, bereicherte Auflage mit Beilagenwerk/

SITTENGESCHICHTE VON PARIS
Die Großstadt, ihre Sitten und ihre Unsittlichkeit

/Mit Beilagenwerk/

Als 6. Band erscheint die

SITTENGESCHICHTE DER REISE
/Wallfahrt, Hochzeitsreise, Hotel etc./

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG FÜR KULTURFORSCHUNG
LEIPZIG WIEN BERLIN

IV., Margaretenstraße 7

**ERGÄNZUNGSWERK
ZUR
SITTENGESCHICHTE
DES**



LASTERS

ERGÄNZUNGSWERK
ZUR
SITTENGESCHICHTE
DES
L A S T E R S

ILLUSTRATIONSKOMMENTAR
FÜR
STUDIENBIBLIOTHEKEN UND WISSEN-
SCHAFTLER / MEDIZINER UND JURISTEN/
ZU DEN TEXTABHANDLUNGEN DES
HAUPTBANDES



VERLAG FÜR KULTURFORSCHUNG
LEIPZIG WIEN BERLIN

Dieses Ergänzungswerk darf öffentlich nicht zum Verkauf gelangen und ist nur für jene Bibliotheken, Mediziner und Juristen, sowie andere wissenschaftlich arbeitende und an sitten-geschichtlicher Forschung ernst interessierte Personen bestimmt, die den Bezug auf Grund der Erwerbung des Hauptbandes „Sittengeschichte des Lasters“ und nach Ausfüllung des diesem Band beigegebenem Verpflichtungsscheines anfordern.

Das Ergänzungswerk darf von seinem Besitzer auf Grund der schriftlich eingegangenen Verpflichtung nicht an Jugendliche weitergegeben, noch öffentlich zum Verkauf gebracht werden.

Die

ORIGINALE und BILDVORLAGEN

des in diesem Ergänzungswerk wiedergegebenen Illustrationsmateriales entstammen dem Archiv und den ethnographischen Sammlungen des Instituts für Sexualwissen-schaft in Berlin, sowie Kriminalmuseen und anderen wissenschaftlichen Instituten.

EINLEITUNG ZUM ERGÄNZUNGSWERK

Dieses Ergänzungswerk zu der im Rahmen der von Leo Schidrowitz unter Mitarbeit von Max Bauer, Eberhard Buchner, Grand-Carteret, Dr. Hans Floerke, Alexander von Gleichens-Rußwurm, Dr. Otto Goldmann, Dr. Otto Grautoff, Gustav Gugitz, Dr. Theodor Hampe, Jean Hervez, Dr. Magnus Hirschfeld, Max Kemmerich, Professor Friedrich S. Krauß, Professor Stelpon Kyriakides, Dr. Rudolf Lothar, Victor Margueritte, Kurt Moreck, Rudolf Quanter, Freiherr von Reitzenstein, Dr. O. F. Scheuer, Professor v. Schultze-Gallera, Dr. Gaston Vorberg herausgegebenen Sittengeschichte der Kulturwelt erschienenen

„SITTENGESCHICHTE DES LASTERS“

stellt keine der allgemeinen Leserschaft zugängliche Publikation und kein selbständiges Ganzes dar. Es will im Gegenteil — wie die Bezeichnung als Ergänzungswerk schon besagt — als Beilage nur jenes charakteristische und wissenschaftlich interessante Bildmaterial vereinen, das von der Veröffentlichung im Hauptband ausgenommen wurde, für den wissenschaftlich interessierten und geschulten Forscher und Leser aber doch von ernster Bedeutung ist, als illustrativer Kommentar zu den Textausführungen der Autoren des Hauptbandes, des Untersuchungsrichters Dr. Otto Goldmann, der Aerzte Dr. Magnus Hirschfeld, Dr. O. F. Scheuer.

Der Verlag, der den Bezug und die Verbreitung dieses Ergänzungswerkes an vor Mißbrauch schützende Bedingungen geknüpft hat, legt diese Publikation in die Hände derer, die als Wissenschaftler oder Laien die Pflicht oder Berechtigung haben, sich mit dem Problem der Sexualität und ihrer Verirrungen zu befassen. Und der Verlag glaubt sagen zu können, daß die Edierung dieses Ergänzungswerkes ein nicht zu unterschätzendes Verdienst darstellt. Denn das hier vorgelegte Studienmaterial, das in den einzelnen wissenschaftlichen Instituten, denen es entstammt, den gleichen Kreisen ernster Inter-

essenten zu Forschungszwecken zugänglich gemacht wird, wie es die bezugsberechtigten Empfänger dieses Bandes sind, konnte durch seine lokale Gebundenheit bisher nur einer kleinen Schar wissenschaftlicher Interessenten dienen und ihnen Kenntnis von den Möglichkeiten und Absonderlichkeiten des Sexualwesens und Verständnis für seine Verirrungen bieten. Das Abbild in diesem Werk aber hebt örtliche, zeitliche und pekuniäre Schranken auf und will so dazu beitragen, durch das Erkennen und Verstehen des Abnormen dem Verständnis und der Abhilfe den Weg zu bereiten.

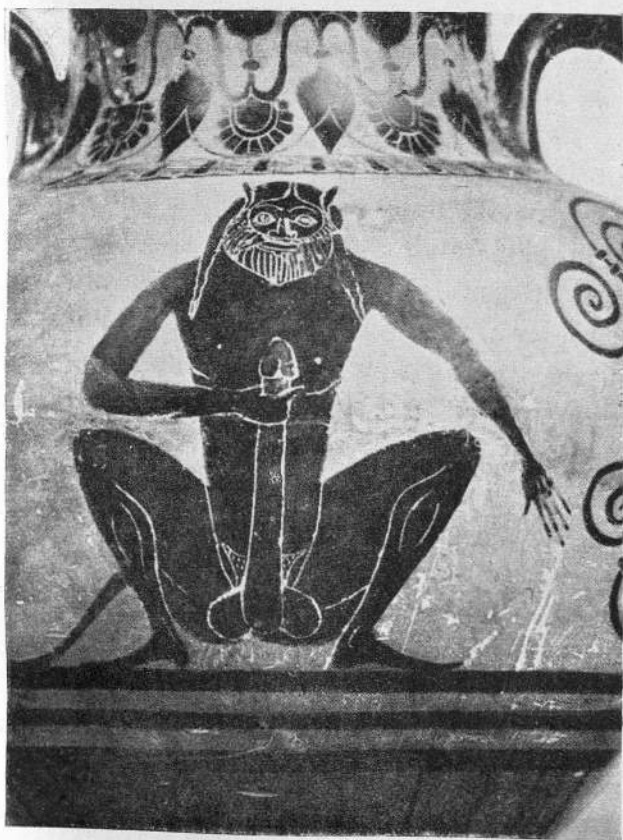
VERLAG FÜR KULTURFORSCHUNG



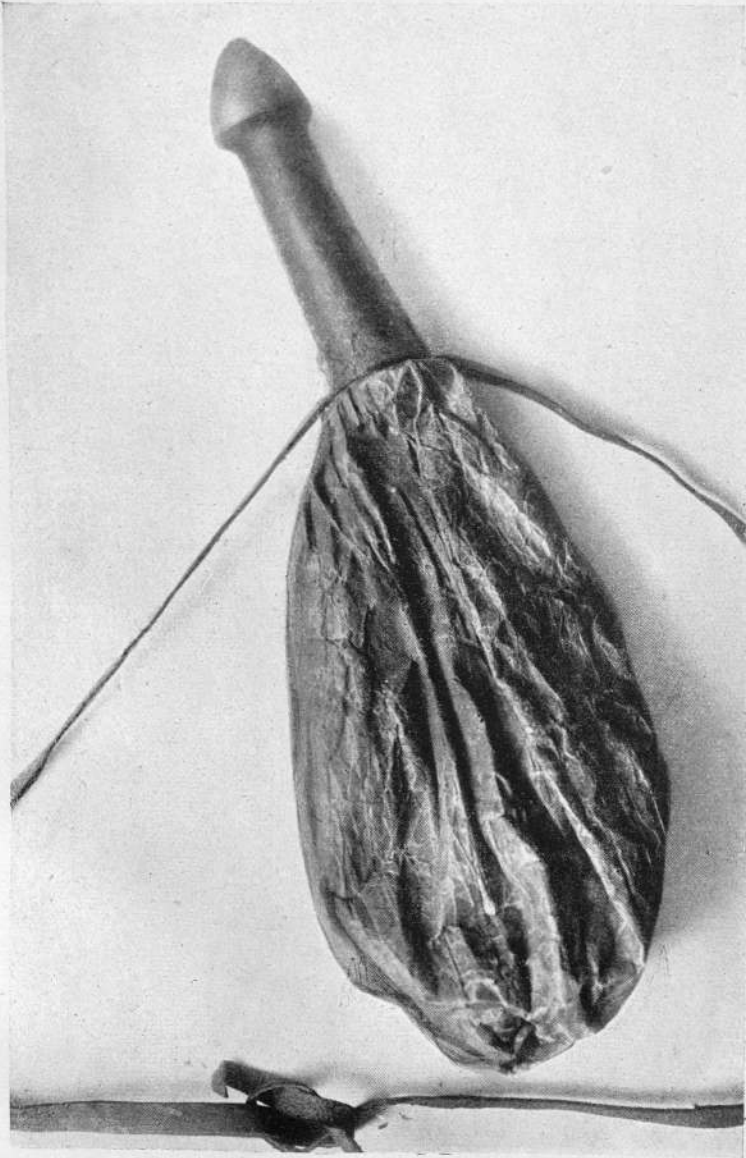
Alt-Peruanische Steinplastik

Gräberfund

(Aus der Sammlung Gaffron der ethnographischen Abteilung des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

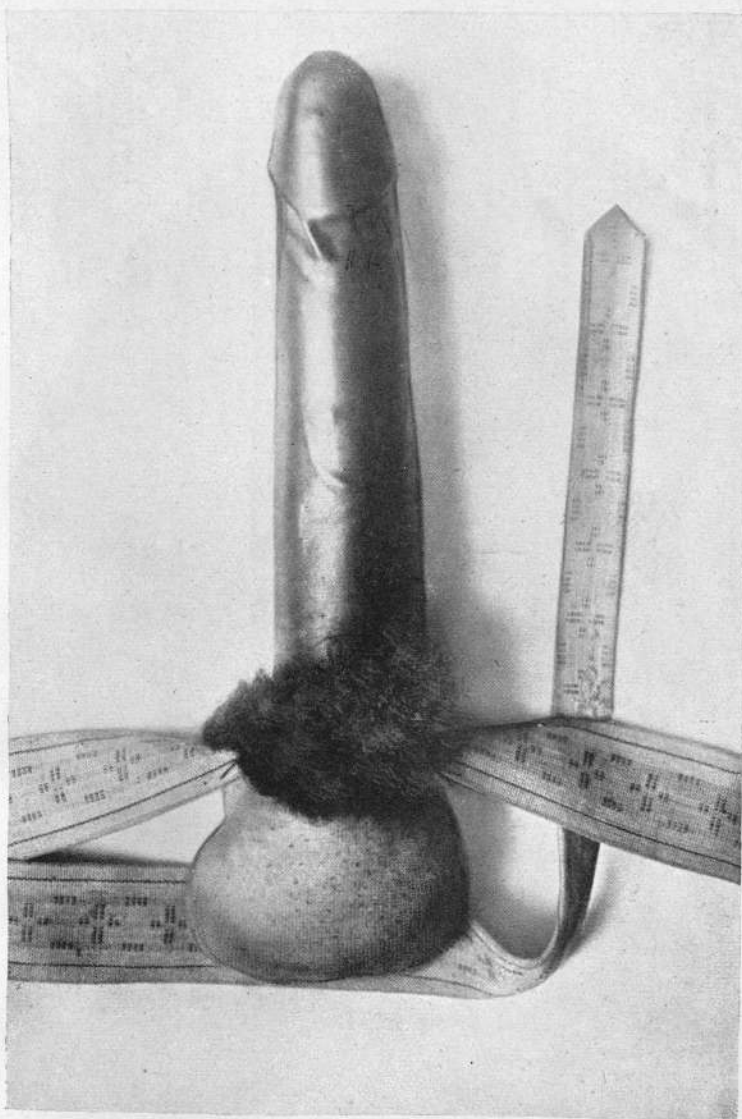


Hockender Silen
Schwarzfiguriges Vasenbild, VI. Jahrhundert v. Chr.
(Berlin, Antiquarium)



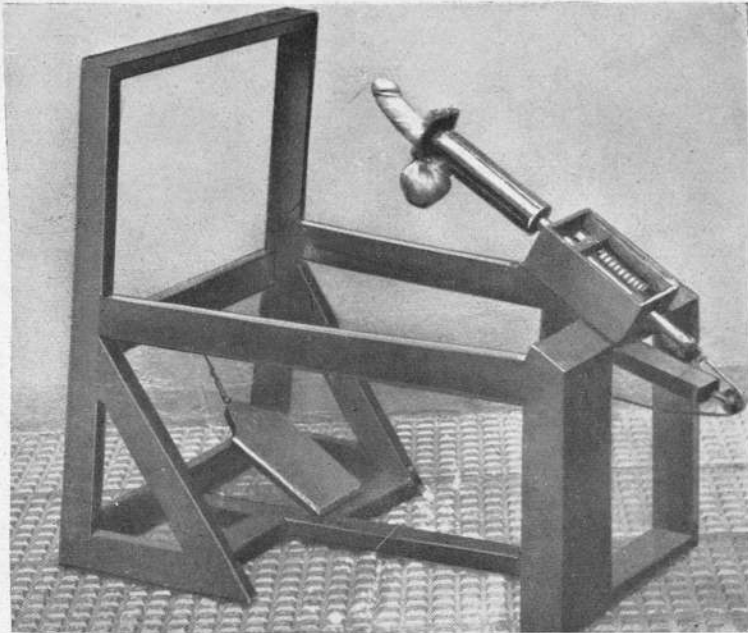
Madigo

Aus Inner-Afrika stammender, dort gebräuchlicher Selbstbefriediger für Frauen, auch zum Umschnallen bei lesbischem Verkehr verwendet
Die Schweinsblase wird mit Reiswasser gefüllt
(Aus der ethnographischen Abteilung des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



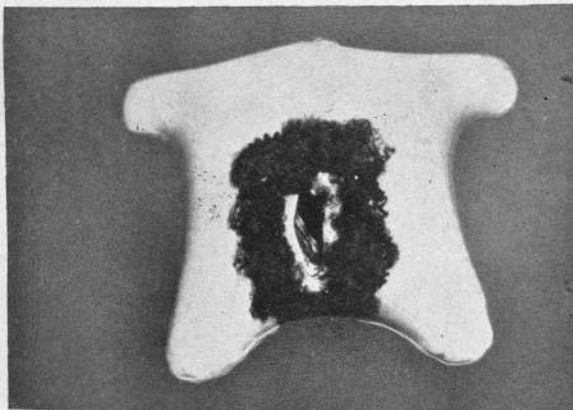
Goodmiché

Selbstbefriediger für Frauen, normales Pariser Handelsfabrikat
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



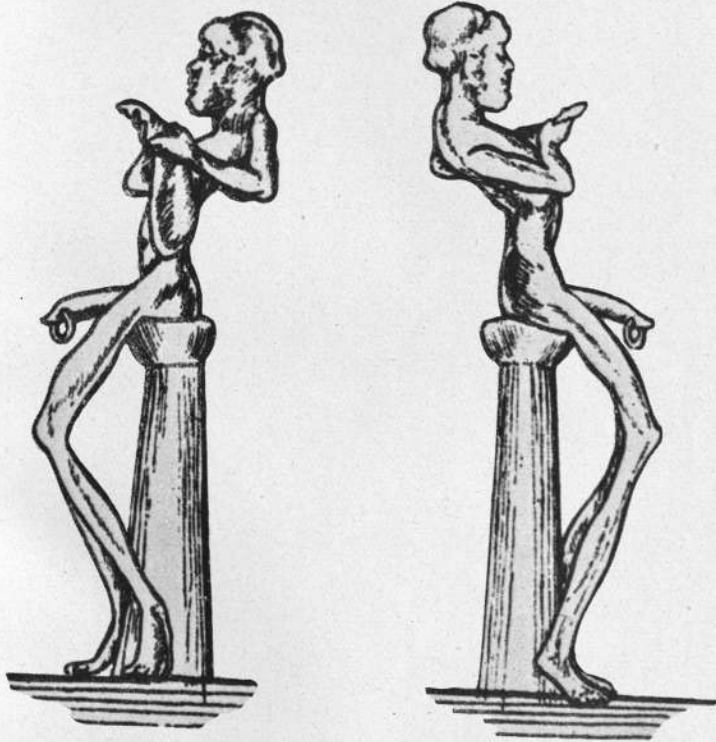
Onaniermaschine für Frauen

Gewerbmäßig hergestellter Kohabitationsapparat, der polizeilich beschlagnahmt wurde und von dem sich ein Original im Dresdner Kriminal-Museum befindet
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

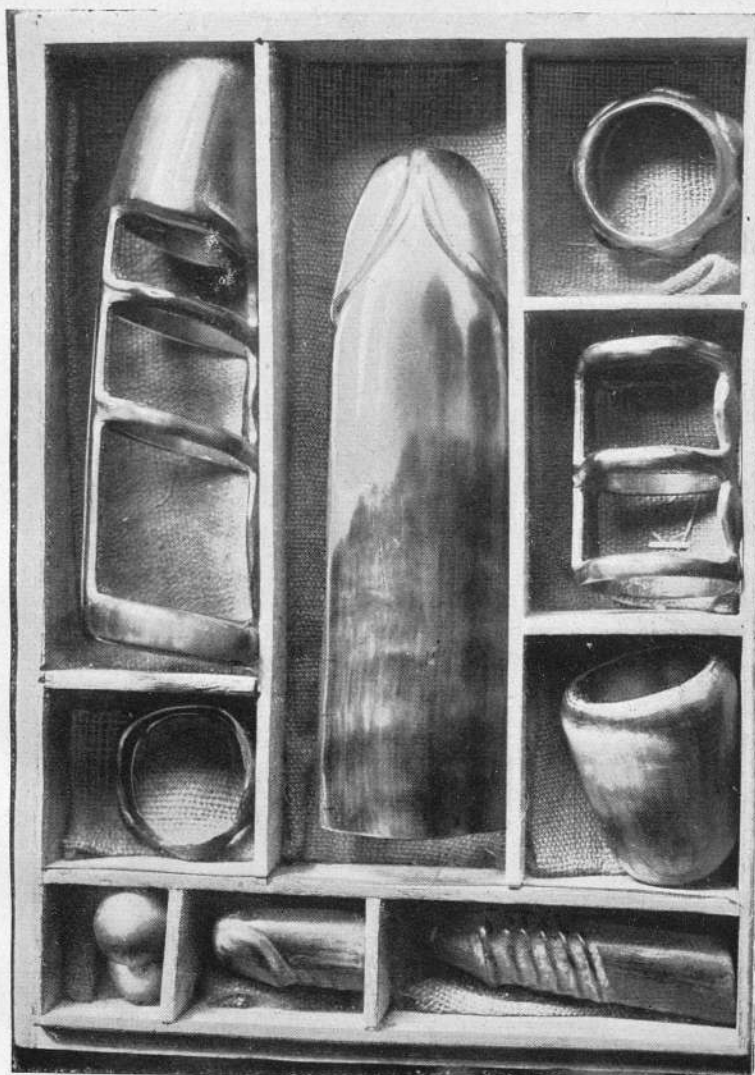


Vaginal-Ersatz

Onaniebehelf eines im Institut für Sexualwissenschaft in therapeutischer Behandlung gewesenen Patienten, von diesem eingesandt
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

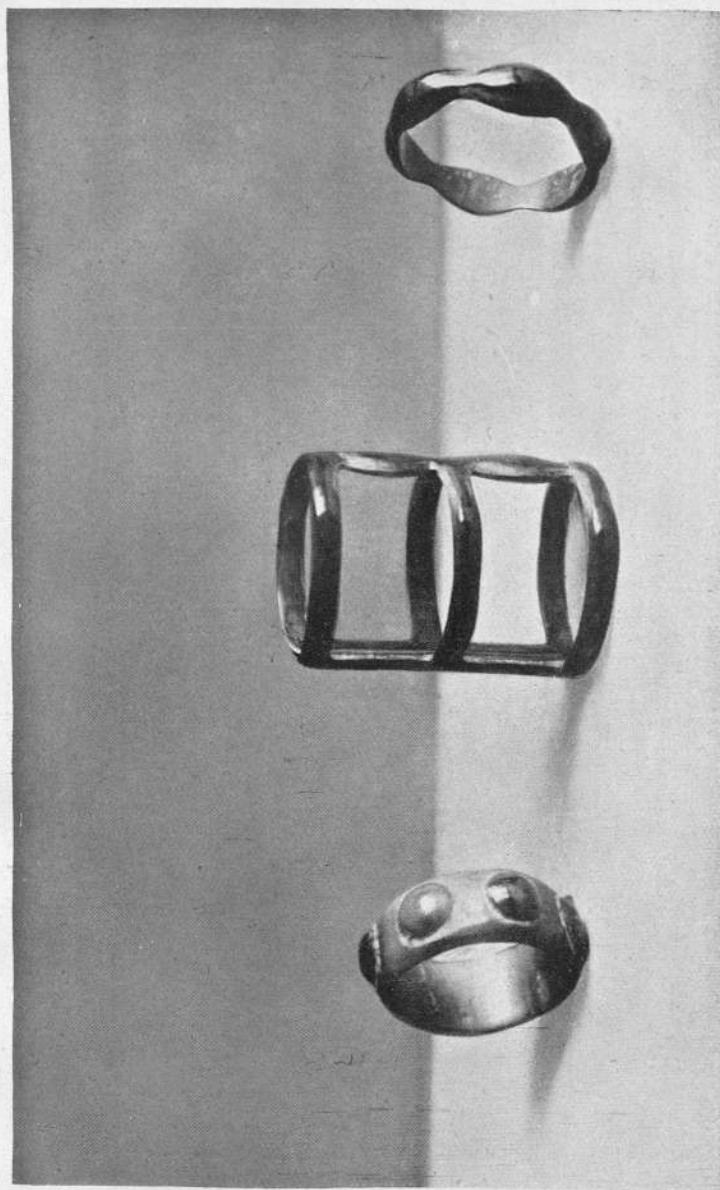


Infibulation des Celsus mittelst Ring (perforatio praeputii)
 Karikatur eines Musikers mit Ring durch die vorgezogene Vorhaut, wodurch Onanie und
 Beischlaf verhindert werden sollen
 (10 cm hohe Bronzefigur aus dem Museum Kirchezianum in Rom)

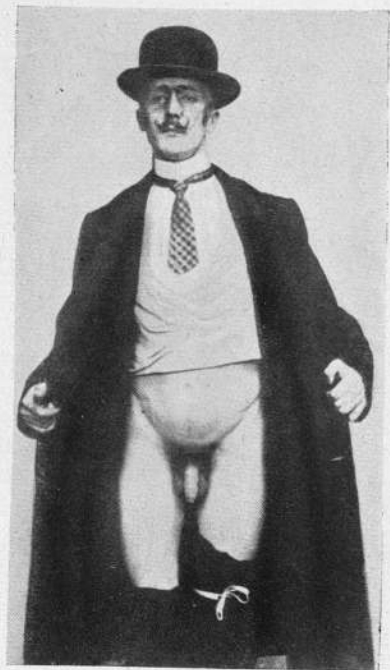


Harikata

Japanisches Instrumentarium zur Sexualbetätigung
 (Reizringe, Reizkugeln, Ipsationsapparate und Peniskorsetts im Dienst der Reizverstärkung, resp. der Abhilfe gegen Ejaculatio praecox)
 (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Einzelaufnahmen aus dem auf Tab. VII abgebildeten japanischen Instrumentarium



Exhibitionist

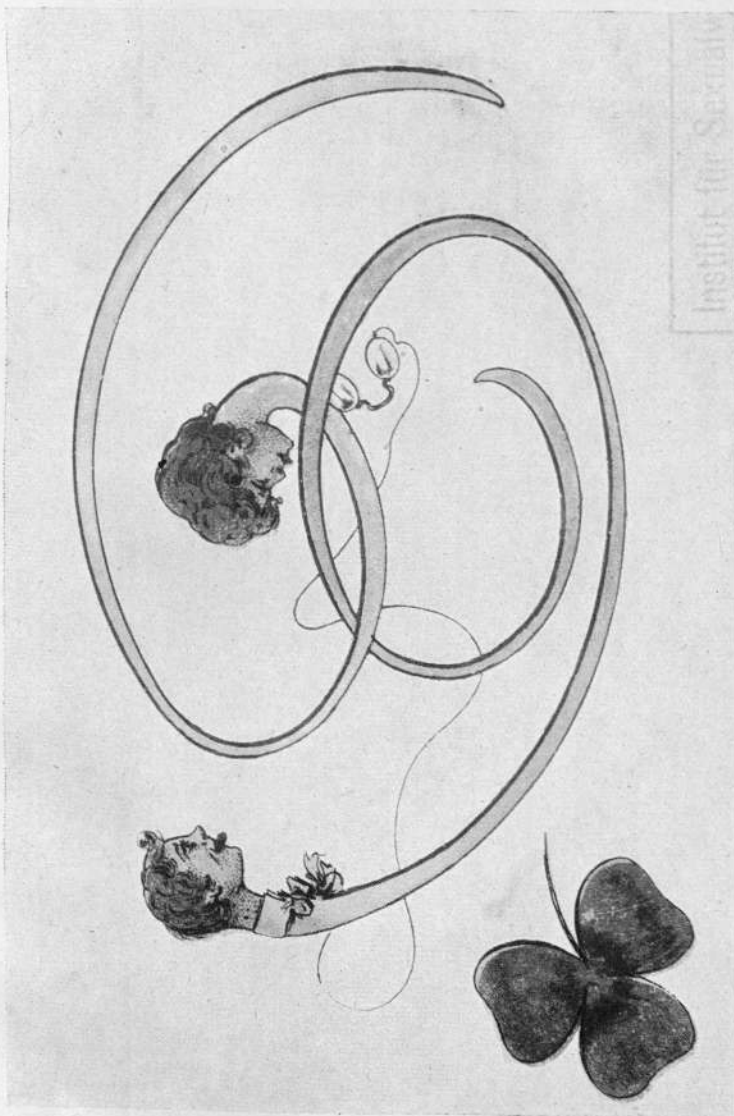
Die Aufnahmen des polizeilichen Erkennungsdienstes in Berlin stellen einen im Berliner Tiergarten wegen exhibitionistischer Akte beinstandeten, anscheinend den besseren Ständen angehörigen Mann dar. Beachtenswert ist der typische lange geschlossene Exhibitionisten-Mantel, nach dessen durch einen Handgriff möglicher Öffnung der Exhibitionist sich in vorbereiteter Entblößung präsentiert. Charakteristisch auch die oberhalb des Knies festgebundenen abgeschnittenen Hosenröhren

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Exhibitionist

Analoge Aufnahme des Erkennungsdienstes Berlin wie bei Tab. IX. Der hier abgebildete Exhibitionist macht einen unverkennbar degenerierten, fast imbezillen Eindruck (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

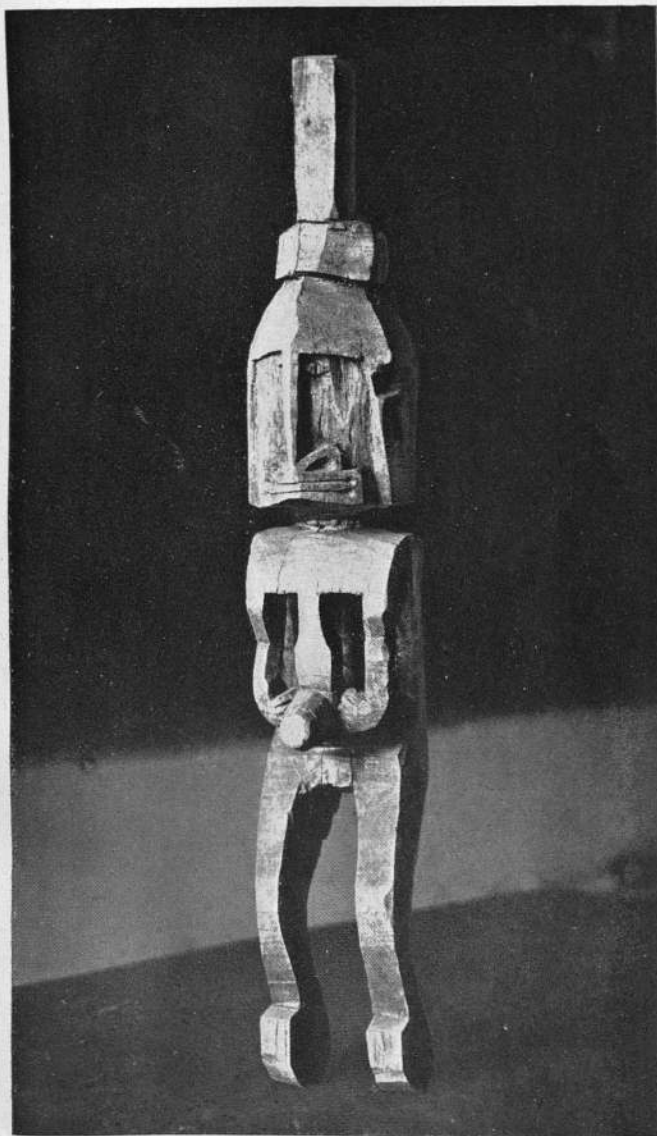


Obszöne Postkarte
 Diese durch lange Zeit gehandelte und nicht beanständete Postkarte entpuppt sich selbst bei oberflächlicher Betrachtung als obszönes, auf den Cunnilingus bezügliches Scherzbild (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Scherz-Revolver

Typische Schnitzerei aus einem russischen Kriegsgefangenen-Lager in Deutschland; als
pygmalionistische erotische Ersatzhandlung angefertigt
(Aus der ethnographischen Abteilung des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus
Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



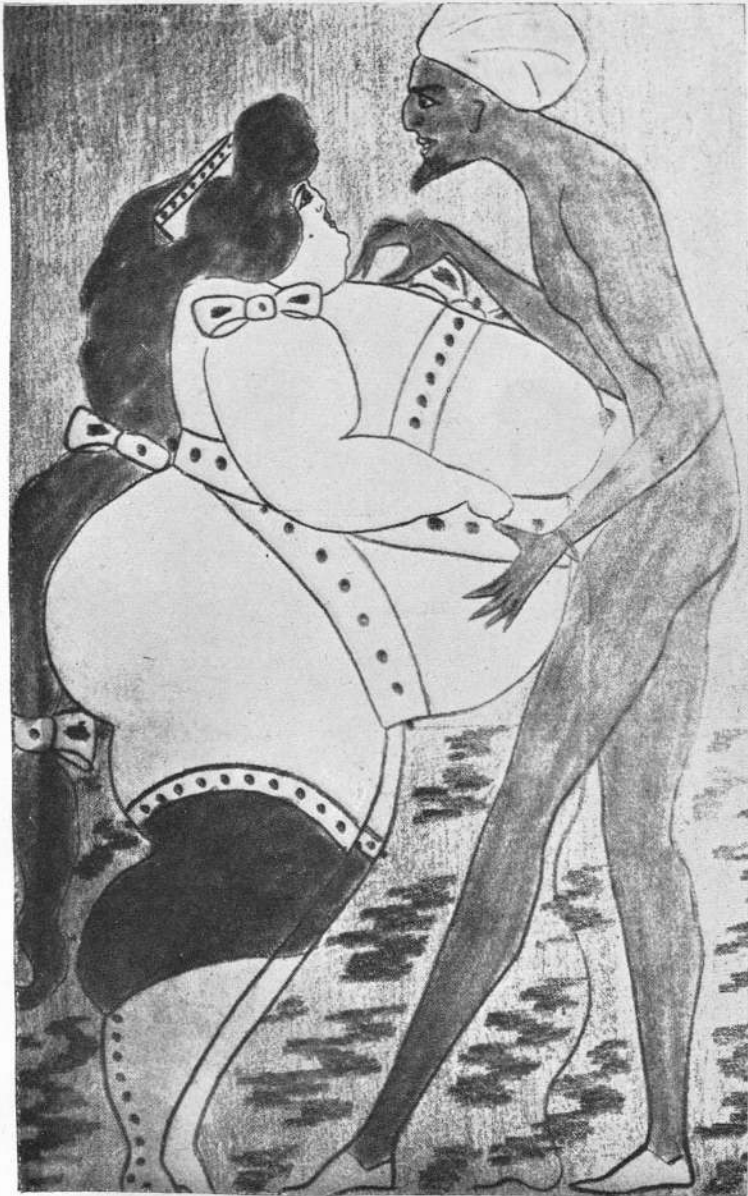
Phallusgötze

In einem Männerhaus in Neu-Guinea

(Aus der ethnographischen Abteilung des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Obszöne Postkarte aus der Sammlung eines Busenfetischisten
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

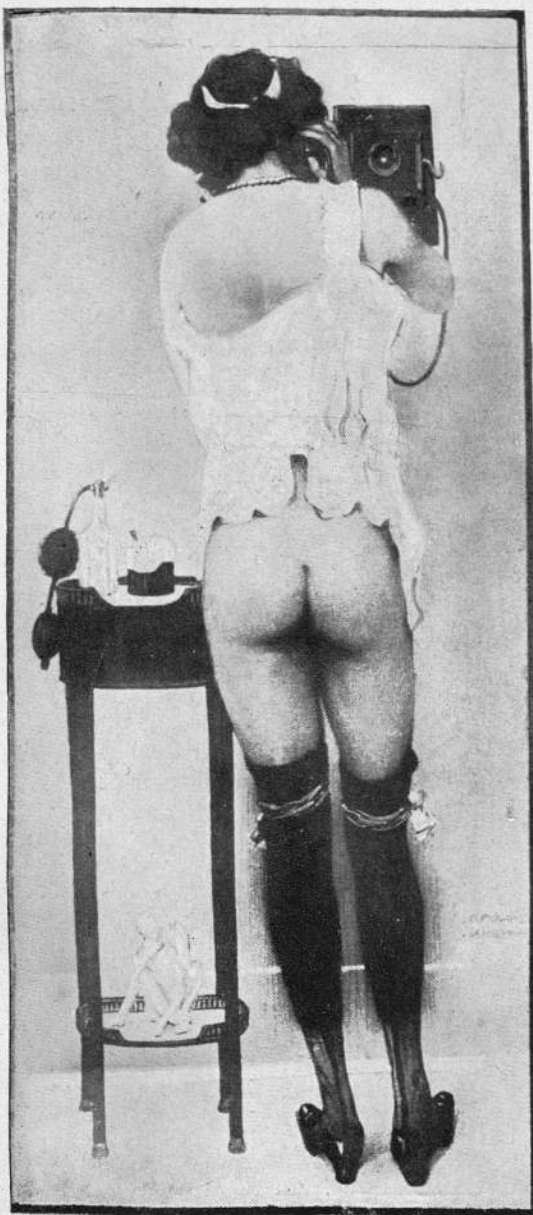


*Graphische Wunschprojektion eines Mannes mit fetischistischer Vorliebe für
orientalisch-starke Frauen*
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Gesäß-Fetischismus

Partiell fetischistische Photographie der Frau eines frontdiensttuenden Landsturmmannes,
die dieser sich ins Feld nachsenden ließ
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Gesäß-Fetischismus

Dieses Bild wurde in einer Sammlung unzüchtiger Bilder beschlagnahmt und der Inhaber der Sammlung unter Anklage gestellt. Der Verteidiger des Angeklagten brachte bei der Verhandlung vor, daß sich eine Vergrößerung desselben Bildes in der Telefonzelle einer der höchsten fürstlichen Persönlichkeiten Deutschlands befindet
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Psycho-sexuelle Wunschvorstellungen eines Strangulationsfetischisten

Die Zeichnung stammt von einem von derartigen sexuellen Wunschvorstellungen bedrängten Maler

(Aus der Mappe des Malers Rudolf Schlichter)

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Psycho-sexuelle Wunschvorstellungen eines Strangulationsfetschisten
Eine zweite Zeichnung des Malers der auf Tab. XVIII wiedergegebenen Vorlage
(Aus der Mappe des Malers Rudolf Schlichter)



Koitus-Ersatz

Entkleidbare, mit allen weiblichen Kleidungsstücken ausgestattete primitive Puppe fast in Lebensgröße

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)

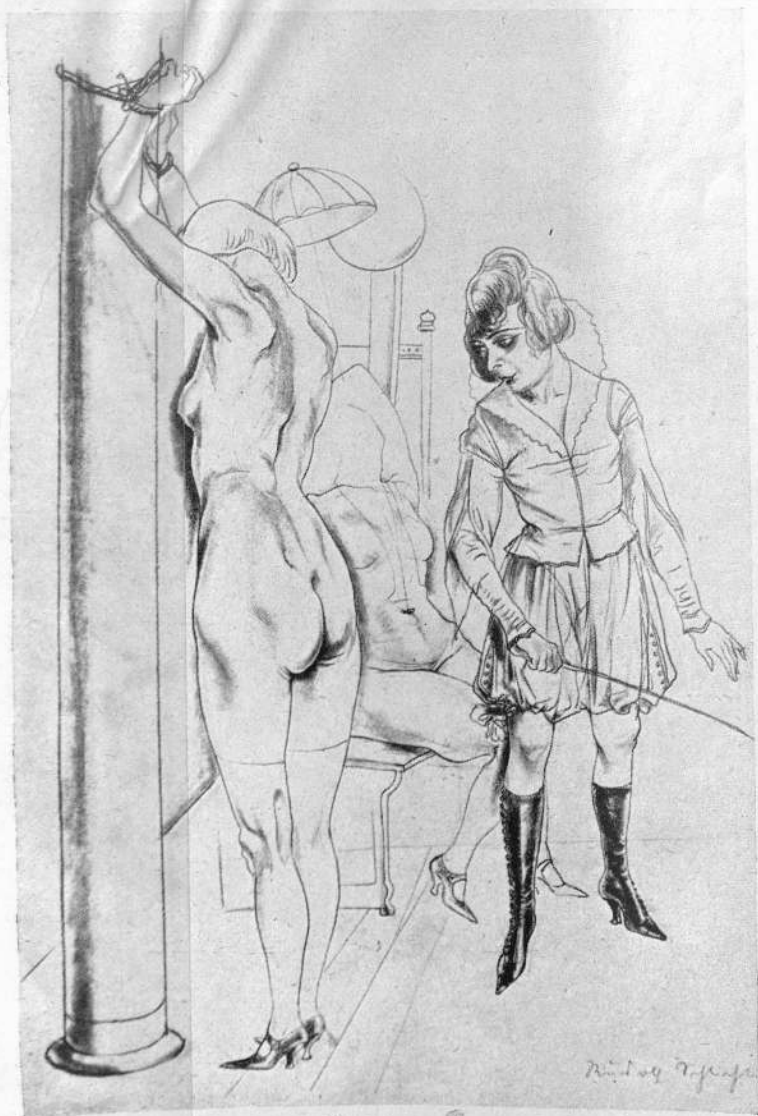


*Französische Buchillustration zu einer flagellantistischen Novelle, in der angebliche Unzucht- und Grausamkeits-Akte der österreichischen Soldateska während des lombardischen Feldzuges geschildert werden
(Hugues Rebell: Gringalette)*



Typische flagellantistische Buchillustrationen

Oben: Die strenge Erzieherin; unten: charakteristisch die Fesselungen
 (Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Psycho-sexuelle Wunschvorstellung eines Sadisten
(Aus der Mappe des Malers Rudolf Schlichter)



Graphische Wunsch- und Ausdruckszeichnung eines sadistisch veranlagten Mannes
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Halluzinatorische Ideen-Projektion eines femininen jungen Mannes, der wegen eines Deliktes, das er in sexueller Hörigkeit begangen hätte, in Untersuchungshaft gekommen war

(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Sekretionsfetisch

Aus einem Bordell in Rio de Janeiro stammend

(Aus der ethnographischen Abteilung des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



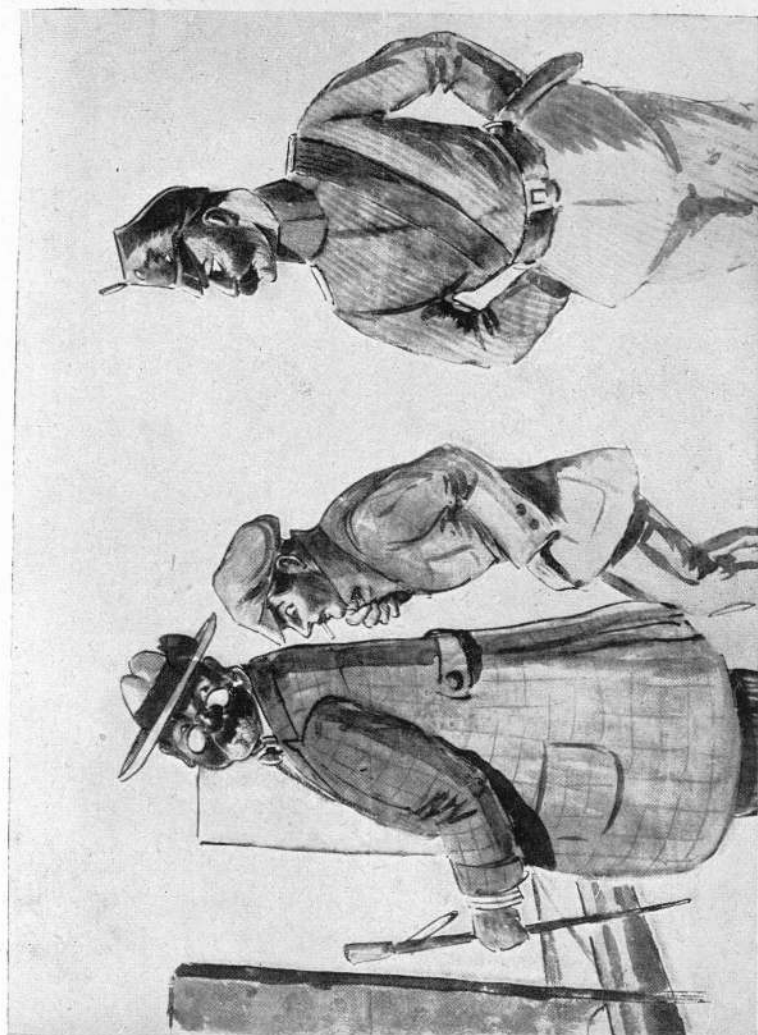
*Von einem mehrfach abgestraften Kinderschänder in Stettin gesammelte Kinder-
bildnisse*

Tableau aus dem Berliner Kriminalmuseum
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



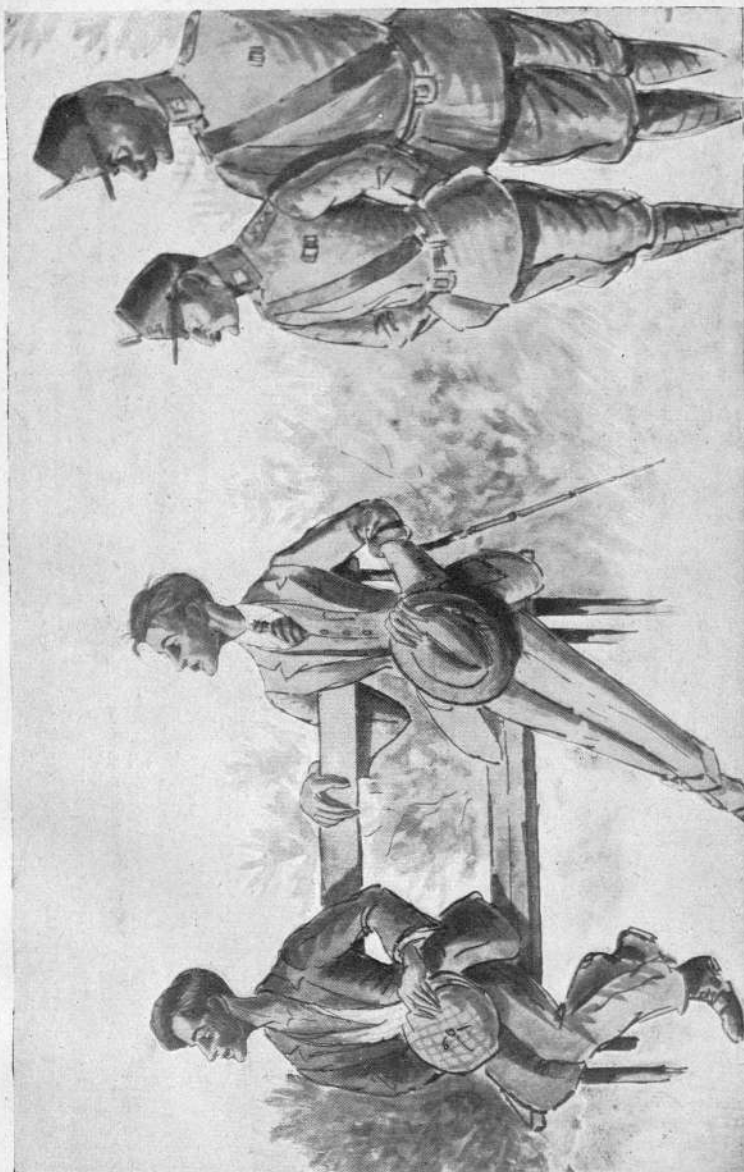
Situations-Aufnahme am Tatort des Lustmordes, den der Polizeiwachmeister Gerth an den beiden Frauen Hoffmann und Trautmann in der Schättermacherstraße in Berlin beging

Die Witwe nach ihrer Auffindung
Photographie aus dem Berliner Kriminal-Museum
(Archiv des Instituts für Sexualforschung, Berlin)



„Dicke Luft“

Farbige Zeichnung aus einem homosexuell-karikaturistischen Zyklus
(Narzitisch betonte psychosexual-pathologische Projektion eines homosexuellen Arztes. Der
Jüngling trägt die Züge des Zeichners selbst)



"Verdächtig!"
Karikaturistisch gefärbte psychosexuelle Projektion aus derselben Blattserie, der Tab. XXIX entnommen ist
(Archiv des Instituts für Sexualwissenschaft, Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung, Berlin)



Die mit ihrem Freund abgebildete Person in Frauenkleidern (transvestitischer Homosexueller) vergiftete sich später aus unglücklicher Liebe zu einem Rechtsanwalt, der dann auch dem Revolver-Attentat eines jungen Homosexuellen zum Opfer fiel
Der Rechtsanwalt liebte hysterische Weiblinge



*Photographie eines homosexuellen Freundespaares, das gemeinsam in den Tod
gegangen war*

Das Bild ist die Totenbeschauaufnahme im Hamburger Hafenkrankehaus, wohin sie ein-
geliefert worden waren